

# NDL

## NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Chefredakteur: Wolfgang Joho

Redaktionskollegium: Helmut Hauptmann, Rosemarie Heise

Henryk Keisch, Achim Roscher, Elli Schmidt, Paul Wiens

## INHALT

|  |     |
|--|-----|
| Gespräch zum Programmentwurf der KPdSU . . . . .                             | 3   |
| Agnes / <i>Dieter Schlenstedt</i> . . . . .                                  | 5   |
| Eine westdeutsche Textilarbeiterin erzählt / <i>Elfriede Brüning</i> . . . . | 46  |
| Jüdische Chronik / <i>Jens Gerlach</i> . . . . .                             | 59  |
| Gegenstand der Kunst und des ästhetischen Empfindens / <i>Hans Koch</i> .    | 67  |
| Nachdichtungen junger Sowjetpoesie / <i>Franz Leschnitzer</i> . . . . .      | 87  |
| Gedicht / <i>Manfred Bieler</i> . . . . .                                    | 94  |
| Werkstattberichte / <i>Wolfgang Jobo</i> . . . . .                           | 96  |
| Gedichte / <i>Uwe Berger</i> . . . . .                                       | 107 |
| Dramatische Figur oder soziales Modell? / <i>Henryk Keisch</i> . . . .       | 109 |
| Brief eines Dichters an einen anderen / <i>Heinrich von Kleist</i> . . . .   | 114 |
| Gedichte / <i>Gerda Schultz</i> . . . . .                                    | 116 |

## NEUE BÜCHER

*Gerhard Wolf*: Politische und ästhetische Maximen (Stephan Hermlin, „Begegnungen“), S. 119; *Horst Hölzel*: Für Tiefe und Breite ein Beispiel (Anna Seghers, „Das Licht auf dem Galgen – Eine karibische Geschichte“), S. 124; *Klaus Walther*: Die gelben Hefte (Reihe „Das neue Abenteuer“), S. 128; *Klaus Geißler*: Deutsche Geschichte im politischen Gedicht („Politische Gedichte der Deutschen aus acht Jahrhunderten“), S. 134.

## UMSCHAU

*Hans Baumgart*: Schriftsteller im Kampf gegen den Faschismus, S. 140; *Claus Hammel*: Klassiker und Zeitgenosse Rehfish, S. 148; *Helmut Baldauf*: Romeo und Julia in der Sackgasse, S. 154; *Schota Rewischwili*: Deutsche Literatur im Ausland, S. 155; Informationen u. a.

## GESPRÄCH ZUM PROGRAMMENTWURF DER KPdSU

*Frage:* Genosse Strittmatter, könnten Sie uns sagen, was Sie am neuen Programmentwurf der KPdSU besonders beeindruckt hat?

*Antwort:* Sehr gern. Mich hat der ganze Programmentwurf beeindruckt. Wie könnte es anders sein? Viele meiner Träume finden darin ihre Bestätigung. Wie Sie wissen, arbeite ich in der Landwirtschaft, und in meinen schriftstellerischen Werken behandle ich in der Hauptsache das Leben der Landbevölkerung. Da ich mir zum Prinzip gemacht habe, neben meiner schriftstellerischen Arbeit auch täglich körperlich zu arbeiten, gefällt mir der folgende Satz, den ich in der Kurzfassung des Programmentwurfs von TASS las, sehr gut: „Der Sieg des Kommunismus bedeutet organische Verbindung der geistigen und körperlichen Arbeit.“

Sie wissen, daß wir soeben einen regenschweren Sommer hinter uns haben, der uns nicht nur den Getreideertrag etwas schmälerte, sondern uns auch bei jedem Regentag in den inneren Kampf zwischen Pflichtbewußtsein und witterungsbedingter Ohnmacht stürzte. Dabei hat man sich oft gefragt, wann sind wir so weit, daß wir auch das Wetter beherrschen? Es ist doch wirklich peinlich und menschenunwürdig, daß wir in diesem Punkt noch von den „Mächten des Himmels“ abhängig sind. Wenn man jetzt also im Programmentwurf der KPdSU den Satz liest: „Die Abhängigkeit der Landwirtschaft von den Naturelementen wird auf ein Minimum reduziert werden!“, so ist man froh und atmet auf. Es behagt mir eigentlich nicht, mich hier als Schriftsteller mit dünnen Tagesworten zu einem so weltgewichtigen Dokument wie dem Programmentwurf der KPdSU zu äußern.

*Frage:* Oh, Sie dürfen sich auch poetisch dazu äußern. Aber können Sie das schon?

*Antwort:* Wenn ich es recht bedenke: Ja. In den letzten Tagen blätterte ich in meinem Schauspiel „Katzgraben“ und stieß auf den Epilog: Eine Gruppe von Bauern träumt dort in die Zukunft. Diesen „Blick in die Zukunft“ schrieb ich ungefähr 1950, also vor rund zehn Jahren, nieder. Als ich ihn jetzt wieder las, wurde ich recht froh: meine marxistischen Träumereien (wenn ich einmal so sagen darf) von damals stimmen. Allein, etwas ist doch anders, wenn ich diesen Epilog heute lese. Damals war ich fast ein wenig bestürzt über meine Kühnheit. Wenn ich den Epilog hätte selber lesen müssen (es haben ja Schauspieler für mich getan), so hätte ich wahrscheinlich etwas verhalten und zögernd gelesen. Sie wissen, daß wir da-



mals in der Deutschen Demokratischen Republik mit den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften noch ganz am Anfang waren. Viele meiner „Phantasien“ sind in den vergangenen zehn Jahren schon Wirklichkeit geworden. Alle anderen werden bis 1980 verwirklicht sein. Das bestätigt gerade der neue Programmentwurf der KPdSU.

*Frage:* Könnten Sie uns diesen Epilog einmal sagen?

*Antwort:* Gern.

*Dann werden wir nicht mehr um Regen bangen.  
Auf wassersatten Feldern werden Gurken wachsen.  
Melonen. Hier der Teich.  
Wir haben ihn  
bestimmt. Die Landschaft werden wir verändern.  
Im Teichschilf wird das Wildgeflügel nisten.  
Quappfette Karpfen furchen das Gewässer.  
Wer wird uns hindern, Reis und Sojabohnen,  
im Waldschutz Baumwollpflanzen anzusiedeln?  
Dem Wind muß man die freche Zunge stutzen.  
Er soll sich säuselnd in den Sträuchern fangen.  
Rainauf, rainab wird's in den Blütenbecken summen,  
der Honig in den Bienenbeuten blitzen.  
Das Obst wird umgeschult. Das Wildgestäude veredelt.  
Der Tollkirschenfrucht das Gift entzogen.  
Und das zähe Wurzelwerk der Quecke  
dem Weizen angepaart. Kein Halm, kein Strauch  
darf unerkant, darf ungenutzt verblübn.  
Und ohne Grenzstein bis zum Horizont  
fruchtvoll die Felder der Genossenschaften,  
Gemeinbesitz, bebaut gemeinsam.  
Maschinen säen und Maschinen ernten.  
Kein Brocken Brachland, alle Öden grün.  
Der Weizen wächst auf Lüneburger Heide.  
Der Berg, den ehemals auch nicht tausend Hände  
von seiner Urzeit-Stelle rücken konnten,  
weicht einem Fingerdruck, die Flüsse ändern  
den Lauf, das Wasser fließt bergan.  
Die Menschen meistern den Planeten Erde.  
Und diese Zukunft kann man wie sein Leben lieben;  
für solch ein Leben wird man alles wagen.  
Und jede Tatze, die es ankrallt, niederschlagen.*

(Für Radio Moskau)



## AGNES

„... und so sage ich: Was immer ihr tut, lacht nur dabei und fürchtet das Ende nicht.“ Alfred, der Festmeister des Abends, kam wahrhaftig schon zum Schluß. „Und dennoch, gedenkt der Heimsuchungen, ihr Lieben, der glücklich vergangenen und der finster drohenden Stunden, ich meine die Stunden der Prüfung.“ Er hob sein Glas. – So war er immer: ein Sprüchemacher. Ernst sahen wir ihn beinahe niemals, und Grund zu Späßen hatte er genug an diesem Tage. Das Studienjahr war vorbei, die Prüfung überstanden, am anderen Tage begannen die Semesterferien, ein langer Sommer lag vor uns: Wie sollten wir das nicht feiern! In einer Ecke des Cafés hatten wir Tische zur Tafel zusammengestellt, die Runde war ausgelassen. „Herr, wie denken Sie sich das?“ rief es. „Gebraucht denn der Mensch die schönen Wörter ohne Verstand? Da sagt er heimsuchen, das gute alte heimsuchen, janusköpfig, ungenau, denn was bedeutet es? Gleichmaßen friedlichen Besuch wie feindlichen Angriff. Dialektik der Wirklichkeit – das wissen Sie doch sicher, Herr Kandidat!“ Lachen unterbrach sie, und: „Laßt das, laßt es um Gottes willen! Keine Silbe von der Prüfung!“ schrien alle. „Sie müssen den Ernststrahl in diesen munteren Kreis schleudern. Trinken wir endlich! In den Styx mit den Studien- dingen! Auf die Ferien, prost!“

„Aber bevor ich's vergesse, und bevor ihr in den Sumpf der Lustbarkeit versinkt, ein weiteres, tieferntes Wort.“ Alfred hatte noch immer sein Glas in der Hand. „Dies ist nicht einfach ein fröhlich Zusammensein – hier müssen Selbstverpflichtungen abgegeben werden. Aus Kompassen – aus Kompassionen möchte ich beinahe sagen – besteht das halbe Leben.“ – Ungestört sollte er nicht enden: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich tanzen gehn!“ – „Das hast du gut gelernt, mein Sohn. Aber nun schweige mal fein still: Helden sind unter euch. *Ihr* schwimmt vielleicht zu eurem Vergnügen. Wir drei nicht. Ein Wettkampf steht bevor, unsere zwei berühmten Schwimmer und ich bescheidener Anfänger, wir sind ausgewählt. Übermorgen ruht auf uns das Auge der Nation, denn wir werden antreten den Weg ins Abendland. Mögen wir also da drüben das Morgenland wacker vertreten, mögen wir Glanz und Ruhm an unsere Fahnen...“ – „Und so weiter, und so weiter“, von der anderen Seite des Tisches kam es, „wohin führt dich der Schwung deiner Rede? Wolltest du

nicht *bescheidener* Anfänger sein?“ Agnes sagte es, die beste von uns drei Wettkämpfern. „Wer wird es denn so genau nehmen“, antwortete Alfred, „also: ... mögen wir uns nicht blamieren, so gut wir können. Aber ich sehe, meine Worte gefallen nicht, man schwatzt, man weiß nicht um die Größe des Augenblicks. Ich setze mich und schweige.“ Natürlich dachte er nicht daran, er ging auf Agnes zu, verbeugte sich, bot ihr den Arm. „Immer kulturvoll, verstanden!“ rief er noch über die Schulter.

Wie sie dann miteinander tanzten, waren sie ein seltsames Paar: Alfred mit seinem breiten, lachenden Gesicht und Agnes, die feingliedrige, nachdenkliche Agnes. Hatte er nicht Schweigen gesagt? Das konnte er nicht. Agnes sah ihn an, aus ihren dunklen Augen; manchmal auflachend, belustigt, und im Grunde weit fort von seinen Späßen. Vielleicht war sie uns ein wenig zu ernst; aber es war gut, mit ihr zusammen zu sein. An sie wandten wir uns, wenn es uns schwerfiel, und sie half. Wir mochten sie sehr, ihre Gescheitheit, ihre strenge Heiterkeit. Wie wollte das zu Alfreds lautem Lachen stimmen? Aber sie verstand es, auch ihn zu nehmen, wie sie eben mit allen auszukommen wußte in der Gruppe oder im Training, das war ganz gleich.

Wir waren froh an diesem Abschiedstag vor den Ferien. Die aufgeregten Tage vor den Prüfungen waren noch nicht vergessen, und es hatte uns hier das Gefühl zusammengeführt, die Gemeinsamkeit der Vorbereitungen dürfe nicht so einfach abbrechen, sie müsse in einem glanzvollen Schlußakkord weiterdauern. War da das Wort von der Heimsuchung gefallen? War damit das nächste Jahr gemeint? – Nur spaßhaft war es dahergesagt.

Und doch, mit diesem Abend – so scheint uns heute – beginnt Agnes' bittere Geschichte, deren Beginn wir in aller Nähe miterlebten und die wir später, viel später ganz von ihr erfuhren.

Der Himmel war wolkenlos. Die Sonne hatte einen grellen bewegten Spiegel über das Wasser gebreitet, man mußte die Hand vor die Augen legen, wollte man das kunstvolle Schrauben verfolgen, das die Leiber vom hohen Brett in die Tiefe wirbelte. Kleine Fontänen spritzten auf, schaumig verteilten sich die Wellen im Kreis. Hoch ragten die Tribünen: hell gekleidete Menschen, leuchtende Reklamen, bunte Fahnen – das farbige Bild eines sportlichen Festes im Sommer.

Dann kamen die Schwimmer. Der Startpfiff erlöste den summenden Ton der Erregung; das Wasser klatschte, als die abschnellenden Körper untertauchten und die Jagd begann. Die dunklen Kappen gewannen Raum, das Schreien von den Seiten des Beckens her stieg über die Tribünenwände hinaus. Plötzlich waren die schwarzen Punkte in der glitzernden Weite verschwunden, und ehe man vermutet hatte, näherten sie sich wieder der



schneeweißen Ziffer am Ende ihrer Bahn. Rhythmisch erschallten jetzt die Rufe, der unterschiedslose Lärm fand sich im Doppellaut, der zusammenklingend und gegeneinandertönend die Zuschauer auf den Bänken und den kleinen Trupp der Gäste auf dem Betonrand verschmolz und auseinanderriß. Die Prüfung, die jeder der Schwimmer abzulegen hatte, ging auch die draußen an; in ihr wollte sich Können und Fleiß aller bewähren. Aber wie die Kämpfenden Kopf an Kopf ihre Kräfte zu steigern vermochten, so schwang sich aus Bangen und Hoffen der Parteien die Lust der Begeisterung, die sie vereinte.

Beifall umjubelte später die Sieger auf dem Podest, man umdrängte die Trainer, die auf winzigen Zetteln die Chancen ihrer Mannschaften ausrechneten. Agnes aber saß am Beckenrand, sie blickte nach denen nicht, die da abgeschlagen als letzte das Ziel erreichten; sie achtete derer nicht, die da frohlockend ihre Kappe abstreiften. Sie sah nur das Sonnenfunkeln, den hellen Grundstreifen in der silbrigen Grüne, sie schämte sich.

„Na, das nächstmal besser!“ sagte eine Stimme in ihr Träumen hinein. Agnes schaute hoch. „Habe ich hier auch noch Platz? Übrigens, ich heiße Roland.“ Sie rückte ein wenig zur Seite, und nun hockten sie nebeneinander. Von Zeit zu Zeit sprachen sie, halblaute Bemerkungen waren es nur, unberührt beinahe von der Aufregung des Kampfes. –

Am Abend waren alle beisammen. Man hatte sich in einem Restaurant getroffen, in der Nähe des großen Parks, der sich bis hin an den Rhein erstreckte. Die Beklemmung war rasch gewichen, jene Ferne, die Fremde mitunter befällt, wenn sie sich zur Geselligkeit versammeln, jenes Nichtwiedererkennen in veränderter Umgebung und festlicher Kleidung. Es waren Ansprachen gehalten worden, man hatte der vielen Hindernisse gedacht, die ihrem Wettkampf entgegengestanden, die aber doch endlich geschwunden waren. In der Hauptsache hatte man vom guten Verstehen und von der Fairneß des Gegners gesprochen, und es hatten alle empfunden, wie gut es war, zusammen zu sein. Nun wurde getanzt.

Agnes und Roland standen auf der Terrasse, von deren Stufen das Ufer in sanfter Neigung zum Wasser abfiel. Hinter sich spürten sie das Drehen des Tanzes, durch die geöffneten Fenster und Türen drangen Musik und Festesfreude. Roland erklärte: Links konnten sie in dem matten Licht, das die untergegangene Sonne gegen die Wolken warf, den Hafen sehen. Er war nicht der größte in diesen Rheinstädten, und doch konnte man über eine halbe Stunde an ihm entlanggehen. Rechts die Biegung nach Westen zu, mit der der Strom seinen Ausflug gegen die Stadt beendete. Schlepper kämpften sich stromauf, aus den Schornsteinen mit dem gelb-rot-gelben Ring hing der Rauch über ihre Kähne. Es war dies der Rhein, der dem Handel gehört und der Industrie.



Agnes hörte zu. Es war friedlich hier, doch es war nicht der Rhein, mit dessen Namen sie eine feste Vorstellung verbunden hatte – von Weinberghängen, von bewaldeten Höhen auf beiden Seiten, von Freundlichkeit; da hatte nichts mitgespielt von regem Verkehr, den das Wasser von Nord nach Süd, von Süd nach Nord trug, nichts von langweilig-selbstbewußtem Strömen, nichts von Häfen. Sagte sie es auch? Roland erzählte jetzt von dem anderen Rhein, da oben, an Koblenz vorbei und weiter, und er tat es in dem singenden Ton mit den schwankenden Vokalen, der den Menschen hier eigen ist. „Das also ist unser Rhein.“

„Still ist es“, sagte Agnes. Der Lärm, der allgegenwärtige Lärm auf den überfüllten Straßen vor allem hatte sie die Fremde spüren lassen. Sie war zum ersten Male hier, aber den hellen, freundlichen Trubel der Gehsteige, die früh aufflammenden Neonstreifen und Leuchtbuchstaben, das Dichtandicht der parkenden Wagen hätte sie in Berlin auch sehen können – was ihr an diesem Nachmittag das Anderswo in jedem Augenblick zu Bewußtsein gebracht hatte, das war der quälende Betrieb der Autos, Motorroller, der Fußgänger, der Mopeds und Straßenbahnen, die quirlende laute Geschäftigkeit. Klein, müde war sie an den ragenden Fassaden neuer Geschäftshäuser vorbeigegangen. Es tat ihr wohl, jetzt in dieser Stille zu stehen.

Sie sprach weiter: Da hatte er vom Rhein erzählt, er hatte „unser Rhein“ gesagt, und er konnte es auch. Er konnte stolz sein auf den Fluß, auf seinen Ruhm, er konnte stolz sein auf diesen Rhein der Kaianlagen und Brücken, auf den Verkehr, der vom Reichtum zeugte. Aber sie konnte das nicht. Sie brauchte sich nur vorzustellen, sie würde zu Hause berichten, an „unserm Rhein“ habe sie gestanden, so wurde klar, daß es nicht anging. Doch während sie das sagte, fühlte sie, daß auch sie vielleicht „ihren Rhein“ hatte: den Fluß in den Liedern, der an Ruinen vorbei seinen Lauf nimmt und an heiteren Weinernten.

Das konnte er nicht verstehen. Wie, nicht ihr Rhein, Deutschlands gewaltiger Strom? Da war es doch gleich, woher einer kam, von hier oder von drüben. „Deutschland ist ein zu großes und verdächtiges Wort“, sagte Agnes, „bei alldem, was war und was ist.“ – „Verdächtig? Zwar, es leistet sich eine ganze Menge, dieses komische Land. Aber manchmal möchte ich doch glauben, es ist ganz tüchtig. Na ja, ein bißchen überholt ist der ganze Nationalkram wohl. Aber seit wann sagt denn ihr so was?“ – „Das meine ich nicht. Nur: Wir sind zwei Länder.“ – „Ihr nehmt es aber auch zu genau. Irgendwie und irgendwann werden diese zwei Länder schon einmal wieder zusammenkommen, sie gehören ja auch zusammen, trotz allem.“ – „Sie sind aber nicht zusammen“, antwortete Agnes.

Sie gingen zurück zu den anderen, tanzten wieder, ihre Augen hielten ein-

ander fest, bis der Abend zu Ende war. „Auf bald in Berlin!“ – „Ihr kommt doch gewiß?“ – „Wir werden uns schon revanchieren!“ so sprach es durcheinander. Inmitten des Aufbruchs gaben sich Roland und Agnes die Hand.

Die wenigen Monate vergingen schnell. Der Herbst kam, unter Regenschauern wandelte er sich in den Winter. Und als Weihnachten vorüber war, wurden die Gäste erwartet. Hin und her über die Grenze waren die Nachrichten gegangen, die Briefe zwischen den Mannschaften, ein, zwei Karten zwischen Roland und Agnes, spärliche Lebenszeichen, die von sportlichen Kämpfen und Wohlergehen meldeten. Heute nun sollten sie kommen.

Sie waren schon da! Aus dem Zug drängten sich die Freunde, noch in der Wagentür schwenkten sie grüßend die leichten Koffer, winkten den Gastgebern zu, die sie auf dem Bahnsteig empfingen. Agnes war dabei. Sie hatte nicht viel gefragt, hatte sich der kleinen Abordnung angeschlossen, und hätte man den Grund wissen wollen oder hätte sie vor sich selbst Rechenschaft ablegen sollen – nichts Rechtes hätte sie vorgebracht. Was war denn geschehen? Sie hatten nebeneinandergesessen während der Kämpfe drüben, sie hatte sacht seinen Arm berührt nach dem Sieg. Sie hatten getanzt an jenem Abend, und für eine Weile waren sie hinausgegangen auf die Terrasse. Vor ihnen war der Rhein gewesen, kühl hatte es heraufgeweht nach der Hitze des Tanzes. Aber das war es: Später erst hatte sie gefühlt, wie dieser Tag eine Brücke geschlagen von einem zum anderen. Roland mußte hoffen, sie hier zu sehen. – Doch weshalb dachte sie, sie müsse gleich fortgehen, ehe er dort in der Tür erschien, ehe seine Augen ihr *nicht* guten Tag zuriefen und er sie ansah wie *irgendeinen* hier. Weshalb hatten ihr Furcht und verlegene Scham alle Wirklichkeit weit entrückt? Sie sah sich warten, ein kleiner Punkt auf dem Bahnsteig unter den riesigen, dunklen Stahlbögen, unverlangt und trotzdem da. –

Während der Ankunft stand sie neben Alfred. Ihre Blicke streiften die Ankommenden nur, suchten. Da fiel uns der blonde Krauler wieder ein, und wir, die wir heiter lächelnd, ein wenig gönnerhaft auch aus überlegener Ruhe ihr Beieinander an jenem Wettkampftag beobachtet, die wir schmunzelnd ihren Abstecher auf die Terrasse bemerkt – wir sahen jetzt mit Verwunderung, daß alles Blut aus ihrem Gesicht gewichen war, und ahnungsweise wurde uns ihre Unruhe bewußt. Wir dachten: Was doch auch die Ferne vermag! Da begegnet man sich für kurze Zeit, man spricht und blickt sich an, trennt sich wieder, und während die Wochen verstreichen, gewinnt das blasse Bild des Abschieds unmerklich scharfe Konturen, wir geben ihm die Farbe unserer Zuneigung, tieferes Gefühl ent-



steht, und das Wiedersehen wird mit Sehnsucht erwartet. Aber dieser Gedanke schien uns bald zu verwegen, er war eigentlich nicht göltig; denn wie die beiden sich dann gegenüberstanden, das unterschied sie für uns – die wir sie verstohlen im Auge behielten – nicht von den anderen allen.

Endlich trat Roland auf sie zu. Widerborstig stieg sein kurzgeschnittenes Haar in die Höhe, er hatte ein helles, offenes Gesicht, seine Augen waren braun, von jenem Braun, das Agnes so gern hatte. Er schaute sie an wie ein alter Freund, mit ruhiger Herzlichkeit, dann faßte er ihre Hand. „Besseres Glück und bessere Kondition wünsch ich für morgen.“

Man brach auf. Draußen standen die Busse, in rascher Fahrt ging es davon. Roland und Agnes hatten nebeneinander Platz gefunden. Während hinter den großen Fenstern die wintergrauen Straßen vorbeisausten, wurden nur wenige Worte gewechselt.

Alfred übernahm die Fremdenführerrolle. Er war ganz Marktschreier, er rief: „Damen, Herren, zur Rechten sieht man wie zur Linken, einen halben Treptower Park herüberwinken. Das beliebte Sonntagsziel des Berliners mit dem Alten Eierhäuschen, zu dem Sie der Weg am Wasser entlang unfehlbar führt, wenn Sie modernere Gaststätten bitte meiden wollen. Auf der anderen Seite erblickten Sie soeben das Rohr für die in letzter Zeit wieder aktuell gewordenen Himmelsbetrachtungen.“ Man lachte, ließ ihn gewähren, und von allein hörte Alfred nicht wieder auf: „Damen, Herren, wenn Sie jetzt scharf nach rechts schauen wollten, so sähen Sie nichts Besonderes. Aber wenn Sie sich den Bahndamm weg-dächten, so könnten Sie den hochberühmten und hochdotierten Fernsehfunk erblicken, welcher ist einer der besten der Welt. Selbst alte Damen in Hamburg sollen keinen anderen Sender einstellen, höre ich.“ Wenig später rief er: „Grünau wurde soeben erreicht. Erinnern Sie sich gefälligst der olympischen Tage! Wenn es auch keine Schwimmer sind, die sich hier abmühen, aber mit dem Wasser haben die Regattaleute entfernterwise doch etwas zu tun. Machen Sie sich im übrigen auf das Ende der Fahrt gefaßt.“ – Roland hatte sein Zimmer erhalten. „Bleibst du noch ein wenig?“ hatte er gefragt, ehe er hinaufgegangen war. Da hatte er nun „du“ zu ihr gesagt. Als sie im Bus saßen, als sie sich auf dem Bahnhof wiedersahen, als sie drüben miteinander sprachen, war es vermieden worden. „Man“ hatten sie gesagt und „wir“. Doch nun war das „du“ aus den Umschreibungen hervorgebrochen, und Agnes fühlte, daß so Tage herausgehobener Besonderheiten begannen. Sie wußte auch endlich schmerzhaft genau, warum sie hierher mitgekommen war: Sie wollte die Dinge nicht gehenlassen, wie der Zufall sie fügen mochte.



Gezählte Stunden waren es, sie verflogen, ausgefüllt mit Ereignissen, und bald gingen sie zur Neige. Am Morgen des folgenden Tages mochte es noch angehen, da lag noch alles vor ihnen: die Spannung des Wettkampfes, das Nebeneinandersitzen auf den Kachelbänken im hallenden Raum des Schwimmbeckens, die Fahrt durch die Stadt, die den Gästen wechselnden Einblick gewähren sollte in das Leben hier. Aber als der Abend kam, war ihnen, als hätten sie den Tag ungenutzt vertan. Denn schon war wieder das Fest heran, wieder saß man erzählend um weißgedeckte Tische, wieder erhielten die Sieger ihre Urkunden – alles war wie damals. Für sie aber, für Agnes und Roland, war alles anders. „Auf Wiedersehen“, so hatten sie damals gesagt. Wie würde es morgen sein?

Wir freuten uns über Agnes. Sie war auf der Habenseite unserer Vorbilanz nicht erschienen, nach den Zeiten, die bei ihr zu Buche standen. Zuerst hatte es auch nicht so ausgesehen, als sollte sie als Beste anschlagen. Aber mit kräftigen Zügen hatte sie Zentimeter um Zentimeter aufgeholt, lag sie wenige Zeit gleich an gleich mit den Ersten, und dann, im ohrenbetäubenden Gedröhn des Beifalls in der gläsernen Halle, hatte sie sich freigeschwommen, ließ sie keinen Augenblick mehr nach, war sie da, war sie Siegerin. Das war eine Überraschung! Nur der Trainer murmelte, er habe es ja immer gesagt, der Knoten habe ja mal reißen müssen – darauf hörte keiner. Die ganze Mannschaft war stolz auf sie. Aber in unsere Freude mischte sich ein wenig Sorge, denn uns wollte scheinen, die Steigerung habe etwas zu tun mit dem stattlichen Burschen Roland, der da die ganze Zeit mit ihr zusammen war. Und es war ein wenig Staunen auch, weil wir es nicht fertiggebracht hatten, den Knoten zu zerreißen, sondern offenbar der Junge dort, der sie nun flüchtig umarmte. Lachend stand Agnes vor ihm, die schlanke, kräftige Agnes, noch gebräunt vom vergangenen Sommer, mit ihren schwarzen Haaren. Sorge – wie kamen wir darauf? Etwa weil er von drüben war und sie hier ihr Zuhause hatte? Da war kein Grund zur Sorge. Wer sie auch an diesem Abend gesehen hätte, vom Tanz erhitzt, mit blanken Augen, und wer gemerkt hätte, wie gut die beiden sich verstanden, der hätte mit uns die Blicke fortgewandt, fühlend, daß die beiden nur ein Bild waren für alle hier, die sich einig wußten in einer guten Sache, die sich verständigten, ungeachtet all der Schwierigkeiten, die den Gästen auch diesmal erwachsen waren. –

„Ich bringe dich nach Hause“, sagte Roland, und es sollte bedeuten: Was sollen wir hier noch bei den anderen, lassen wir sie, wir gehen für uns, jetzt gleich. – Agnes verstand es, sie nickte, und so fuhren sie. Sie saßen in der hell ausgeleuchteten Bahn. Kurze Aufenthalte auf den Stationen unterbrachen in regelmäßigem Abstand das laute Schienengeräusch

des Wagens, da wurde ihnen ihr Schweigen bewußt. In die Stille hinein sprach er: „Es war ein schöner Abend. Es ist so selten, daß man aus einer Party weggeht, und es ist so leicht in einem. Du tanzt gut.“ Und Agnes: „Ja, es war schön.“ – Wenig später fragte sie: „Bist du öfter in Berlin?“ Roland antwortete: „Ich glaube nicht. Wenn das alles früher gekommen wäre, ich hätte dann auch in Berlin weiterstudieren können. Aber jetzt muß ich in die Mühle – wir haben so ein Konfektionshaus, weißt du. Da muß ich jetzt einsteigen, und nach Berlin gibt es keine Verbindungen.“ – „Es ist ja auch so weit fort von euch“, sagte sie. – Sie schwiegen wieder, sahen sich an, sie kosteten es aus, nebeneinanderzusitzen in der leeren Bahn. Mit langen Pausen sprachen sie von alldem, was Menschen sich erzählen, wenn sie noch wenig voneinander wissen und wenn sie die Erregung in ihrem Inneren nicht ans Licht lassen wollen: von der Arbeit also, von ihrem Sport, von dem, was sie umgibt und bestimmt, nichts Vollständiges und doch sehr Wichtiges.

Sie waren da, stiegen aus, langsam gingen sie durch die nächtlichen Straßen. – „Du hast dir aber eine dunkle Ecke ausgesucht zum Wohnen.“ Agnes erwiderte: „Ich sehe das gar nicht mehr. Es ist auch nicht mehr weit.“ – „Schon?“ sagte Roland. Er hatte ihr den Arm gegeben; zögernd, behutsam fuhr er mit den Fingerspitzen über ihre Hand, ergriff sie. – Ich mag ihn, dachte Agnes.

Ach, über ihr Leben zu sprechen, da reicht eine schnelle Bahnfahrt, ein kurzer Heimweg nicht aus. Und ist nach wenigen Tagen schon Vertrautheit genug, zu sagen, daß man nicht auseinandergehen möchte? Morgen sollte der Abschied sein. – „Bist du wieder am Bahnhof?“ – „Da komm ich noch einmal, und dann nimmermehr.“ Leichthin sagte sie es, Spott legte sie über den gespenstischen Vers der Märchengewißheit. Und er? Schnell sagte er: „Aber da kam der König aus seinem Versteck und sprach: ‚Du bist meine liebe Frau.‘ Und alles ward gut.“ Sie lachte, aber sie wußte schon, daß hier kein Spaß war und kein Märchen in Wirklichkeit. Der Zug würde fahren, sie würde winken, bis der Zug in der Kurve zwischen den Häusern verschwand. Wann würden sie sich wiedertreffen? Sie dachte: Mein Gott, ich muß ihm auf Wiedersehen sagen, schnell muß das sein, wir dürfen nicht so langsam gehen, an der Haustür dürfen wir nicht stehenbleiben. Das geht ja nicht, da führt kein Weg hinaus später. Ich hier und er drüben, ich muß ihm auf Wiedersehen sagen. Das wird weh tun, es wird nur die Erinnerung bleiben, und es wird eine gute Erinnerung sein.

„Das kann ich mir nicht vorstellen, du“, sagte sie. „Du in einem Laden: Bitt schön, dank schön! – Was willst denn du in einem solchen Laden?“ – „Das ist doch ganz anders. Wir haben keinen Kramladen, so

etwas mußt du nicht denken. Und außerdem: es ist ja auch gar nicht wesentlich das Geschäft. Für mich ist das nicht wesentlich. Ich denke nicht daran, mich auffressen zu lassen wie ein Spießer, von diesem Haus und von allem.“

Immer noch hielten sich ihre Hände, hier und da verweilten sie vor Schaufenstern, sie sahen nicht hinein. Ihre Schritte hallten an den Wänden hoch, sie zögerten, mußten weiter. Auch dies war einmal zu Ende. Aber als sie vor ihrem Haus standen, entschied Agnes wortlos, was sie verdrängt hatte während des ganzen Heimwegs und aufgeschoben bis jetzt. Sie schloß auf und ließ ihn hinein.

Dann standen sie am Fenster in ihrem Zimmer, sie wollten sich nicht hinsetzen, entfernt voneinander, jeder auf seinem Stuhl. Hinaus blickten sie, auf das trüber flackernde Gaslicht draußen. „Ich habe es gleich gewußt“, sagte Roland. „Als ich dich zum ersten Male sah, drüben, habe ich es gewußt.“ – „Was hast du gewußt?“ – „Alles.“ – „Ich habe so große Angst gehabt, als ich euch abholte vom Zug.“ – „Angst?“ – „Versprichst du dir nicht manchmal etwas, weißt schon, wie es sein wird, weißt es ganz genau, und dann erschrickst du, wenn es Wirklichkeit werden will, und du bist nicht mehr sicher, ob du dich auf deine Träume verlassen kannst?“ – „Was du dir ausdenkst! Darauf wäre ich wahrhaftig nicht gekommen.“ – „Sieh mal, die Lampe, gleich geht sie aus.“ Roland antwortete nicht, schaute nicht nach dem Licht auf der Straße, und als Agnes ihn ansah, zog er sie an sich.

Viel Zeit hatten sie nun. Agnes' Studium hatte noch nicht wieder begonnen, und Roland hatte gesagt: „Ich werde nicht fahren. Sollen sie allein reisen. Ich bleibe. Was werden wir heute machen?“ – „Ich will dir alles zeigen, wo ich gewohnt, wo ich gearbeitet habe, wo ich jetzt bin. Und dann, vielleicht gehen wir in die Museen, am Abend ins Theater. Es sollen richtige Ferien sein für uns.“ – „Du bist hier zu Hause, du bestimmst.“ – „Ich bestimme, gut. Du, das muß gut sein, mit dir dies alles anzusehen, wir werden die breite, steile Treppe zum Altar von Pergamon emporsteigen – du wirst schon sehen.“

So war es und doch auch anders, denn nicht die Häuser und Straßen, nicht die Statuen in den Museen, nicht die Schicksale auf den Bühnen waren wichtig für sie. Wichtig war allein, daß sie zusammen waren die ganze Zeit, und nur manchmal meldete sich das Leben um sie herum, das Leben in dieser Stadt. –

„Ich hatte es mir anders gedacht, hier bei euch“, sagte Roland einmal. Agnes wußte schon: So wie sie alle dachten, die von drüben. Sie stellten sich vor, ärmlich und abgerissen sei hier der Alltag, zerfallen der Putz



an den Häusern, leer die Geschäfte – die nach Osten gelegene Hinterstube der reichen Beletage, in der sie sich eingerichtet hatten. Dann kamen sie und sahen, daß da gar keine Hinterstube war, zu der man den Schlüssel verloren hatte, sondern eine eigene Wohnung mit Fenstern zur Straße hinaus. „Nein, wie es zu lesen ist, so ist es nicht.“ Sie hatte eigentlich sagen wollen: So wie es bei euch zu lesen ist, und verwundert lauschte sie dem Satze nach. Sie sagten schon genug „bei euch“ und meinten damit nicht eine andere Stadt, sie meinten ein anderes Land. – „Nur, ich dachte, hier seien alle in diesem Jugendklub und nach einem Schnitt, und das fröhliche Juchhei, das von den Plakaten schreit, deckt alle Unterschiede zu, alles, was jeder nur mit sich allein abzumachen hat, und die Angst, morgen könnten sie die Bombe werfen. Angeknackst sind wir doch alle irgendwie, und da hilft kein Hopsasa und keine Schulung, wie eben bei uns das Auto nicht hilft und die Cola.“ – „Ich bin auch in diesem Jugendklub.“ – „Nein, das ist doch nicht wahr!“

Agnes lachte auf, sie konnte nicht gleich antworten. Wie sollte sie ihm das jetzt erklären? Es gab Worte dafür, vorgeprägte, oft gehörte, die auch sie gebrauchte. Die würde er ja nicht verstehen, die waren allzusehr verbunden mit alldem hier – vor ihm erschienen sie plötzlich hohl. Und waren sie mehr vor ihr selbst? Jetzt wollte sie es Roland sagen, und sie merkte auf einmal, daß es nicht nur die Scheu vor den abgenutzten Worten war, was sie zögern ließ. Aber sie hatte da doch nicht nur so mitgetan. Es war ihr doch wichtig. Nur, war es nicht bloß das Äußere? War es nicht selbstverständlich geworden, seit langen Jahren schon, und in ihrem Innern hatte es sie nicht mehr berührt? Was war da wirklich? – Weit zurück mußte sie gehen. Vorsichtig sagte sie: „An den Vater kann ich mich kaum erinnern, die paar Urlaubstage im vorletzten Jahr des Krieges haben nicht ausgereicht, auch nur sein Bild zu bewahren. Und die Mutter – ich habe mich nicht mehr recht vertragen können mit ihr, als sie wieder heiratete. Ich ging ins Werk, ich wollte nicht länger abhängig sein – da wurde es Gewohnheit, daß ich ihr nur noch sagte, was ich tat. Um Rat habe ich sie nicht mehr gefragt. Aber braucht man nicht ein Wohin? Braucht man nicht Bewegung, auch von außen her? Die Besten von ihnen hatten das, die bewegende Kraft. Sie haben mich angezogen. Zuerst hat mich ihre Ernsthaftigkeit erschreckt, am liebsten wäre ich wieder davongelaufen, doch da gab es zu sehen, zu lernen, sie haben mich weitergestoßen. Sie haben mich zum Studium gebracht. – So kam es.“ Konnte er das verstehen? Agnes hörte: „So mag es gewesen sein bei dir, ich kenne das ja nicht. Aber ist da nicht der große Haufen, und alle sagen dasselbe – dabei ist jeder für sich da, glaubt jeder, was er will, möchte jeder weiterkommen, hat jeder seinen Kopf? Andere können doch

nicht helfen und mitfühlen? Wenn man Glück hat, findet man das vielleicht zu zweit.“ –

So war es ein andermal: Sie gingen an einem Neubauviertel vorbei. Agnes war aufgeregt. „Da drüben, ja dort, wo die Grünanlage ist, da haben wir geschippt. Warte mal, das ist beinahe acht Jahre her, ich hatte gerade angefangen zu arbeiten. Und jetzt stehen die Häuser da.“ – „Das muß reizend ausgesehen haben: Agnes, die Trümmerfrau, mit Kopftuch und Stiefeln.“ – „Hör auf, es ist ein gutes Gefühl: Da haben wir uns abgemüht, die Trümmerhaufen waren riesengroß, und wenn wir weggingen, so hatten wir nur eine kleine Ecke fortgeschafft. Das dauert ewig, so dachten wir. Dann bist du eine Weile nicht da, kommst wieder, und alles ist fertig.“ – „Na ja, schön ist das hier. Aber komisch muß das gewesen sein, du zwischen den Steinen.“

Was ist da zum Lachen, dachte Agnes. Was mag er sich vorstellen? Komisch war es doch nicht, wie sie damals hier anfangen. Mitten unter den anderen Lehrlingen von der Abteilung war auch sie; das war so etwas wie Saubermachen im großen. Sie erinnerte sich: Von der Straße her hatten Lautsprecher Musik gemacht, auf dem riesigen Berg waren die Ziegel von Hand zu Hand geflogen, unten waren die Stapel gewachsen. Viel zu schnell war das vorbeigegangen, schien ihr heute, sie bedauerte beinahe, daß es das nicht mehr gab. So nicht mehr gab. „Das verstehst du nicht“, sagte sie. – „Wieso verstehe ich es nicht? Maschinen hätten das alles viel schneller geschafft. Da habt ihr hundertweis gewühlt, und ein einziger Greifbagger hätte euch arbeitslos gemacht.“ – „Es waren aber keine Greifbagger da, oder nur wenige, da mußten wir schon helfen.“ – „Deshalb mußtet ihr? Hättet ihr ein bißchen gewartet. Bei uns sind die Trümmer auch weg, und keiner wurde nach Feierabend geschickt.“ – „Es mußte keiner, so wie du das denkst. Und daß es langsam voranging, das war doch nicht wichtig.“ – „Aber mir brauchst du nichts zu erzählen. Man weiß doch, wie so etwas gemacht wird. Warum bist du denn immer gleich böse, wenn ich mal die Wahrheit sage? Regt es mich vielleicht auf, wenn du etwas sagst über uns? Dann lache ich nur und denke: Immer drauf, verdient haben sie's.“ – „Wärst du länger hier, du würdest es begreifen.“ – „Also gut, dir hat es gefallen, in Ordnung.“

Was wollte er eigentlich? Sie merkte schon, er wollte sie nur wieder aufbringen. „Ich mag es so gern, wenn du zornig bist, du bist dann noch schöner als sonst“, sagte er wohl. „Du bist nicht ernst“. – „Gott sei Dank nicht, bei solchen Sachen schon gar nicht. Aber du hast so altmodische Ideale.“ Und das war es, was sie an ihm liebte: sein helles Gesicht, seine Unbekümmertheit, sein Staunen auch, wenn er etwas sah, was er hier nicht vermutet hatte, seine Kritiklust dazu. Er war so ganz anders als all die

Jungen, die sie kannte. Schnell waren sie nach solchem Streit wieder versöhnt. Wie sollten sie sich denn verstehen können in allem? Beide versuchten, vergessen zu machen, was gesagt worden war. Sie liebten sich sehr.

Alfred war der erste, der es aussprach. Das Semester hatte kaum wieder begonnen, da sagte er: „Jetzt will ich dir mal aus der Marxbibel wahr-sagen – wer nimmt denn heute noch Kaffeegrund? Also, mein Allerliebster, mit Agnes stimmt was nicht seit unserem Wettkampf neulich. Mich deucht, sie wandelt auf Taubenfüßen. Mich deucht weiter, man hat nach ihrem Herzen gegriffen.“ – „Wenn du das wirklich meinst, wäre es dann nicht mal Zeit, mit den Späßen aufzuhören?“ – „Lohengrin: nichts Gewisses weiß man nicht. Schätze, kleiner Auftrag ist fällig. Das elfte Gebot beachten: Du sollst Kompassse erfüllen, damit es dir gut gehe und du nicht ohne Plan lebest auf Erden.“ – „Meinst du, dieser Schwimmer da...? Sei doch nicht so zynisch!“ Alfred lächelte. „Bin ich das? So tief schaut du in mich hinein? Ich werde mich selbstkritisch auf der Stelle zur Ordnung rufen. Schon bin ich ein neuer Mensch: Jugendfreund, die Freundin Agnes hat sich in der letzten Zeit von unserer Gemeinschaft entfernt. Mehr und mehr kommen in der selbstzufriedenen Atmosphäre unserer Studiengruppen ihre kleinbürgerlichen Rudimente zum Vorschein. Zwei Kilometer von hier verläuft die offene Grenze zum Lager des Krieges – das dürfen wir in Berlin nie vergessen. Die Freundin Agnes, ein wertvoller Kader, ist gefährdet. Es muß eine Aussprache durchgeführt werden. Ist's so recht?“ – „Mach darüber keine Witze, du, und hör auf, so zu reden.“

Agnes hatte sich verändert. Das mag denen, mit denen wir trainierten, mit denen wir nur ein paar Feierabende verbrachten, zuerst nicht deutlich geworden sein. Beinahe war es, als fände sie bei ihnen ihre Unbeschwertheit zurück, als erhielt sie sich dort das alte Interesse für alles Gemeinsame, für die Kämpfe, für all unsere Unternehmungen. Wir jedoch, die wir zusammen mit ihr studierten, konnten es nicht übersehen. Oft fehlte sie, nicht in den Vorlesungen, aber Seminare versäumte sie und Zusammenkünfte, und wenn sie kam, so sprach sie niemals. Gleichgültig schien sie geworden gegen uns und alles, was wir taten.

Alfred hatte recht, und wir hatten nur einen Anhalt: jenen Schwimmer von drüben. War sie nicht die ganze Zeit damals mit ihm zusammen gewesen? War es nicht möglich, daß er ihr den Kopf verdreht hatte, so, daß sie allzuviel mit seinen Augen sah? An jenem Abend, als wir beruhigt und lächelnd die Augen fortgewandt von den beiden, als wir unsere un-deutlich sorgenvollen Gedanken verschleucht hatten, da war also doch zu Befürchtungen Anlaß genug gewesen. Denn wie sollte so etwas gut aus-



gehen, wenn da nicht Leichtfertigkeit und In-den-Tag-Hinein am Werke war. Und obenhin war sie nun gerade nicht, das wußten wir, das hatten wir auch damals gewußt. Was war nun zu tun?

„Mensch, Alfred, und keiner spricht mit ihr. Keiner weiß was, außer uns beiden.“ – „So, weißt du was? Bist du der liebe Gott? Ruh ich vielleicht über allen Gipfeln, daß ich das Recht habe, in sie hineinzureden? Und außerdem bin ich eifersüchtig.“ – „Ist das dein Ernst?“ Alfred hob die Schultern. „Vielleicht. Noch nicht mal das weiß ich.“ – „Aber irgendwas müssen wir doch tun. Oder glaubst du, daß sich das geben wird?“ – „Der Herr geruhen zu erwachen.“ – „Wir müssen mit ihr reden.“ – „Und was willst du ihr sagen? Die Liebe, die Liebiebe ist eine Himmelsmacht. Aber klär sie nur auf. Übrigens, ich wollte mich neulich mal einladen bei ihr. Die Ausrede war allzu durchsichtig. Sie habe noch soviel zu lesen für das Seminar, sagte sie, aber dann war sie gar nicht da.“ – „Aufklären, das doch nicht. Nur mal so reden über alles.“ – „Na, wenn du meinst. Ja, wenn wir die ideale Gruppe wären, dann selbstverständlich. Aber gibt es die überhaupt? Apropos Ideal. Ich warne dich vor der idealen Forderung. Damit tötet man nur die, die sich so knapp in ihrer Kümmeris am Leben halten und sich deshalb ein wenig selbst belügen. Das ist Literatur, Mann, und aus Literatur soll man lernen. Dazu ist sie ja wohl da.“ – Also taten wir nichts.

Agnes stützte die Arme auf das Eisengeländer. In steingefasteten Mauern schleppte die Spree träge ihre Kähne flußauf, flußab. Von Zille zu Zille ging der Willkommengruß. Kleine Wellen zogen sich hinter den Schlepfern her und versanken ohne Hoffnung wieder im trüben Einerlei des grüngrauen Gewässers. An den Brücken, die sich über das Wasser spannten, verweilten wie immer Menschen: Da weichen zwei Lastzüge einander aus, da verschwindet lautlos Bug und Mittelteil und Heck unter der Wölbung, da wirft ein Wachboot eine hohe Woge auf, die sich an den festgemachten Schiffen bricht. Agnes stand regungslos wie die Angler, die auf das Zucken des Schwimmers warteten. Dem langsam fließenden Wasser schaute sie zu, das so bedenkenlos die Grenzen hinter sich läßt, bis es sich in das brausende Meer ergießt.

Die Großstadt freute sich des beginnenden Frühlings, sie fing die erste warme Sonne in ihren Mauern. Kurzes Gras verdeckte die aufgeräumten Trümmerstellen, frühe Blumen setzten spärliche Lichter darauf. Das volle Getön der Schiffssirenen lärmte in das Rollen der Hochbahn, in das leise Surren des Autostromes. Das ging Agnes nichts an. Seit sie von dem Leben wußte, das seit jenen Januartagen in ihrem Leibe heranwuchs, wollte ihr scheinen, als seien die vorzeitigen Sonnentage mit ihrem ge-

waschenen Himmel ungehörig. Was vorher leicht und schwebend war, das mußte nun gewogen werden. Aber gab es da eine Waage, fein genug?

„Was soll nun werden mit uns?“ hatte Roland gefragt, als sie aus der Vergessenheit auftauchten, als der Abschied nicht länger zu verschieben war. Sie waren durch die Museen gegangen, im Kino hatten sie gegessen, in den Schlössern von Sanssouci waren sie, ohne Sorge sie auch. Aber am Ende konnten sie nicht mehr so tun, als gäbe es die Wirklichkeit nicht, in der sie lebten. Da halfen keine leichten ungefähren Worte mehr, einen Steg zu bauen über die Kluft, die sie trennte. „Warum, warum muß es diese Grenzen geben, Roland?“ Agnes wollte keine Antwort, sie wußte es gut, es war ihr nur, als sei unerträglich, es zu wissen. „Wir haben sie nicht gemacht, die Grenzen. Wenn du willst, sind sie nicht da.“ – „Sie sind da, sie sind allzusehr da.“ –

Es gab keine Lösung damals, sie hatten sie aufgehoben für wenig später, bis sie sich wiedersähen, bald. So schnell aber, wie gedacht, konnte das nicht sein. Schon waren drei Monate vergangen. Nun war aus der Trennung die Wirrnis erwachsen und die Unaufschiebbarkeit einer Antwort. Agnes konnte lange den Blick nicht von den kleinen Wellen wenden, die quer zur Strömung über das Wasser liefen. Langsam wandte sie sich um, sie ging durch das Lachen der Menschen auf dem Bürgersteig hindurch, durch ihr ungeduldiges Schimpfen an der Haltestelle, vorbei an der beklemmend ehrwürdigen Hinterfront von Bibliothek, Universität und Singakademie, sie drückte die schwere Tür des Institutsgebäudes auf. Sachlich-dumpfe Luft umfing sie auf der Treppe, der sich teilenden und wiederfindenden Treppe mit den Dichterbildnissen an den Wänden.

Als sie eintrat, fühlte sie, wie alle sie ansahen, sie setzte sich schnell. Es war ihr, als begänne in ihr eine lichte Leere, die sich ausdehnte, in Unendlichkeiten strebte, und dann lautlos in sich zusammenfiel. Sie hörte nicht zu. Nur hin und wieder begriff sie, was hier verhandelt wurde, aber sie war zu weit fort, als daß sie es zu sich in Beziehung setzen konnte. Abwesend war sie, wie schon beim letztenmal. –

Wie blaß sie ist, dachten wir. Was hatte sie? Daß sie so elend aussah – war das nur, weil sie sich verguckt hatte in einen, der nicht hier sein konnte? Ja, in der Literatur, hätte Alfred gesagt, da gab es verzehrende Liebe, aber das ist lange her. – Unter ihren großen Augen lagen schwarze Schatten. Schmerzlich hatte sie die Brauen zusammengezogen. Diese Brauen, die einst nur einen dunklen, strengen Kontrast zu ihrem weichen Gesicht gegeben, beherrschten jetzt alles. – Wußte sie, daß heute über sie verhandelt werden sollte? Wir waren froh darüber, daß nun endlich doch etwas geschah. Die Gruppenleitung hatte uns gefragt, und wir hatten zugestimmt: Man mußte schon einmal mit ihr sprechen. Aber wir hatten die

Sache mit dem Schwimmer nicht gesagt. Wie hätten wir dagestanden vor ihr? Oder war es vielleicht etwas anderes gewesen? Hatten wir vielleicht Angst, sie würden alles falsch machen, wenn sie das erst wüßten? Sie würden ihr die Meinung sagen, und Agnes würde noch nicht bereit sein, das anzuhören. Wir hofften auf die Zeit: Würde sie nur wieder richtig bei allem dabei sein, dann würde das andere, was immer es auch war, zu-rechtgerückt. Die Diskussion würde es schon ergeben, hier zu grübeln war sinnlos. Aber so recht waren wir nicht bei der Sache. –

Was die da redeten, das hatte für Agnes alle Bedeutung verloren. Sie wartete nur auf den Augenblick, in dem man auf sie zu sprechen kommen werde. Deshalb war sie hier. Sie hatte sich genau überlegt, was sie sagen wollte. Als man sie eingeladen hatte, hatte sie nur widerstrebend zugesagt und zuerst gedacht, das beste wäre es, sie ginge gar nicht hin. Und dann: Wie denn? Sie hatte doch früher nicht geglaubt, Schwieriges könne man nur mit sich abmachen? War es die Einsamkeit dieser Wochen gewesen, in der sie sich des Kommenden bewußt wurde, in der sie zu ergrübeln suchte, was nun geschehen mußte? Waren es die langen Stunden gewesen, während deren sie in sich hineingehorcht hatte und ihr Gewohnheit geworden war, dem Ungeborenen zu sagen, was sie quälte, mit ihm sich zu beraten? Hatte sie da verlernt, mit Freunden zu sprechen? Aber sie, sie hatten gemerkt, wie es in ihr aussah, und sie sagten: Komm!

Wieder fiel ein Wort in ihre kreisenden Gedanken: Disziplin. – Ihr Bewußtsein ging darüber hin, wie es über alles andere vorher auch hinweggeglitten war. Plötzlich hörte sie ihren Namen, zurückgeholt aus der Ferne, ins Zentrum der Aufmerksamkeit geworfen. Halt, was war das? Nicht zum erstenmal sprächen sie hier in der Gruppe über sie, sagte Klaus, der Versammlungsleiter, nur – leider – sei sie nie dagewesen. Sie habe viel gefehlt, was denn los sei. – Sie antwortete mühsam: „Es ging mir nicht besonders gut in der letzten Zeit.“ Sie stockte. Das war es nicht. Wie sie alles erklären, was sie fragen sollte – sie hatte es doch gewußt, vor einer Weile noch waren die fertigen Sätze bereit gewesen. Nun merkte sie, daß sie alles ganz anders ausdrücken mußte in der nüchternen Atmosphäre der Versammlung, wo sich verflüchtigte, was an ungewissen Gedanken war. Hier die Tatsache: Du hast gefehlt – nun rede! Sie hatte das Gefühl, als hätten die anderen weit zum Schlage ausgeholt, als hätten sie sie getroffen an einer Stelle, die ganz am Rande lag und doch empfindlich schmerzte. Die Seminare, die waren jetzt nicht wichtig für sie, aber sie waren vorerst das einzige, worüber hier zu sprechen war. –

Uns ließ das aufhören, dieses heisere „... nicht besonders gut in der letzten Zeit“. Agnes hatte eine kleine Stimme, als ob sie um Verzeihung bitte, als ob sie nun alles sagen wollte. Zum Teufel, diese Geschichte war

ihr an die Nieren gegangen, mehr als wir gedacht hatten. Wann jemals war Agnes in einer Versammlung so aufgetreten? Wußte sie nicht immer sehr genau, was sie wollte? War das sonst nicht gut überlegt und sicher, ja beinahe elegant herausgekommen? Und jetzt nur ein halber Satz!

Aber Klaus sagte: Das sollte sie lieber lassen, damit käme man wirklich nicht weiter. Sie hätten sich mal ein wenig erkundigt nach ihr – das müsse sie ihnen schon gewähren, so wie sie jetzt sei. Krank sei sie nicht gewesen. Sie hätte ja auch zum Training gehen können. Nun gut, ihr Sport, aber der gebe auf die Dauer keine Entschuldigung mehr. Sie sollte doch mal ehrlich Stellung nehmen.

Agnes erwiderte leise: „Ich kann dazu jetzt nichts sagen.“ Nein, das konnte sie nicht, darauf war sie nicht vorbereitet. Also, sie hatten sich erkundigt, hinter ihr her gespürt? Die redeten über sie, auch die, mit denen sie beim Schwimmen zusammen war? Nicht einer hatte mit ihr gesprochen, aufgespart hatten sie alles bis heute, und nun warfen sie den Stein. Da lag er auf ihr, schwer, drückend, in seiner kalten Glätte. –

Wir hatten wohl gesehen, wie sie zu uns herüberschaute – dieses erstaunte Aufblicken. Wir hatten der Leitung natürlich gesagt, daß sie zum Training immer gekommen war. Aber jetzt wünschten wir beinahe, sie hätte sich herausreden können mit irgendeiner Krankheit. Sollten wir nun etwa hervorrücken mit der anderen Geschichte? Wie hieß das doch? Karten auf den Tisch legen? Konnte ihr das jetzt nützen?

Klaus war noch nicht zu Ende: Gut, sie wolle also nicht. Aber klipp und klar – dazu bekäme sie ihr Geld hier nicht, daß sie ihren Pflichten nicht ordentlich nachkäme. Was denn die aus ihrem Betrieb dazu sagen würden? Um so schlimmer das Ganze, weil man wisse, wieviel sie zu leisten vermöchte und was sie geben könne. Die Studiengruppe habe auch versagt, sie habe sich als zu schwach erwiesen, für Ordnung zu sorgen. Sie sollte künftig in einer anderen arbeiten, und einer sollte die Patenschaft übernehmen. In vier Wochen werde man wieder über sie sprechen.

Da sagte Alfred bedächtig dazwischen: „Nun überstürzt euch man nicht. Sonst hatten wir nur Lob für sie. Indem der Mensch ein Mensch ist, braucht er auch mal Ruhe, bitte sehr. Wie sagt der Volksmund so richtig? Das fünfte Gesetz der Dialektik lautet: Alle Dinge an sich herankommen lassen. Wollen wir davon doch ein wenig Gebrauch machen und füglich auch das zweite im Auge behalten: Alles, mithin auch Agnes, verändert sich.“ Wir hatten uns nicht verabredet. Auch Alfred sagte nicht, was er wußte, und was er sagte, war gutgemeint. Aber war es das Richtige? – Klaus sagte: Er solle mal hier nicht abschwächen. Und: Was denn da noch viel zu reden sei, es sei doch alles klar. Die Zeit dränge. Also zum nächsten Punkt denn. –



Hatten wir wirklich gedacht, dies hier könnte ihr nützen? –

Agnes hörte nicht mehr, was Alfred sagte. Hier hatte sie sprechen wollen von dem, was sie mit sich herumtragen mußte, von ihren unklaren Gedanken, von ihrer Verzweiflung und Hoffnung! – Aber so waren sie doch früher nicht gewesen. So hatten sie doch den nicht zurechtgewiesen, der einmal etwas falsch gemacht hatte. Das ließ sich auch anders regeln: Ein paar ruhige Worte, und alles kam ins Gleis. Woher auf einmal, aus dem Hinterhalt gleichsam, diese Schärfe? Roland – vielleicht hatten sie bei ihrem Spüren auch das von Roland erfahren, und wenn sie von Disziplin sprachen und Patenschaft, meinten sie das gar nicht. In Wirklichkeit, so dachte sie, wollten sie sich ihrer nur vergewissern, sie wollten, was sie tat, nur überblicken können jederzeit. Und daß sie von nun an achtgeben würden auf sie, dies Versprechen hatte sie. Andere konnten nicht mitfühlen und helfen, andere konnten ihr nichts leichter machen, andere konnten ihr die Entscheidung nicht abnehmen. Das Mißtrauen, das ihr entgegenkam, verschloß ihr den Mund.

Langsam, wie sie gekommen war, verließ Agnes das Haus. Sie sollten sie in Ruhe lassen mit ihrem kleinlichen Geschwätz. Da hatten sie gegessen, Richter, das absolute Gebot in der einen, die Straftat in der anderen Hand und mit verbundenen Augen. Sie dachten nicht daran, daß das Maß zu urteilen und zu richten nicht einfach aus der Tasche zu ziehen war, daß dieses Maß ständig neu und für jeden erst gefunden werden mußte. Sie vergaßen in ihrer Sittenstrenge, daß die Wahrheit kein Gewehr ist, das man nur abzudrücken hat, und der Gegner ist erledigt. Sie merkten nicht, daß da gar kein Gegner war. Sie wollten immer erziehen, aber sie war selbständig genug, sie wußte selbst, was Recht und Unrecht war. O ja, sie hatte auch gesehen, daß nicht alle so waren, aber gleichgültig hatten sie der Exekution beigewohnt, selbst unsicher genug. Ihr war weh zumut. „Ich bin auch in diesem Klub“ – Sie hörte wieder Rolands spöttisches Lachen, sein verwundertes „Das ist doch nicht wahr!“ Aber wie seltsam verändert klang es. Damals hatte sie es nicht widerspruchslos hingenommen. Damals, von ihm hatte sie kein schlechtes Wort über ihr Leben hier dulden wollen, weil sie fühlte, daß er nicht das Recht dazu hatte. Und wenn da noch soviel zu sagen gewesen wäre – er durfte es nicht. Nun aber, aus der Ferne, sprach er seinen Kommentar. Sie mußte ihm schreiben. Sie mußte Roland jetzt gleich alles schreiben.

Die nächsten Tage gingen hin in einem Wirbel der Gedanken, und Rolands Antwortbrief war darin nur ein vorläufiger Ruhepunkt. Sofort, so schrieb er, solle sie zu ihm kommen. Jetzt gehöre sie zu ihm, nicht da drüben hin, nun schon gar nicht. Mit seinen Eltern habe er gesprochen:

Sie wollten ihnen weiterhelfen. – Das war ganz klar: Mit ruhiger Selbstverständlichkeit hatte er das Natürliche gesagt. Hier wurde lange Erwartung verwirklicht und ein Schluß gezogen nach reiflicher Überlegung. Er liebte sie. Sie bekamen ein Kind, er holte sie zu sich. Da war kein Bedauern irgendwo, nichts davon, daß nur die Folgerungen gezogen wurden aus einem Januar, der sie die Kälte nicht spüren ließ. Hatte sie einen Augenblick gedacht, daß seine Antwort anders sein könnte? Vielleicht war ihr schattenhaft durch den Kopf gezogen: Kennen wir uns denn gut genug? Reicht das schon für ein ganzes Leben? Nach allem erschienen ihr diese Fragen ohne Sinn. Nur von einer gleichgültigen, angelernten Aufforderung zum Prüfen getragen, vergingen sie, wie sie gekommen: bedeutungslos.

Was mache ich nur? Was muß ich jetzt tun? Ich kann doch nicht einfach wegfahren? Gibt es das denn: Die Brücken hinter sich abbrechen? Ein neues Leben beginnen? Das gibt es doch gar nicht. Ich kann das nicht. Ich kann ihnen das nicht antun. – Sie sah sie wieder sitzen, sie hatten ihr strenges Versammlungsgesicht aufgesetzt, sie hörte sie sagen: Sie hat uns verraten. Übergelaufen ist sie. – Nein, so etwas geht nicht nur mich an, und ich bin hier zum Menschen geworden, bei ihnen doch, hier doch. Aber die haben ihren Richtermantel umgehängt. Was gehen sie mich an? Da habe ich mit ihnen gelebt, und ich habe geglaubt, alles ist gut. Ach, ich bin allein, allein muß ich das jetzt mit mir ausmachen. Was habe ich denn gesucht? Ein Zuhause wollte ich haben, und erst als Roland kam, habe ich gemerkt, daß ich es nicht habe, daß ich es wieder verloren habe. Ich fahre, und dann sage ich: Hier bin ich, hier sind wir. Aber kann man denn so ankommen? In einem Koffer alles, was ich habe, fremd, und ich kenne die Eltern ja gar nicht, und dann sage ich: Hier bin ich. Und das Kind? Was soll denn werden mit dem Kind? Es ist doch nicht Krieg, daß der Vater verlorenght auf einmal, und keiner weiß wo. Er ist ja da, er wartet nur darauf, daß ich komme. Das Kind soll nicht so aufwachsen wie ich, es soll in einer Familie groß werden. Und wenn ich nicht mehr studiere, was tut das schon? – Warum machen sie es mir nur so schwer, warum haben sie mich nicht reden lassen, warum habe ich denn Angst? Da drüben hört doch das Leben nicht auf. Wie wird das sein? Ich werde als Bettlerin ankommen da drüben, und was ich hier gelernt habe, kann ich nicht gebrauchen. Ich liebe ihn, und wenn man sich liebt, so hilft man sich auch. Roland wird mir schon helfen. Sagt man nicht, Liebe könne Berge versetzen? Ja, Berge, aber kann sie auch Grenzen versetzen? Die sind doch da, und die Liebe geht nicht darüber weg, sonst müssen die Grenzen kaputtgehen oder die Liebe. Fort muß ich, schnell. Was denke ich denn immer im Kreise herum? Ich muß fahren. –

Gleich nach jener Zusammenkunft – so war unsere feste Absicht – hatten wir mit ihr sprechen wollen. Wir wußten da schon, daß wir nur halb überlegt hatten. Und die Versammlung, das spürten wir, hatte nur geschadet. So richtig es gewesen sein mochte, ihr das alles zu sagen, so wie es herausgekommen, konnte es nichts ändern. Zwar sah man Agnes von da an bei jeder Veranstaltung, übersorgfältig schien sie darauf bedacht, niemandes Anstoß zu erregen, doch sie hatte sich vor uns verschlossen, fester als zuvor. Sie stand in unserem Kreis, doch nahm sie in Wirklichkeit nicht teil an den Gesprächen, immer war sie in sich gekehrt. Gleich hatten wir mit ihr sprechen wollen, hoffend, es werde da mehr gesagt werden können, es werde das Hindernis fallen, das stets in der Gegenwart vieler liegt, und es werde so auch die Härte fehlen, die sie durch ihr Schweigen neulich hervorgerufen.

Aber war nicht jetzt gerade das schwieriger geworden? Zum Training war sie nicht mehr gekommen seit diesem Tage, und wir hatten gespürt, daß sie uns aus dem Wege ging. „Unsere edelsten Absichten sind wieder einmal verkannt worden“, hatte Alfred gesagt. „In uns hat sie welche, auf die kann sie wohl bauen. Schweigend verbergen wir in unserer liebenden Brust, was sonst uns noch bekannt. Schnöder Undank ist der Agnes Lohn. Aber was meinst du nun zu der idealen Forderung, zum Beispiel zu dieser: Sei fleißig und strebsam, wie das Gesetz es befiehlt? Das ist leicht gesagt, schwer kontrolliert und noch schwerer einzusehen, wenn man nicht gerade in der entsprechenden Stimmung ist.“ – „Hätten wir mit ihr gesprochen, die Versammlung wäre nicht so ausgegangen.“ – „Ja, hätten. Der Konjunktiv ist überhaupt der wichtigste Modus für uns Deutsche. Wir verpassen den rechten Augenblick, und hinterher wissen wir alles besser.“ – Genug, schließlich waren wir froh, daß allzu viel anderes, Dringlicheres auf uns eingestürzt war, die Übungen und Seminare, die Dinge gesellschaftlicher Verpflichtung, der Sport – zu dem Gespräch kam es nicht. Mit der rechten Zielstrebigkeit waren wir jedenfalls nicht daran gegangen, unsere Absicht zu verwirklichen.

Nun war sie nicht mehr da. Zuerst hatten alle gedacht, die Warnung neulich habe wohl doch nicht vorgehalten. Aber als sie dann einige Tage gefehlt hatte und von ihr kein Bescheid gekommen war, hatte der Sekretär des Seminars jemanden zu ihr geschickt. Ihr Zimmer war versiegelt. Eines Morgens nämlich hatte die Wirtin – die Stille nebenan war ihr aufgefallen – das Bett unberührt gefunden, den Schrank bis auf wenige Kleidungsstücke leer. Auf dem Regal hatten noch ein paar Bücher gestanden, Bibliotheksbände darunter. Da hatte sie gleich Bescheid gewußt und war zur Polizei gegangen. „Sie hätten eben ein bißchen mehr auf sie achten sollen.“ – „Wie meinen Sie das?“ hatte der Abgesandte gefragt; sie

hatten ja gemerkt, daß mit Agnes nicht alles war wie im letzten Jahr. Aber ihre Bummelerei war in Ordnung gekommen, nachdem man mit ihr gesprochen. Da hatte ihn die Frau belustigt angesehen. So unerfahren war der junge Mann doch nicht, daß er jetzt Fehlen und dies und das und jenes ins Feld führte. Manches war da wohl, und das Fehlen sicher das Geringste. Geradezu schwermütig sei Agnes geworden von verstecktem Gram. Und das war das letzte, was aus dem Mund der Alten zu hören war.

Bei der nächsten Gelegenheit schloß die Gruppe sie aus. Wir hatten gedacht, so etwas könnte uns nicht begegnen. Ja, in anderen Seminaren, da mochte das geschehen, aber bei uns? Begegnen, das war das richtige Wort. Unvermutet, plötzlich war das gekommen, trotz allem, was wir wußten, auch für uns, die wir sie besser kannten als alle anderen. Damals – damals? es war kaum ein halbes Jahr her –, als der aus der Nachbargruppe ging, da waren wir uns einig gewesen über den, der sich heimlich aus dem Lande geschlichen hatte wie ein Dieb mit einem schlechten Gewissen. Und was für einer war der gewesen! Einer, dem hier nichts paßte, der sich nicht wohl fühlte. Der hatte geglaubt, drüben besser voranzukommen. Und wir wußten auch, was aus ihm geworden war. In Paris war er gelandet, da arbeitete er als Hilfskraft in einem Hotel. Der hatte einen feinen Tausch gemacht, wirklich, und französisch lernte er jetzt so, wie er wollte. Der hatte immer gesagt: „Ich will meine Freiheit haben, meine eigene, ich will auch die Freiheit haben zu verkommen, wenn ihr wollt.“ Die hatte er jetzt, aber wie er sie über hatte, seine eigene, selbstgewählte Freiheit, das merkte man aus seinen Briefen deutlich genug. – Dies alles hätten die aus der anderen Gruppe ihm auch hier erklären können, dazu brauchte es doch diesen Umweg über die Seine nicht, so hatten wir damals gesprochen; Agnes hatte dabei gesessen, sie hatte alles gewußt, so war sie nicht. Und nun – das paßte nicht in das Bild, das wir von ihr hatten. War es wirklich nur dieser Junge dort drüben? Hatte der und sein Leben Agnes fortziehen können von uns? Jetzt war es zu spät, jetzt regierte wieder Alfreds Bonmot über den Konjunktiv: Hätten wir! Eines nur stand fest: Wer uns über Nacht verließ, wer das, woran wir arbeiteten, was wir liebten, achtlos beiseite stieß, der konnte unser Freund nicht mehr sein. Aber selbst in dieser Gewißheit schwang noch unsere große Bestürzung.

Rolands Eltern wohnten ein wenig außerhalb der Stadt, in einer jener Straßen, die sich am nördlichen Bergrücken hinzogen. Das Städtchen verlor sich in die flachen Hügeltäler, die schräg einschneidend zu dem sanften Bogen führten, der der menschlichen Siedlung einst Schutz gewährt haben mochte. Das Haus stand abseits, inmitten des Gartens, alte Bäume um-



gaben es. Von einem kleinen Pavillon sah man in der Ebene die Stadt, gedrängtes Dächerrot in ihrem Zentrum, dann, sich verstreudend, schiefergedeckt die Villen. Hier war Agnes oft. Hierher flüchtete sie, wenn das Zuviel des Neuen zu sehr drängte.

Beinahe konnte sie nicht glauben, daß schon drei Wochen vergangen waren. Immer wieder sah sie es vor sich: Roland hatte sie vom Flugplatz abgeholt. Er hatte in einem der bunten Stahlrohrsessel gesessen, er sprang auf, als sie durch die gläserne Tür trat. Sie erblickte ihn gleich. Ja, das war Roland, schlank, breitschultrig, sein offenes Gesicht. Sie lief durch all die Menschen hin auf ihn zu. „Roland!“ Er umarmte sie schweigend, sie war geborgen, und das lange Alleinsein löste sich auf in endlichen Tränen. – Behutsam führte er sie zum Wagen. „Du brauchst nicht so vorsichtig zu sein, es dauert noch eine ganze Weile.“ Er lächelte ihr zu. „Ich freue mich ja so, daß du da bist, daß du gekommen bist.“ – Wieder war sie in der Stadt von damals, wieder sog ihr Verkehr sie auf. Langsam fuhren sie die breite Allee hinunter, und Agnes sah: Das Blau des Himmels fiel hinein in die lichte Straße, breitete sich über den kleinen Teich an ihrem Ende, mischte sich mit dem Grün der gebeugten Trauerweide und der Birken an seinem Rand. Dann: die Großraumwagen der Straßenbahn und die hochsteigenden Neubauten, Helle, Schnelligkeit – das sachlich Schöne der Stadt. Sie atmete tief, legte die Hand auf Rolands Arm. „Hier, vor einem dreiviertel Jahr war es.“ – „Ja, hier“, sagte Roland. „Und diese Stadt wollte dir gar nicht gefallen. War es nicht so?“ – Wie elend und bedrängt war sie gewesen, als sie hier zum erstenmal war, zu Besuch. Jetzt, da sie Einzug hielt für immer, konnte ihr die Stadt nichts mehr anhaben, sie nahm ihren zur Schau gestellten Reichtum hin als Geschenk der Ankunft. Und sie erschrak: Was galt denn? Welches Gefühl war das richtige? Das alles gehörte ihr jetzt so wenig wie früher, die Kreuzung, über die sie gerade fuhren, machte es deutlich genug: Das Stahlhochhaus und die Banken, im trauten Vereine standen sie da. Aber es schien zur Eroberung hingestellt, lockte.

Agnes stand im Gartenpavillon. Ihr Blick ging hinaus, über die reichen Obstplantagen hin, hin über die Stadt in der Ebene, die erst in der Ferne wieder von Höhen begrenzt war. Es war Mai. Schön war das Land hier, schön das Haus. Es hatte etwas vom Modernen der farbigen Weekend-Bungalows, die sich am Hang eingefunden hatten, war aber größer und fester gebaut. Hell schimmerte es durch das Laub der Bäume. Darin hatte sie nun ihren Platz gefunden.

Sie hatte Angst gehabt vor dem ersten Zusammentreffen mit Rolands Eltern. Da kam sie und begehrte Einlaß, wo sie kein Recht hatte. Aber man nahm sie gut auf. „Also, das sind Sie“ – prüfend wurde Agnes be-

trachtet. Davor brauchte sie keine Angst zu haben. Vielleicht war diese Begrüßung nicht herzlich, Agnes spürte eine ferne Kälte. „Nun, Junge, zeig ihr das Zimmer, wir sehen uns später.“ – Wie sollte es anders sein? Es schien sich auch schon zu verlieren. Die Weitläufigkeit der Wohnung tat ein übriges: Man mußte sich nicht sehen, wenn man nicht wollte.

Das war nun Rolands Heimat: Eine Familie, wie sie Agnes nie kennengelernt hatte. Sie hatte in Heimen gewohnt, war in den Ferien oft bei der Schwester ihres Vaters gewesen – hier aber war alles gewachsen ohne Unterbrechung. Krieg und Nachkrieg waren an diesen Menschen vorbeigegangen, hatten sie geschont. Jeder hatte seine unverrückbare Aufgabe. Es gefiel ihr hier, und hier war sie jetzt zu Hause.

Hier war sie nicht zu Hause. Noch immer wurde sie das Gefühl der Unsicherheit nicht los, wenn sie mit Rolands Eltern sprach, noch war sie ausgeschlossen von allem, was sie taten. Es war kein Trost für Agnes, daß sie ihre Untätigkeit hinnahm als etwas Selbstverständliches. Wenig Fertigkeiten brachte sie mit, Roland im Geschäft zur Hand zu gehen. Das wollte er auch nicht. „Du hast jetzt genug an dir und dem Kleinen.“ – Sie aber konnte nicht damit fertig werden, daß sie herumsaß. Zu plötzlich hatte alles aufgehört, was sie bis dahin ausgefüllt: die Bücher, die Zeitschriften, das Grübeln über einem Referat, das Training. Sie hatte das Gefühl, als sei sie aus höchster Anspannung in Räume stummer Bewegungslosigkeit gefallen. So gut es ging, machte sie sich im Hause nützlich. Das war nicht viel, aber sie wollte hierdurch ein klein wenig ableisten von dem, was ihr geschenkt wurde. Geschenkt – sie war es noch nicht gewöhnt, sich etwas schenken zu lassen.

Es wurde zum Essen gerufen, Agnes hatte den Wagen nicht kommen hören. Sie riß sich los von der Landschaft, langsam ging sie ins Haus. Das Mädchen hatte auf der Veranda gedeckt, zum erstenmal in diesem Jahr, und alle freuten sich, daß sie hier draußen sitzen konnten. Die Flügel Fenster waren aufgestoßen, aus dem Garten drang der Duft des Flieders. Die Männer waren aufgeräumt hereingekommen. „Meine liebe Agnes“, sagte der Vater, „die Dinge lassen sich gut an. Wenn es so weitergeht, dann wird dir Roland noch in diesem Jahr eine Wohnung hinstellen – alle zehn Finger kannst du dir danach lecken. Schau nicht so verwundert. Es ist, wie ich sage. Wir haben eingekauft, prima, prima. Und mit Voraussicht; denn jetzt haben die Preise angezogen, der Gewinn fällt an uns. Und wer hat das ausgedacht? Dein Roland, als er kaum im Geschäft war. Wie wenn er damals schon geahnt hätte, daß er nun für drei sorgen muß. Und deshalb: dies wird euer Hochzeitsgeschenk sein, und daß es nicht zuwenig wird, das verspreche ich euch.“ – „Danke“, sagte Agnes. Und: „Freust du dich?“ fragte Roland.

Freute sie sich wirklich? Oder war das wieder einer von jenen Sprüchen, auf die sie nichts zu sagen wußte, eine jener Neuigkeiten, die sie erst einmal recht zu fassen hatte. Das Geschäft? Unten am Markt zeigte es seine breiten Schaufenster. In schräglaufenden Leuchtbuchstaben stand der Name, und senkrecht darüber wie ein ragender Finger in der Nacht: Konfektionshaus. Sie waren sehr stolz auf diesen Einfall, waren sie es doch gewesen, die das hier eingeführt hatten. Davon allerdings merkte man heute nichts mehr. Die anderen, rings um den Markt und die schmale Hauptstraße hinauf, hatten längst nachgezogen. Aber das tat nichts. Das Konfektionshaus hatte seinen Ruf begründet – nicht nur in der Stadt, von den Dörfern in der Runde kam man her, einzukaufen.

Was war das, ein Geschäft? Was hatte sie da gehört? Da stiegen die Preise, da hatten die Leute was draufzulegen, und sie würden eine Wohnung davon bekommen? Agnes fühlte, wie fremd sie hier war. In der Luft meinte sie es zu spüren: Alles war anders hier. Sie hatte gewußt, daß es manches zu lernen gab, und sie war bereit dazu. Sie hatte nicht gewußt, daß es so viel war und daß ihr die Gewöhnung so schwerfallen würde.

„Du mußt Menschen kennenlernen“, sagte Roland einige Tage später. „Mach dich schön für die Party heute abend, hörst du!“ Agnes erwiderte: „Ich weiß nicht... Zuerst habe ich mich gefreut auf diesen Abend, aber jetzt möchte ich am liebsten gar nicht mitgehen. Ich habe ein wenig Angst davor.“ – „Unsinn!“ antwortete Roland, er küßte sie leicht auf die Stirn. „Angst? Da brauchst du doch keine Angst zu haben. Es werden ein paar junge Leute da sein, mit denen bin ich von Zeit zu Zeit zusammen. Von den Alten werden wir uns hübsch absondern. Was werden die auch schon zu sagen haben? Sie werden herumstehen mit ihrem ewigen Kognak, sie werden von ihren Geschäften reden und davon, wie tüchtig sie allesamt sind. Dann werden sie von Italien erzählen: ‚Ach, wissen Sie, der weiße Marmor des Mailänder Doms, ein herrlicher Anblick!‘ Dabei sind sie vorbei gesaust, mit dem Blick auf dem Kilometerzähler, im Kopf nur Betrieb, nichts als Verdienen und Ausgeben.“ – „Warum gehen wir dann dahin?“ – „Und wenn es nur der Spaß ist, warum sollten wir nicht?“

Rolands Mutter sagte nach dem Essen: „So, meine Liebe, jetzt werden wir uns deine Garderobe anschauen. Was willst du denn anziehen? Du bist mir doch nicht böse, daß ich mich ein wenig kümmerge? Ich verstehe davon eine ganze Menge.“ – Es war nicht viel, was zum Vorschein kam. „Also, wirklich, Chic hast du. Und das hast du tatsächlich alles drüben gekauft? Sehr hübsch, nur für den Abend reicht es doch nicht ganz. Eine



passende Tasche hast du auch nicht.“ – „Das macht doch nichts.“ Gewiß, die Mutter meinte es gut, aber Agnes war ärgerlich. „Oh, das macht etwas. Ich weiß, dafür hattest du bisher keine Zeit und wohl auch keine Gelegenheit. Aber du mußt an Roland denken. Du gehörst zum Haus, und an uns Frauen kann man sehen, was das Haus leistet. Das sind so Kleinigkeiten, man kann darüber lachen, und doch sind sie wichtig. Ach ja, Kleinigkeiten, ich wollte dir schon immer sagen: Ich habe nichts dagegen, wenn du hier ein wenig mithilfst, einkaufst. Manchmal denke ich, das Hausmädchen hat eigentlich zu viel zu tun. Aber man darf nicht übertreiben. Wie kannst du denn die Sachen selbst tragen? Das machen wir nicht. Du bestellst, und dann wird es selbstverständlich hergeschickt. Kein Vorwurf, du wirst es schon lernen, bist ja ein kluges Mädchen.“ –

„Haben sie dich herausgeputzt?“ Als Roland aus dem Geschäft zurückkam, war er gleich zu ihr gegangen. „Laß mal sehen! Die Mutter nimmt das schrecklich ernst. Ich warne dich, jetzt hat sie angefangen, so bald wird sie nicht wieder aufhören. Nimm das Kreuz auf dich. Eines muß man ihr zugeben: Geschmack hat sie.“ Agnes sah sich im Spiegel, sie war schon wieder versöhnt, und sie lächelte ein wenig darüber, daß sie sich gefiel. Sie breitete die Arme aus, drehte sich schnell herum. Die schneeweiße Stola flog auf. „Du bist schön“, sagte Roland. –

„Wir haben schon von Ihnen gehört“, so wurde sie dann empfangen. „Es ist fein, daß Sie mitgekommen sind. Ah, da sind Sie ja auch, Sie großer Sportler. Na, neue Erfolge in Aussicht?“ Roland beugte sich über die Hand der Gastgeberin. „Das hört jetzt wohl auf“, sagte er, „ich weiß nicht, ob ich noch Zeit dazu haben werde.“ – „Aber das sollten Sie nicht tun! Sie sind doch solch ein guter Schwimmer, nach allem, was man erzählt.“ – „Was soll man machen?“ Roland und Agnes gingen hinein. Der Raum war groß, man hatte auf beiden Seiten Schiebetüren geöffnet, die Gesellschaft verteilte sich überallhin. Roland führte Agnes herum. Sie fühlte, wie die Blicke ihr nachgingen. „Lassen Sie mich, Roland! Dazu haben Sie nicht das rechte Geschick.“ Die Gastgeberin nahm Agnes' Arm. „Darf ich vorstellen, das ist Agnes, Rolands Verlobte, unsere geflohene kleine Freundin von drüben.“ Um Agnes war ein Wogen fremder Gesichter. Sie verstand kaum die Namen, krampfhaft lächelte sie, und nur von fern her hörte sie die Antworten: „Also, wenn die drüben noch mehr von Ihrer Sorte hätten, ich hätte nichts dagegen, wenn der Import dann anhielte. Wissen Sie, die Leute, die da meistens kommen, sind schrecklich aufdringlich mit ihren grauen Gesichtern.“ Oder: „Sie sind sicher froh, daß Sie alles überstanden haben. Ich stelle es mir furchtbar vor, unter diesen Zuständen dort zu leben. Nun sind Sie ja hier.“ Und: „Kommen Sie vielleicht aus Leipzig? Nein? Schade. Von Zeit zu Zeit bin ich zur

Messe dort. – Ach, aus Berlin, diesem ewigen Zankapfel, kommen Sie? Eigentlich habe ich die Berliner über, und ich wünschte, sie würden uns in Ruhe lassen. Bei Ihnen machen wir natürlich eine Ausnahme, seien Sie willkommen in unserer kleinen Stadt.“

Endlich war sie wieder bei Roland. „Die sind gräßlich, diese Leute“, sagte sie, „am liebsten hätte ich ihnen was ins Gesicht gesagt, daß ihnen das Bedauern vergangen wäre. Sie wissen nichts, aber sie reden.“ Agnes wußte, Roland würde sie verstehen. Er antwortete: „Nicht wahr, ich habe es gleich gesagt. Nichts als Patentmeinungen. Aber mach ein freundliches Gesicht zu dem bösen Spiel. Solche gibt es überall. Komm, ich bringe dich jetzt zu den jungen Leuten.“ Von nebenan klang Musik. Man hatte den Plattenspieler in Gang gesetzt, aber es tanzte nur ein Paar. Die anderen hatten die Sessel in einer Ecke zusammengeschoben, dort saßen sie und unterhielten sich. Roland und Agnes stellten sich dazu. Man bemerkte sie nicht.

Das Gespräch schien nur von zweien getragen: von einem blonden, schwarzgekleideten Mädchen, das nachlässig in ihrem Sessel lehnte, und von einem Jungen mit schwarzer Hornbrille und in die Stirn fallenden Haaren. „Nein“, sagte das Mädchen müde, „ich meine das so: Die Welt, in der ich lebe, ist nicht deine Welt. Ich bin lustig, du bist traurig im gleichen Augenblick aus gleichem Anlaß. Zum Beispiel jetzt: du bist aufgeregt und ich gelangweilt. Wo gibt es denn da Beziehungen? Da gibt es keine Verbindungen von mir, von dir zum anderen, zu dem Anderen. Das kommt alles aus mir selbst, ist meine Sache, meine Anlage.“ – Laut unterbrach sie der Junge: „Das ist ja verdrehtes Zeug. Wenn du hier mit mir streitest, dann hat das doch wohl den Zweck, sich über die Welt Gedanken zu machen, nicht über zwei oder drei, oder drei Milliarden, sondern über die eine. Da kommt was Verschiedenes heraus, unbestreitbar. Aber das ist ja auch gut, daß wir nicht alle das gleiche reden.“ Langsam erwiderte die Blonde: „Du täuschst dich, wenn du denkst, ich streite mit dir, oder ich hätte einen Zweck. Ich sage meine Meinung, die magst du annehmen oder nicht, das ist mir gleich. Du regst dich auf. Warum? Hast du Angst davor, dir zuzugeben, daß wir alle eingesperrt sind in uns selbst? Daß wir alle nur Ich sind, jeder für sich?“ – „Wieso denn Angst?“ sagte der Junge heftig. „Ich fühle mich nicht eingesperrt, ich bin froh, daß ich anderen sagen kann, was ich denke, ich bin froh, daß aus der Vielzahl der Meinungen sich Demokratie entwickeln kann.“ Die Schöne war nicht aus ihrer Ruhe zu bringen: „Wollen wir nicht Schluß machen? Wir werden uns doch nicht verstehen. Wir reden ja über verschiedene Dinge. Freiheit – das ist doch keine Sache von Institutionen. Wenn du das willst, müßte es für jeden seine eigene Rechtsprechung geben. Das

ganze Zusammenleben hat nur einen praktischen Charakter, das hat mit dem Sein nichts zu tun. Freiheit beginnt dort, wo man sich zu seinem nackten Ich bekennt und zu ihm ja sagt.“ – „Aber es wäre ja absurd, hier zu sitzen und sich zu unterhalten, wenn das so wäre“, sagte der Junge. „Ich sehe, du kannst mir folgen. Genau das ist es auch.“ – „Ich will dir aber nicht folgen.“ Er rückte an seiner Brille. „Ich will meine Freiheit ohne deine Konstruktionen.“ – „Dann sag doch mal, wie du sie sonst haben willst.“ Man sah ihr an, daß sie schon wußte, was jetzt kommen würde. „Das ist mit einem Satz getan“, erwiderte der andere, „ich will, daß alles so bleibt, wie es ist: Leben und leben lassen, laissez faire, laissez aller. Dann kann ich sagen, was ich denke, und du kannst sagen, was du denkst. Ich will das Recht haben, einen Blödsinn zu sagen, und andere sollen das Recht haben, nachzuweisen, daß es ein Blödsinn ist, wenn sie können oder mögen.“ – „Das Gesprächsniveau hebt sich ungemain“, sagte das Mädchen. „Gleich sind wir beim Lebensstandard. Wo ist sie denn, deine Freiheit? Doch nur im Kopf von ein paar klugen Leuten, die stolz sind auf ihr Gerede und darauf, daß sie es in den Zeitungen drucken dürfen. Wie ich sah, hast du damit konsequenterweise schon angefangen. Kein Mensch richtet sich danach. Weltfremd, veraltete Bemühungen. Und es ist genau das, was man gern hören möchte.“ – „Veraltet? Mir scheint, was du da sagst, ist auch nicht gerade neu.“ Die Blonde antwortete: „Es ist komisch, wie du dir da so ein Weltbild zu-rechtzimmerst. Leben und leben lassen – fast eine Weltanschauung, nur ein bißchen verdreht: keine zu haben nämlich. Du hast Fett angesetzt, mein Guter, unter Freiheit willst du Bequemlichkeit verstehen. Nein, Freiheit, das ist eine Sache der Einsamkeit, das geht nur den einzelnen was an, der seinen Nebenmann nicht versteht, nicht zu verstehen braucht. Oder verstehen wir uns etwa? Ich habe immer noch nicht den Eindruck.“

Es gab eine kleine Pause. Dahinein sagte Roland: „Ihr seid also mal wieder beim Thema. Laßt euch nicht stören. Ich möchte euch nur schnell mit Agnes bekanntmachen. Ihr wißt schon von ihr.“ Die Männer sprangen auf, begrüßten die beiden. Man setzte Agnes neben die Blonde.

„Na, jetzt haben wir eine Kronzeugin über Freiheit“, sagte die Schöne, immer noch hob sie die Stimme nicht. „Haben Sie gehört, worüber hier das Gespräch ging? Drüben wird es leichter zu begreifen sein, daß Freiheit mit äußeren Dingen nichts zu tun hat, daß sie nur individuell zu lösen ist. Das lernt man da nämlich besser als hier.“ – „Ja, Kronzeugin“, warf der Junge ein, „es wird gleich klarwerden, daß es nicht um abstrakte Seinsfragen geht, sondern um handgreiflichere Dinge. Das lernt man da nämlich besser als hier.“

Agnes war verlegen. Plötzlich erwarteten sie eine Antwort von ihr. „Ich



weiß nicht...“, sagte sie. „Ich habe nicht alles verstanden.“ Tastend fuhr sie fort: „Ich glaube, die wichtigste Frage ist die nach dem wozu. Nach dem Inhalt der Freiheit. Nach dem Tun. Nach dem gemeinsamen Tun vielleicht sogar. Aber irgendwie paßt das zu keinem von Ihnen. Ich kann Ihnen da wohl nicht helfen.“

Die Blonde hatte sie unverwandt angesehen. Jetzt schob sie sich aus ihrer lässigen Haltung. „Ein großes Wort“, sagte sie. „Es erhebt sich nur noch die Frage: Sind Sie Christ oder Kommunist?“ – „Fragen Sie mich?“ Agnes war erstaunt, woher kam denn auf einmal diese Sprödigkeit in die Stimme der Schönen? „Ich habe nur so gesprochen, wie ich fühle. Was hat das denn damit zu tun? Ich bin beides nicht.“ – „Andere werfen diese Frage nicht auf.“ – „Sie ist Laienphilosoph“, sagte der mit der Brille. „Vergib ihr, sie weiß nicht, was sie sagt.“

Es schien, als hätten sie plötzlich die Lust verloren, weiter zu sprechen. Jemand hatte wieder eine Platte aufgelegt, sie standen auf, tanzten. Roland hielt Agnes steif im Arm. „Was hast du denn?“ fragte Agnes, „habe ich was Verkehrtes gesagt?“ – „Ja, ziemlich.“ Er schwieg. „Willst du mir nicht sagen, was?“ Plötzlich wurde ihr bewußt, wie komisch das alles war. Da tanzte er mit ihr, mußte sie an sich drücken, er machte ein gleichgültiges Gesicht und war böse mit ihr, war verärgert, weil sie gesagt hatte, was für sie das Natürlichste auf der Welt war. „Ich weiß“, sagte Roland, „diese Debatten, die gehen manchmal ins uferlose, ich mag sie nur von Zeit zu Zeit. Ich fühle mich beim Training wohler. Aber mußtest du dir denn gleich beim ersten Satz einen solchen Vorwurf einheimsen?“ – „Meinst du, ich habe das verstanden?“ – „So, dann will ich es dir sagen: Weltanschauungen sind hier nicht sehr beliebt, und überhaupt, wenn sie nach drüben riechen. Inhalt der Freiheit? Gemeinsames Tun? Von da ist es ein Schritt zu dieser Weltveränderung, und von da wirklich nur noch ein Schritt weiter. Laß doch diesen überholten Kram aus dem Spiel!“ – „Ach, Roland, du hast mir schon einmal gesagt, ich sei altmodisch. Ich finde bloß, sich zu fragen, wozu man lebt, das ist gar nicht altmodisch.“ – „Wozu, wozu. Weißt du es denn? Du lebst, leider vielleicht, Gott sei Dank noch vielleicht, also dann freu dich. Was soll denn diese Fragerei nach dem wozu, wo es jeden Tag losgehen kann? Machst dir und anderen den Kopf schwer damit.“

Eben tanzte die Blonde an ihnen vorbei, sie tanzte genauso, wie sie gegessen hatte, sanft und schleppend. „Sie müssen ein bißchen was lesen“, klang es zu Agnes herüber. „Besuchen Sie mich doch mal.“ Als sie wieder auseinander waren, sagte Roland: „Ich würde dich bitten, so bald nicht hinzugehen. Es wird nur Ärger geben. Wenn du dich erst ein bißchen akklimatisiert hast, meinestwegen.“ –

Uns indessen war die Zeit schnell vergangen, das Semester war vorübergeflogen; die Prüfungen näherten sich, als Agnes' Brief ankam. Die Gruppenleitung trat zusammen, wir wurden dazu eingeladen.

Dies war ihr Brief: „Wenn ich Euch schreibe und darum bitte, mich aus den Listen zu streichen, so muß ich mich zuerst entschuldigen: Es mag sein, daß es nicht richtig war, ohne ein Wort davonzugehen. Jetzt, da ich schon eine Weile in meiner neuen Heimat bin, da ich Ruhe zum Überlegen habe, will es mir fast so scheinen. Ich ging nicht aus Haß. Ich weiß, daß ich es sehr schwerhaben werde hier; nicht nur die großen Dinge, auch die kleinen Gewohnheiten sind anders. Ich werde heiraten, ich werde bald ein Kind haben, und es wird in einer Familie groß werden. Ich fühle mich wohl hier, sicher wird alles an seine Stelle kommen mit der Zeit, vielleicht werde ich das Studium wieder einmal aufnehmen, und es wird das nicht vertan sein, was trotz allem ich gelernt. Ich kann nicht verlangen, daß Ihr mich in gutem Andenken behalten sollt. Aber denkt nicht schlecht von mir, ich hatte keine andere Wahl.“

Da hatten sie es sich leicht gemacht! Sie? Wir doch noch mehr. Wir hatten gespürt, daß ins Blaue hinein geredet worden war, und wir hatten nicht die Zeit gehabt, mit ihr zu sprechen. „Ich will es euch sagen, Alfred und ich, wir haben gewußt von dieser Sache mit dem Mann, und vielleicht haben wir die Schuld an der ganzen Geschichte.“ – „Was denn“, rief Alfred, „was denn. Du steigerst mal wieder deine Ahnungen zur Gewißheit, du hervorragender Wissenschaftler. Was haben wir denn gewußt? Ihr wollt immer gleich darauf los, ihr Menschenmodler. Glaubst du denn wirklich, wir hätten da was durch ein Gespräch repariert? Und woher hätten wir das Recht genommen, uns da einzumischen?“ Alfred verteidigte noch, wo nichts mehr zu verteidigen war. „Ich dachte eigentlich“, sagte Klaus, „es habe sich schon herumgesprochen, daß das nicht nur ein Recht ist.“

Vorher hatte nichts gestimmt. Jetzt, ja, jetzt erst sahen wir, wie es wirklich war: Da kam ein Kind. Nicht dieser Roland, das Kind war es gewesen. Aus ihrem Brief meinten wir lesen zu können, daß sie sich nicht wohl fühlte. Mit denen da drüben hatte sie nichts zu tun! Hier hatte etwas anderes gesprochen – oder doch nicht? Hätte er nicht auch hierher kommen können? Warum hatte sie denn das nicht versucht? Warum war sie über Nacht davongegangen? Und was hätten wir wirklich tun können, wenn wir alles gewußt hätten? Das waren die Fragen, aber wir wußten noch keine Antwort darauf.

Es war nicht weit, mit dem Wagen waren sie in einer halben Stunde da. Hier also sollten sie wohnen. Wochenlang hatten die Verhandlungen

über die Filiale gedauert, jetzt waren sie beendet. Roland sollte das neue Haus übernehmen, gleich nach der Hochzeit sollte der Umzug sein. Alles stand zum besten: Eine Wohnung, nicht weit vom Geschäft, war in Aussicht genommen. Miete und Baukostenzuschuß waren nicht allzu hoch. „Das geht, das geht in den ersten Jahren. Nur nicht gleich festlegen!“ hatte der Vater gesagt. „Und wenn erst die Zahlen auf eurem Konto ein wenig in die Höhe geklettert sind, dann könnt ihr sehen, wo ihr euch festsetzt auf die Dauer.“ Ehe sie abfuhren, hatte Rolands Mutter Agnes beiseite gezogen, und nie vorher hatte sie so vertraut zu ihr gesprochen. „Irgendwie beneide ich euch“, sagte sie, „ihr fangt nun neu an, müßt euch durchsetzen, etwas schaffen. Manchmal, weißt du, denke ich zurück an diese Zeit, als wir soweit waren. Ich denke gern zurück: Der Krieg war aus, ich war gerade dreißig, man war kräftig, es mußte Essen her für das Kind, es fehlten Kohlen, Schuhe. Überlegen mußten wir, wie wir das gemeinsam meistern konnten, und ausgefüllt waren die Tage mit ganz einfachen Dingen. – Jetzt ist alles da, der neue Wagen, die Reisen, aber sie geben nicht...“ Sie unterbrach sich. „Ja, also, ihr seid ja noch jung. Hoffentlich gefällt es dir.“ –

„Du mußt nicht erschrecken“, sagte Roland, „gerade modern sieht es nicht aus, aber Vater hat vor, eine Menge Geld hier reinzustecken.“ Das neue Geschäft war geräumig, es zog sich über zwei Etagen hin, sauber blitzten die Scheiben vor den Verkaufsschränken, und doch sah es nicht so hell und strahlend aus wie im Konfektionshaus. Ein Hauch von Altertümlichkeit lag über den dunkelgebeizten Tischen, den gerafften Gardinen. „Es wird nicht leicht sein, sich hier durchzusetzen“, sagte Roland, „die haben beinahe nichts verändert in den letzten Jahren, und wer nicht zulegt, verliert. Das ist Gesetz. Eleganz und Licht – das ist der Zug unserer Zeit. Zuerst habe ich gedacht, das Ding liegt hier nicht günstig, aber das ist es nicht. Die waren nur nicht kühn genug, die hatten nicht genug Phantasie, und das bedeutet, in die Herzen der Käufer zu sehen. Modern mit Phantasie! – das ist der Trend.“ Phantasie, dachte Agnes, was sagte Roland davon? Er war schon der Chef hier, und während er sprach, schien sich alles zu verändern. Blau strahlte die Decke gegen die hellen Wände. Flott angezogene Verkäufer eilten zu den Schränken, über dem Arm reichliche Auswahl, kehrten sie zurück. In großen Spiegelscheiben sah man den locker gestalteten Raum mit den farbigen Tischplatten auf schrägem Stahlrohr. Aber wozu all der Glanz? „Da wird ein bißchen mehr hereinkommen als bisher“, sagte Roland. „Eine Goldgrube kann das werden, und dann wollen wir mal sehen, wie lange sich die zwei kleinen Pinscher nebenan noch halten können.“

Es war ihr auf einmal klar, was ihn so fremd gemacht hatte, wenn er



im Büro saß, wenn er telefonierte, wenn er Briefe diktierte. Da war er nicht der Sportler Roland und nicht der Roland, mit dem sie eine Woche zusammengewesen war im Januar. Sie sah ihn wieder umhergehen im Konfektionshaus und mit den Angestellten sprechen: „Ich habe Ihnen schon oft gesagt: Wir machen alles. Und wenn der Kunde seine Hose unbedingt länger haben will, so tun wir ihm den Gefallen, auch wenn es unbequem ist, auch wenn es teuer ist. Richten Sie sich danach.“

Agnes sagte: „Du kennst die Leute doch gar nicht. Warum sollen die nicht auch hier leben?“ – „Das überlaß lieber mir. Wenn ich auf andere Rücksicht nehmen will, so komm ich selbst nicht weiter.“ Was hatte sie sich denn gedacht? Hatte sie geglaubt, hier könne alles so weitergehen wie in Berlin? Sie könnten so sein wie dort, losgelöst von aller Wirklichkeit? Natürlich nicht. Nur, wie das jetzt Gestalt gewann – das hatte sie sich nicht vorstellen können. –

Am Abend waren sie in der Bar, das zuckende Auf und Ab der Reklame hatte Agnes angelockt. Sie saßen in einem merkwürdig roten Licht, das das Weiß der Hemden grell hervorstechen ließ und die Glut der Zigarette in Rolands Hand blaß machte. Es wurde getanzt. Agnes sagte: „Roland, ich muß das einmal aussprechen. Ich fürchte, ich werde dir bei allem nicht viel helfen können.“ Ihr Blick hielt sich an dem Tanzpaar fest, das jetzt das kleine Parkett mit unglaublich schnellen Schritten ausfüllte. „Ach was, ich weiß, daß du dich erst einleben mußt, wirst es schon lernen. Und wenn dann das Kind da ist, dann ist alles anders.“ – „Nein, das ist es doch nicht, ich meine das Geschäft und so . . .“ Immer noch drehte sich das Paar, beugte sich vor und warf sich zurück. Die Musik dröhnte aus der Jukebox, und dahinein hörte sie Roland sprechen: „Du wirst dich wundern, wenn erst die Maler drin gewesen sind und die neue Einrichtung steht.“ Beide Tänzer hatten grell gestreifte Hosen an, es sah aus, als führte ihr Körper ein eigenes Leben. Sie bewegten sich, schienen froh, aber so starr war ihr Gesicht, so tot, so tief war alle Regung darin verschwunden. „Es ist alles ganz anders, als ich es mir vorgestellt habe, und ich weiß gar nicht, was ich dabei soll.“ – „Nichts sollst du. Es ist genug, wenn ich da drin stecke. Das ist für dich nicht wichtig.“ – „Und für dich, ist es für dich wichtig?“ Agnes fragte es, in ihr war eine unerträgliche Spannung. Roland antwortete: „Für mich? Es geht mir nicht unter die Haut, das weißt du doch, Vater klagt schon immer, er hätte mich nicht wegschicken sollen, jetzt nähme ich nichts mehr ernst, vor allem nicht das Geschäft. Wichtig ist etwas ganz anderes: Daß wir uns haben, daß wir uns verstehen, daß wir unser Leben so einrichten können, wie wir wollen.“ – Die Spannung in Agnes löste sich nicht.

Die Musik verstummte einen Augenblick und begann schon von neuem.

Aber was spielten sie da? Das war doch dieser Moskauer Schlager, den sie drüben so gern gesummt hatten, als er aufgekommen war. Den spielten sie hier? Nur war seine Melodie härter jetzt, rhythmisierter, wie sie da aus der Musicbox tönte, und das Paar, immer noch allein, weil die anderen genug hatten, ihm zuzusehen, tanzte auch ihn mit den gleichen eckigen, maschinenmäßigen Bewegungen, in dem roten Licht der Bar.

Agnes sagte: „Warum willst du nicht mehr schwimmen?“ – „Wie kommst du denn jetzt ausgerechnet darauf? Das Studium ist vorbei, ich bin nicht mehr im Klub. Und ich glaube, das paßt auch nicht mehr recht, diese Wettschwimmerei. Man wird älter, lassen wir es also, leider. Aber du, wenn du erst alles hinter dir hast, wie wär es mit dir? Talent hast du, und die Burschen hier werden dich schon wieder aufbauen. Du, das wäre schön: Die Frau des Hauses, schön wie der Mond, klug und solch ein As – die Zierde der Stadt.“ – „Meinst du, das würde mir Spaß machen?“ – „Warum denn nicht? Du hast doch jetzt Zeit, zu tun und zu lassen, was du willst. Du kannst schwimmen, du kannst ein bißchen weiterstudieren – alles könntest du. Wie du willst.“

Als die Serviererin kam, zahlten sie. „Wollen Sie eine Rechnung?“ – „Natürlich“, sagte Roland, und als er Agnes' erstaunten Blick sah, fügte er hinzu: „Das ist für die Steuer, weißt du, das setzen wir von der Steuer ab. Geschäftskosten – und eine Geschäftsreise war das doch wahrhaftig hier oder nicht?“

Es war nicht weit zum Hotel, sie wollten heute noch nicht nach Hause. „Morgen werden wir das Aufgebot bestellen“, sagte Roland. „Und zum guten Herrn Pfarrer müssen wir auch noch. ‚Meine Kinder‘, wird er sagen, ‚seid ihr auch artig keusch gewesen?‘, und wir: ‚Gottesfürchtig, immer gottesfürchtig, Herr Pfarrer.‘ Es wird lustig werden.“ – „Kirchliche Trauung? Wie kommt dir das in den Sinn? Ich habe neulich nicht nur aus einer Laune gesagt: Ich bin kein Christ. Ich bin noch nicht einmal in der Kirche.“ – „Ach, Agnes, Agnes, mach mir das nicht schwer. Ohne den Glockenklang am Hochzeitstag wird es nicht gehen.“ – „Mir scheint, wir sind bisher ganz gut ohne ihn ausgekommen.“ – „Aber das hat doch mit uns nichts zu tun. Das hat doch auch mit dem Glauben nichts zu tun. Sei bloß nicht so unpraktisch. Warum willst du gegen die Traditionen rennen? Die Leute wollen was haben für ihr Geld.“

Früh waren sie aufgebrochen, der Wagen hatte sie schnell vorangebracht, sie fuhren am östlichen Ufer des Rheins entlang nach Süden. Lange schon hatten sie sich diese Reise vorgenommen. Der Rhein zog sie an, war er es doch gewesen, der ihnen die ersten Worte gab, nur füreinander bestimmt. Das war er nun: Zwischen steil ansteigenden Höhen drängte

in weitausholenden Bogen der Strom, ständig gleich und immer verändert boten sich hinter seinen gewaltigen Windungen die Bilder der Landschaft. Zu ihrer Linken, nah herangerückt, unvermittelt hinter der Straße, stieg die Talflanke empor, nur mitunter trat sie zurück und gab den Orten mit den berühmten Namen Raum. Rechts enger werdend und sich wieder verbreiternd, der Fluß, das immer bewegte glänzende Band des Wassers, das vermocht hatte, sich so tief einzugraben und solche Schönheit hervorzubringen, und drüben dann die sanften bewaldeten Bergrundungen des anderen Ufers.

Autos flogen an ihnen vorbei, dort unten glitten die mächtigen Radschaufeldampfer über das Wasser, Menschen winkten herüber. Das war der Rhein, wie sie ihn sich gedacht, der Rhein der Weinhänge, der Burgen, und Agnes spürte ihr Herz frei werden in dieser Weite. Da endlich lag vor ihr, wonach sie sich gesehnt: die Heimat. Hier in Wahrheit war sie nicht mehr zu Besuch. Wie hatte sie einstmals denken können, dies alles sei nicht ihr Eigentum? In die geronnenen Wellen der Höhenzüge schien ihr eingeflossen, was gut und groß war an ihrem Land, am ganzen, und es war ihr Besitz, war es immer gewesen und würde es immer sein. Sie war froh. Niemals zuvor war sie so glücklich gewesen seit ihrer Ankunft hier. Sie spürte Rolands Nähe.

Die Rheinpfalz, Taubenhaus auf kleiner Insel, sie ließen sich übersetzen, Bacharach. Bis hierher wollten sie.

Sie gingen durch das Städtchen mit seinen alten Mauerresten, seinen Fachwerkhäusern, seiner gotischen Kirche. Burg Stahleck gleich nebenan – doch alles Finstere und Dunkle war gemildert durch die lichten Weinreihen, die sich hinter der Stadt emporzogen. Da waren sie wieder, diese merkwürdigen Anpflanzungen, die Agnes so überrascht hatten, weil sie so gar nicht fröhlich waren, sondern kahl beinah und gleichförmig-unbelebt standen die Reben da, hängend, sich übereinandertürmend die Terrassen, das Rätsel offen lassend, wie die Erde sich hält und der Winzer.

Roland und Agnes schlenderten umher, sie aßen in einem kleinen Restaurant, sie standen vor dem alten Weinhaus mit dem dreifensterigen Erkerturm. Sie sahen, wie sich die Sonne in den Scheiben spiegelte, wie die Schatten auf den Fensterläden, Stufen und Vorsprüngen, dem kunstvoll gesetzten Balkenwerk malten. „Hausfließ – sagt man da nicht: ‚Dies hat Herr Schwertlein Anno damals durch seinen Hausfließ errichtet?‘“ – So redeten sie, und sie gingen durch die sonnige Gegenwart. Aber in Agnes war die Vergangenheit lebendig geworden, die Zeit, da der Rabbi von Bacharach gelebt, von dem sie gelesen.

„Rabbi von Bacharach, wer ist das?“ fragte Roland. Agnes suchte sich genau zu erinnern an den Juden und seine traurige Geschichte. Vom alten



Gemeinwesen Bacharach erzählte sie, das sich so lange frei und trotzig verhalten gegen die Adelsburgen und doch zerfallen war in innerer Zwietracht – von der Stadt, in deren Schoß auch die vertriebenen Juden Zuflucht fanden, aber auch hier verfolgt als Brunnenvergifter und Christenschlächter während der Kreuzzüge und dem „schwarzen Tod“. Von dem Kinde Werner berichtete sie, das am Festtage in eines Juden Hause, wohinein man es zu bringen gewußt, ermordet aufgefunden ward; das schwere Drangsal über die jüdische Gemeinde gebracht und dem dann die Kirche, dahinten die wohl, gestiftet wurde – und vom Rabbi Abraham, den nur seine Selbstbeherrschung gerettet, als auch er den Leichnam eines Kindes unter seinem Tische fand und wußte, daß ein neuer Pogrom nicht fern war. Geflohen war er mit Sarah, seinem schönen Weibe, in jener Frühlingsnacht, als der Turmwächter dort von Stahleck eine wehmütige Melodie zum Rhein herunterblies, und da, wo der Rhein den Augen entschwand, war er in den Kahn gestiegen, klagend um den sicheren Tod der Zurückgebliebenen. Und Agnes schloß: „Man fährt durch die Schönheit dieses Tals, sieht die Höhen und ihren Wald, die Orte und Burgen, und wenn man sich die Sesselbahnen, Dampfer und Fabriken fortdenkt, dann möchte man glauben, gleich wird da oben der strahlende Parzival erscheinen. Aber das vom Rabbi Abraham, das ist auch eine deutsche Geschichte.“

„Vergangen, sie ist vergangen, deine alte Geschichte. Vielleicht ist sie nicht einmal wahr.“ Weiter hatte er nichts zu sagen, er, der Märchenworte sprechen konnte in einer Nacht? Sie antwortete: „Mir scheint nur, so vergangen sind sie gar nicht, diese alten Geschichten. Von versteckten Kindern und heimlichen Kahnfahrten nur war, als wir klein waren, nichts mehr da.“ – „Auch das ist vergangen“, sagte Roland, „und wir wissen nicht, was wirklich war. Dies Grübeln bringt dir nichts ein. Blick dich um: Da ist der Rhein, sein friedlicher Verkehr, die Sonne scheint, die Menschen singen – woher um Himmels willen nimmst du denn das alles?“ – „Vergangen? Wie kann das vergangen sein, nach dem, was da geschah, auch am Rhein, an deinem sonnigen Rhein, in Köln mit seinem friedlichen Verkehr?“ – „Ach so, diese Schmierereien, die haben dich das Mittelalter hervorkramen lassen! Aber das sind doch nur ein paar Narren, die nicht vergessen können. Nun laß das schon! Was geht uns das an? Wenn du Köln sagst, dann denk lieber an die Hohe Straße oder an den Dom, wenn du schon willst.“

Sie fuhren zurück. Da war schon wieder die Lorelei, sie ließen den Wagen stehen, gingen ein Stück zu Fuß. Schmäler wurde der Fluß hier, schneller trieb die Strömung. Die Berge traten dicht heran, die Eisenbahnlinie führte nicht länger mehr am Wasser entlang, im Tunnel war sie verschwunden. Höher und steiler ragte das Ufer, der schroffe, mit

Büschen besetzte Felszacken, der scharf zerschnittene Schieferhang des Hunsrück. Nichts mehr von der Langweiligkeit der Industriediensterschaft, nichts mehr von der Zierde der Burgen, düster fast bot der Rhein sich dar in der Kraft seiner zerstörenden Arbeit, seines Durchbruchs. Wo aber waren die Klippen, an denen die Schiffe zerschellen? Ruhig kam hinter der Lorelei ein Dampfer hervor. Agnes konnte die Menschen erkennen, die sich über die Reling beugten, die Kameras schußbereit in der Hand. Und sie hörte, wie das alte Lied herüberschallte vom Bordfunk, gleich noch ein zweites Mal, und betrunkene Stimmen mischten sich drein, grölten über das Wasser hin, den Felsen empor. Für einen Augenblick war Agnes allein gewesen, jetzt sagte sie: „Laß uns weiterfahren.“ – „Aber so laß doch den Leuten ihren Spaß. Ich mache das auch gerne: Einfach dahinfahren durch die Welt. Man hat schwer gearbeitet, man tut sich gar keinen Zwang an, ist lustig, trinkt ein bißchen, und was man dann sagt, das ist nicht gerade Literatur. Und da kommst du mit deinen Chroniken, verdirbst die Laune.“

Was sie bis Bacharach gesehen, das war nur die Kulisse gewesen, eine fröhliche Landschaft, hingebreitet über furchtbare Vergangenheit. An sie mußte man sich erinnern, weil sie erst die wahre, tiefe Schönheit enthüllte, die Herrlichkeit im Trotzdem. Das hatte Agnes sagen wollen mit ihrer Geschichte von der Stadt und ihren Juden. Sie hatte sich anrühren lassen von jenem Schweren, Unbequemen – vielleicht hatte sie zum erstenmal gespürt, wie wichtig es ist, sich anrühren zu lassen, erinnert zu werden. Aber Roland hatte das alles nicht verstanden, er hatte nicht gemerkt, wie ungeheuer ernst es ihr war. Und während der ganzen Rückfahrt verlor sich ihre Trauer nicht.

Draußen war es Nacht. Agnes lag auf ihrem Bett, hatte den Kopf auf den Arm gestützt und schaute gegen die dunklen Schatten der Bäume im Garten. Leise bewegten sich die Blätter. Der Mond brach durch, er riß das Dunkel auf, floh wieder hinter schwimmende Wolken. Durch die hohen Stämme schimmerte sein bleiches Licht. Schräg von oben fallen die Strahlen ein, Sonnenstäubchenstrahlen, die Orgel jubiliert, Musik füllt die Kirche aus – Hochzeit, Hochzeit im alten Dom von Köln. Aber Roland ist nicht da. Agnes sucht ihn. Wagen um Wagen fährt vor, immer länger wird die Autoschlange, von oben kommt sie, vom Turm herunter, schwarz gleitet sie die Hochgarage herab. Die Schläge werden aufgerissen, niemand steigt aus. Agnes springt über die Wagen, fällt in die Lotterietrommel, rasend schnell wird sie herumgewirbelt, die Klappe öffnet sich wieder. „Helft dem Dom!“ schreien die Lose, erheben sich in die Luft, tragen sie fort. Der elegante Herr hinter der Tür beugt sich vor, er braucht sie

gar nicht aufzumachen, er steckt den Kopf einfach durch die Glasscheibe, winkt mit steifem Finger. Agnes wendet sich um. Da steht: „Zum Saubermachen – Henckelsachen“. Aber sie hat kein Geld, sie geht zum Rhein hinunter, wäscht sich, kehrt zurück. Fest geschlossen die Glastore, Stäbe mit dem Kreuz auf goldenem Knauf wehren ihr den Weg. Sie blickt an sich herunter: Sie hat Nachtzeug an, und bis an die Wölbung ragt das Schild: Unzucht verboten! „Ich habe hier Hochzeit!“ stammelt sie. „Laßt mich doch hinein!“ Nichts ist zu hören. Die gläsernen Banktüren bewegen sich nicht. Ganz ernst in Schwarz wartet Roland auf dem Laternenpfahl, er pfeift – aus dem Kaufhaus nebenan wird das Kleid gebracht, endlich! Sie streift es über, weiß mit langem Schleier schreitet sie nun neben ihm auf den Dom zu. Die Türen sind weit offen. Orgel klingt heraus, und ehe sie hineingehen, sieht sie noch, wie hinter der berieselten Glasscheibe des Blumenladens am Bahnhof Fische auf und nieder steigen nach der feierlichen Melodie... Tief verneigen sich die Domschweizer, die hohen Mützen berühren den Boden. Ein roter Teppich rollt sich vor ihnen auf, sie schweben darüber hin. Das Präludieren schwingt sich an den strebenden Pfeilern aufwärts, hinein in die Schlucht des Mittelschiffs. Die Wagen surren hinter ihnen her. „Aber sie fahren ja über meinen Schleier!“ Agnes rettet sich auf die Rolltreppe, schmal führt sie hinauf in die Höhe des Seitenschiffs. Hinter den Fensterbögen versteckt, schaut sie hinab. Roland geht dort unten, er klatscht in die Hände, aus den Kapellen hervor eilen Verkäufer, sie legen die Anzüge ab, laufen zurück, kommen wieder. Frauenkleidung, Kinderkleidung – alles stapelt sich zu seinen Füßen. „Nun aber ein bißchen flott die Musik!“ schreit er, und die Orgel fliegt zu ihm hinunter, er setzt sich daran, und wie er die ersten Stakkatotöne hervorbringt, öffnet sich die Schatzkammer, hervor kommen die Elfenbeintäfelchen, schlagen gegeneinander – Kastagnetten. Kelche geben ihr Klirren auf dem Mosaik dazu. Der Vorsängerstab schlägt auf dem Chorgestühl dumpfen Rhythmus, die Wagen tanzen. Zierlich, mit schnellen Schritten bewegt sich das Paar, sie werfen die Beine mit den gestreiften engen Hosen, und aus blechernem Mund stöhnen sie: „I ’m so young.“ Die Lose der Lotterie segeln auf sie herab, ein fortwährender Schneefall. Die Fremdenführer der Franzosen lesen laut aus dem Baedeker vor, ein Stern, zwei Stern, drei Stern überall, und die holländischen Pfadfinder knien zwischen den Bänken, und Engländer stehen vor den Altären. Die Gitter um den Chor springen auf, er ist ein riesengroßes Bassin, mit weißem Kork sind die Bahnen abgesteckt, schon ist der Wettkampf mitten im Gang. Tiefschwarz ist das Wasser, aber die Schwimmer sind von unten angestrahlt, weißer Schaum wirbelt auf, und über das Wasser schaukelt der Dreikönigenschrein. Der Deckel ist aufgesprungen, und alle können



sehen: Es ist nichts darin. Wettkampf der Ruderer. Am schnellsten ist das Tabernakel. Rotes Licht liegt über allem, die Zigaretten glühen blaß, blaß sind die übergroßen Rücklichter der Autos. Alle jauchzen, ziehen zu der gläsernen Vitrine der Maria hin. Die Bilderrahmen sind leer, verwaist stehen die Sockel der Figuren, dafür schwillt die Menge unten immer mehr an. So kommen sie daher: Das Tanzpaar voran, die Stahlrohrtische aus dem Verkaufsraum hinterdrein, dann die Wagenschlange und die übrigen, Roland mittendrin. Die Blumen duften, die Kerzen leuchten, hell strahlt die Gestalt. Sie winkt mit dem Szepter. „Es ist gut, daß ihr für die Firma Reklame lauft.“ Alle haben die Arme voller Hosen, Röcke, Kleider, sie türmen sich auf den Kühlern der Wagen. „Aber das muß alles noch geändert werden!“ Da jubeln sie, werfen das Zeug von sich. Es bleibt nicht liegen, steht auf und bewegt sich in dem wieder beginnenden Tanz. Langsam, getragen kommt die Musik daher. Die Orgel steht jetzt nahe dem Eingang, neben den Banktüren. Der Kassierer zahlt aus, und wie er die Scheine auf die Tasten legt, kommt die Melodie. Leise tanzen die Perlenketten, Becher, Ringe, die Buß- und Bittgeschenke der Maria mit. „Wer nicht zulegt, verliert!“ ruft Roland, er streift die Uhr von seinem Arm, wirft sie in den Schoß der Jungfrau, klirrend zerschellen die Scheiben vor dem Schmuck. Alle tun ihm nach. Aber wo ist das Kind geblieben, das Kind, eben noch auf dem Arm, das Kind mit der Krone, das Jesuskind? Da liegt es erschlagen, mit gebrochenen Augen unter dem Opferstock „Für die Armen“, der Reichsapfel ist ihm aus der Hand gefallen. Sie stürzen sich darauf, die Dunkelmänner vornweg. Sie haben ihn schon, und eifrig sind sie dabei, sich zu verschanzen. Streit bricht aus, Tumult, Geschrei. Das Wasser im Chor tritt über den Beckenrand, langsam bewegt sich wieder das Heiligtum, schwimmt hierhin und dorthin, und die Kapuzen kramen die vierzehn Bomben und die neunzehn Granaten vom letzten Krieg aus dem Schutt des Doms. Agnes steht an der automatischen Stanze, und sie stanzt kleine blanke Plättchen aus den Kupferreliefs der Grabmäler. Mit weitem Schwung wirft sie die Tränen über die Kämpfenden hin. Lauter klingt die Musik, dazwischen rasseln die Becher-Becken, trommeln die Eichengestühle. „Aber sie arbeitet ja!“ schreit es auf einmal. Alle sehen nach Agnes. Da stürmen sie zu den Rolltreppen, die brechen unter dem Druck, die Sesselbahnen stehen still. Die Mauern bersten, und hinein scheint das Flackern von den rauchenden Hängen des Rheins, des blutroten Rheins. Das Gewölbe gibt nach, mit gewaltigem Donner in die zuckende Musik stürzt es, und aus dem Lärm wächst langsam der Pilz der Stille. –

Agnes zuckte zusammen. Sie war hellwach, noch war die Erregung des wüsten Traums nicht verschwunden, tobte in ihr ein grausiger Zug. Leise

stand sie auf und ging zu Roland hinunter. Als sie sich auf seinen Bett-  
rand setzte, schreckte er hoch. „Agnes?“ – „Ja.“ – „Was willst du denn?“  
– „Ich habe geträumt, es war furchtbar.“ – „Na komm“, sagte er, nun  
lagen sie zusammen in dem dunklen Zimmer, „erzähl mal.“ – „Wir hatten  
Hochzeit im Kölner Dom.“ – „Das ist doch was Schönes, du; als die da  
neulich durch den Dom gingen, ganz schwarz, ganz weiß, und die Musik  
spielte – das war doch was Schönes?“ – „Ich denke zuviel“, sagte Agnes,  
„daher kommen die Träume. Ich muß endlich etwas tun, etwas Vernünftiges  
arbeiten. Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich mich danach sehne.“  
– „Jetzt willst du auch noch arbeiten, als ob Arbeit eine Freude wäre.  
Vielleicht gräbst du ein bißchen im Garten, aber frag den Arzt vorher. –  
Nun laß uns schlafen.“ Da schwieg sie. Immer redeten sie aneinander vor-  
bei und lebten doch zusammen, sie sprachen dieselbe Sprache, und doch  
verstanden sie sich nicht. In drei Wochen wollten sie heiraten. Am lieb-  
sten wäre sie jetzt aufgestanden und fortgegangen ohne ein Wort. Aber  
das hatte sie schon einmal getan, ein zweites Mal ging es nicht.

Der Zug fuhr schnell, weich wiegten die Schienenstöße den Wagen.  
Agnes hatte einen Fensterplatz, den Kopf von den anderen abgewandt,  
sah sie hinaus. Unendliche Ruhe war in ihr. Als sie zum erstenmal das  
Leben des Kindes gespürt hatte, als sie mit der Hand ertasten konnte, wie  
es sich bewegte, da war mit der Rührung auch stille Gefaßtheit gekom-  
men, und was sie gesagt und getan hatte in den letzten Tagen, war be-  
stimmt von einem fernen Wissen. Das tauchte alle Gegenwart in ein ande-  
res Licht, schied Wert und Unwert scharf, machte durchsichtig, was ver-  
wirrend schien. Der Zug trug sie davon, und jeder Halt legte Zeit und  
Raum zwischen sie und das Erlebte – unaufhaltsam wurde es Vergangenes.  
Lange hatte sie gezögert, Roland alles zu sagen. Aber seit der Rheinreise  
wußte sie, daß sie hier nie glücklich sein könnte. Zuerst hatte sie es sich  
nicht eingestehen wollen – was für ein Urteil konnte sie schon abgeben  
nach vier Wochen, nach zwei Monaten? Aber dann hatte sie es doch aus-  
gesprochen, angedeutet hatte sie nun genug. –

„Das bildest du dir doch nur ein“, sagte Roland. „Es ist eben eine ganz  
schöne Umstellung, das geht nicht so schnell. Aber laß uns erst mal hier  
heraus sein, laß uns für uns sein, dann sieht alles ganz anders aus.“ Doch  
Agnes konnte jetzt nicht wieder eines dieser doppelbahnigen Gespräche  
führen, in dem sie miteinander sprachen, und jeder meinte etwas anderes.  
Diesmal wenigstens mußte er zuhören, mußte er begreifen, was sie sagte.  
„Nichts bilde ich mir ein. Versteh mich doch: Fremd bin ich hier. Und  
du weißt es, du willst es nur nicht zugeben.“ – „Fremd? Du solltest mir  
fremd sein? Noch nie war mir ein Mensch so nahe wie du, Agnes.“ Sie

zwang sich, weiterzusprechen: „Ja, auch du – nicht nur die Eltern und die anderen –, auch du bist mir fremd, bist mir fremd geworden. Du spürst nicht mehr, was mich quält.“ – „Ich habe dich zuviel allein gelassen“, sagte Roland, „das Geschäft hat mir den Kopf gefüllt.“ Bittend sah er Agnes an. „Aber wir lieben uns doch, wir sind uns doch nicht fremd?“

Sie schwieg. Liebte sie ihn? Sie konnte ihn nicht mehr klar sehen. Immer drängte sich das Geschäft zwischen sie, stand da, wich nicht, wich keinen Augenblick. Liebe? Was war davon geblieben? Beinahe nur die Pläne vom Konfektionshaus, von der Wohnung... Schon war alles abgesteckt und eingezäunt. Wo am Anfang Brache gewesen war, Fruchtbarkeit verheißend, war jetzt die Ödnis eingezogen, beinahe.

„Ich mag dich sehr“, sagte sie, „und ich mag dich nicht, denn seit ich hier bin, weiß ich: Du bist nicht nur einer. Den einen in dir mag ich und den anderen nicht.“ – „Ich bin doch jetzt, wie ich immer war.“ – „Nein, das bist du nicht. Als ich hierher kam, war ich so froh. Ich dachte: Hier ist das Haus, da kann das Kind aufwachsen, da habe ich dich. Aber das war nicht das Wichtigste hier. Das Wichtigste war das Geschäft, und das Geschäft schlingt dich in sich hinein, immer mehr, unaufhaltsam. Das schlingt auch unsere Liebe mit hinunter.“ Roland schwieg, sie mußte weitersprechen: „Und mein Leben.“

Ihr Leben. Was für ein Leben war das? Sie hatte gearbeitet, studiert. Es waren leichte Jahre gewesen, schwere Jahre, voll Mühe und Anstrengung, und am wenigsten hatte sie daran gedacht, was für sie dabei herausprang.

„Wir wollen alles ganz anders machen“, sagte Roland. „Wir wollen mehr zusammen sein, wir wollen wieder ins Theater gehen wie damals, es soll wieder so sein. Es soll unser ganzes Leben so sein.“ – „Und wozu, wozu sollen wir leben? Für das Geschäft? Für uns allein?“ – „Ist das nicht genug, für uns und für das Kind?“ – „Nein, Roland, das ist nicht genug. Mir ist das nicht genug.“ – „Du sagst das so, als ob es etwas Böses sei, ein Geschäft zu haben. Du stellst ja alles auf den Kopf. Das ist es doch nicht. Überall gibt es das.“ Und er sagte: „Es wird auch dich erhalten, das Geschäft, das vergißt du wohl?“ Sie antwortete schnell: „Ich vergesse es keinen Augenblick. Das ist es ja gerade, daß ich das nicht vergessen kann.“ – „Ich verstehe dich nicht. Was für Ideen habt ihr nur? Bei Lichte betrachtet, sind sie sehr unpraktisch. Dieses Konfektionshaus da, es wird uns genug Zeit geben für uns, wir werden leben können, wie wir es möchten.“

*Ihr* hatte er gesagt. War es wirklich kaum ein halbes Jahr her, da das erste Du zwischen ihnen aufgeklungen war? *Ihr* hatte er gesagt, und er hatte die drüben gemeint und sie dazu. Gehörte sie dahin? Gehörte man



schon dahin, wenn man nur einen Sinn haben wollte in seinem Leben, etwas, für das sich zu arbeiten lohnte, was blieb, was für die Menschen blieb? Aber was hatte sie dann aufgegeben mit dem Ihr? Hatte sie sich nicht selbst aufgegeben ganz und gar?

Sie sagte: „Roland, Lieber, du mußt mir zuhören. Ich bin doch hergekommen, weil ich mit dir zusammensein wollte. Aber nun bin ich es nicht. Hier ist alles selbstverständlich: daß das Geschäft eine gute Sache ist, daß man sich so anzieht wie alle hier und das gleiche redet, daß wir uns kirchlich trauen lassen – das alles ist selbstverständlich. Aber für mich ist das nicht selbstverständlich. Wir können doch nicht tun, als ob das alles nicht wäre, und dahinleben so für uns. Ich kann dein Leben nicht achten, wie es jetzt ist. Und ich selbst brauche mein eigenes Leben, wenn ich lieben soll. Dann erst kann ich mich geben, frei, weil es ehrlich zugeht. Und du hast gesagt, das andere ist nicht so wichtig, wichtig ist allein, daß wir uns lieben.“ – „Und nun, was bedeutet das?“ – Roland fragte es ratlos.

Soweit hatten sie ihre Gedanken nicht getragen. Sie hatte gehofft, gemeinsam würden sie alles schon auflösen, und sie würden sich finden, irgendwie. Aber jetzt wußte sie auf einmal: Es gab keine Entscheidungen, die den Menschen festhalten konnten für Jahre hinaus, weil sie unabänderlich aus sich heraus ihre Folgen entwickelten – hatte man sich auch nur einmal geirrt. Für sie gab es das nicht. Sie war stark genug, neu zu entscheiden, jeden Augenblick.

„Ich weiß nicht“, sagte sie. Doch sie wußte es schon: Sie war hierhergekommen, weil sie es dem Kinde leichter machen wollte. Aber sie hatte nicht bedacht, daß sie es ihm damit nicht zugleich zum besten einrichtete. Sie war hierhergekommen, weil es das Natürliche war, daß die Frau zum Mann ging, aber sie hatte nicht gewußt, daß es ein zu großes Opfer war. – „Ich muß hier heraus“, sagte sie, „und du auch. Du stirbst mir in den Armen, wenn alles so bleibt.“ – „Aber Agnes“, sagte Roland, „so komm doch zur Besinnung. Hier haben wir ein Zuhause, in zwei Wochen wird die Hochzeit sein. Du wirst das Kind bekommen. Wohin willst du, um alles in der Welt? Ich versteh, ich versteh es nicht.“ – „Komm doch mit.“ Agnes trat dicht an ihn heran, sie legte den Kopf an seine Schulter. „Ich bitte dich.“

Sacht fuhr Roland ihr über das Haar. „Du darfst dich nicht aufregen“, sagte er, „du mußt an das Kind denken. Und die Stimmungen werden vergehen, wenn es erst da ist.“ Sie sah ihn an, ganz langsam nahm sie sein Gesicht in ihre Hände. „Und wenn es nun so ist, daß ich sage: Eines kannst du nur haben: mich oder dieses Leben hier?“ Roland wich ihren Augen aus, er küßte sie zart. „Aber du sagst es nicht. Was hast du dir

da nur wieder ausgedacht?“ – „Und wenn wir nun nach drüben gingen?“ Sie streichelte seine Schultern, die Arme, faßte seine Hände. Aber Roland machte sich los. „Das ist doch nicht dein Ernst? Was sollen wir da? Hier haben wir unser Auskommen, und was haben wir da? Was denkst du denn, was die mit dir anstellen werden? Und was soll ich machen? Hilfsverkäufer in der HO, und andere sagen mir, was ich tun soll? Hast du vergessen, weshalb du gegangen bist? Aber was rede ich denn, das ist ja alles Unsinn, und jetzt versuche ich auch noch ernsthaft, dir zu erklären, daß das alles ganz unmöglich ist.“ – „Ich möchte wieder zurück“, sagte Agnes, sie flüsterte, sie hatte noch nicht den Mut, es laut zu sagen.

Unsinn? dachte sie. Ja, es ist Unsinn, was ich sage. Ich liebe ihn doch, ich liebe ihn doch genauso wie vorher, was sage ich denn da von diesem: Ich liebe nur den einen und den anderen nicht? Ich liebe ihn, ich möchte ihn heraushaben aus diesem sinnlosen Getriebe und dem Gespinst dieser Salonphilosophen da, zu denen er nicht gehört. Nein, ich habe nicht vergessen, warum ich fortgegangen bin. Allein, allein, das hatte sich festgesetzt damals. Aber niemals war ich so allein wie hier, so allein in einer ganzen Welt. Was haben die paar Monate aus Roland gemacht? Er muß mit mir kommen. Ich hab gedacht, ich mache es richtig, aber es war alles falsch. Und jetzt muß ich mich hinstellen vor sie und muß sagen: Da bin ich wieder. Verpfuscht, verpfuscht habe ich mein Leben. Von den einen bin ich fortgelaufen, und bei den anderen kann ich nicht bleiben. Da habe ich gedacht, die erziehen immer an mir herum, um jeden Dreck kümmern sie sich, weil ich nicht wußte, wie das anderswo geschieht, diese Erziehung. Da habe ich gedacht, sie sind mißtrauisch. Dieses Mißtrauen, war das nicht nur ungeschickte Sorge und ihre Strenge nur unbeholfenes Sich-umeinanderkümmern? – Das ist es, was ich vergessen, und ich hatte es doch genau gewußt, einmal. Aber dann habe ich es mir zu einfach gemacht, ich habe es hingenommen wie das Wetter. Roland muß mit mir fahren, ich kann ihn doch nicht hierlassen.

„Ich muß zurück“, sagte sie, „um unserer Liebe willen, komm mit.“ – „Nein“, sagte er, „und du wirst dir das überlegen.“ –

Es war fast zuviel gewesen, was sich da in den letzten Tagen zusammengedrängt hatte. Denn jetzt ging es nicht um Entscheidungen, die sie leicht zusammenführten. Da ließ sich nichts mehr in zärtliche Gedanken hüllen: Wenn sie es ernst nahm mit ihrer Liebe, so konnte sie nicht eingehen in ein falsches Leben. – Agnes saß da und starrte blicklos auf die vorüberhuschenden Felder. Sie preßte die Hand auf ihren Leib, sie fühlte das dumpfe Pochen des Kindes. So fuhr sie durch Deutschland, so fuhr sie nach Hause. –

Agnes hatte uns alles erzählt. Sie endete ihren Bericht mit den Worten: „Diese Wochen waren schwer für mich, es waren die schwersten, die ich erlebte. Das riß mich hin und her, und ich kam nie zu Ende mit meinen Gedanken. Aber auf einmal wußte ich, daß es so nicht länger ging. Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Nun stehe ich hier mit Schuld: Ich hatte vergessen, wohin ich gehöre. Ich fühlte Mißtrauen, wo ich selbst kein Vertrauen entgegenbrachte.“

Da saßen wir und hörten zu. Sie war zurückgekommen, weil sie hier ihre Heimat hatte. Über den Weg des Irrtums hatte sie wieder zu uns gelangen müssen. Denn wir hatten geglaubt, schon zu wissen, was das Leben hier ausmacht, wir hatten gemeint, das schon zu besitzen, was uns gegeben ward. Wie leicht gingen uns die großen Worte vom Mund: „Freundschaft“, „gemeinsam“, „mit all unseren Kräften“, „kämpfen“ – und wenn sie sich bewähren sollten, jeden Tag, was blieb dann von ihnen übrig? – Wir hatten noch nicht einmal Antwort gewußt auf die Frage: Warum, warum nur ist sie gegangen?

Das Schweigen dauerte lange. Alfred, natürlich, war der erste, der wieder sprach. „Lieben Freunde“, sagte er, „nun werdet mal nicht trübsinnig. Sie ist ja wieder hier. Nur frei heraus: Mir scheint, wir haben alleamt einige Fehler zum Lernen gemacht. Jeder tue da das Seine, und was mich angeht: Irgendwann, wenn ich mich recht erinnere, muß ich mal gesagt haben, wir sollten nicht soviel hineinreden in den anderen. Also, jetzt werde ich mal hineinreden und mich einmischen in das Allerpersönlichste. Da wird ein Kind geboren. Es wird keinen Vater haben“ – und nun brach der Schalk vollends durch: „Aber wie heißt es doch so schön? Mutter *und* Vater sollst du ehren. Wie nun? Wie die Erfüllung der Maxime ermöglichen? Sollten wir nicht – Mann wie Weib in diesem trauten Kreis – dieses Kindes Vater sein?“



## EINE WESTDEUTSCHE TEXTILARBEITERIN ERZÄHLT

Ich will Ihnen meinen Lebensweg schildern. Es ist dabei notwendig, daß ich ganz von vorn anfangen – nicht, weil ich mein Leben für etwas so besonderes halte. Es gibt Frauen, die viel stärkere Erlebnisse hatten: eine große Liebe zum Beispiel oder ein tiefes Leid, tragische Verwicklungen oder große berufliche Erfolge. Denken Sie nur an Madame Curie, die das Radium entdeckt hat, oder an Berta von Suttners Mahnruf „Die Waffen nieder“; an die Frauen von Ravensbrück, die Unmenschliches erdulden mußten, oder einfach an Anne Frank. Mit ihnen allen kann ich mich nicht messen. Ich bin nur eine einfache Frau mit durchschnittlichen Erlebnissen; die meisten Frauen meiner Generation haben dasselbe erlebt: den Krieg, die Luftangriffe, die allnächtliche Angst, die Bombenteppiche, die Flucht, das Herumlungern auf der Landstraße und wieder die Angst; Angst vor Tieffliegern und Angst vor den Russen, Angst vor allem vor dem, was kommen würde... Millionen Menschen in Deutschland haben das mitgemacht, und man sollte meinen, daß gemeinsame Erlebnisse zu gemeinsamen Erkenntnissen führen. Dem ist aber nicht so. Und darum drängt es mich, Ihnen alles ganz genau zu erzählen, damit Sie mich besser verstehen lernen...

Ich bin als Arbeiterkind geboren. Alle meine Vorfahren waren einfache Leute, Handwerker oder kleine Bauern; oft waren sie beides zugleich und betrieben ihre dürftige Landwirtschaft sozusagen nebenberuflich. Mein Vater war Schmied. Mutter ging schon mit dreizehn Jahren in Stellung. Nachdem sie zehn Jahre in fremden Haushalten gearbeitet hatte, gründete sie mit meinem Vater den eigenen Hausstand. Sie hat mir oft erzählt, wie prächtig ihre Hochzeit gewesen ist. In einer gelben Kutsche, mit geschmückten Gäulen, sind sie zur Kirche gefahren. Mutters lange weiße Schleppe hat, während sie zum Altar schritt, wie ein glitzerndes Band hinter ihr hergeschleift. Zwei kleine Mädchen aus der Nachbarschaft haben Blumen gestreut. Die Orgel hat gespielt, und später bei der Feier hat es sogar Wein gegeben. Das letzte fügte meist mein Vater hinzu. Er machte sich, wie er sagte, nichts aus dem Kirchenkram und hatte sich nur Mutter zuliebe vom Pfarrer trauen lassen. Aber mein Vater sowohl als auch Mutter hatten jahrelang für diesen einen Tag gespart. In Kitschfilmen

oder Kitschromanen wird die Hochzeit stets als glückliche Lösung aller Verwicklungen, als lang ersehntes und von den Liebenden oft hart erkämpftes Happy-End dargestellt. Im Leben meiner Eltern stand die Hochzeit im Anfang einer Reihe grauer Sorgentage, bitterer Entbehrungen und schwerer Schicksalsschläge, von denen ihre gemeinsamen Jahre von nun an überschattet waren.

An den ersten Weltkrieg habe ich nur verschwommene Erinnerungen; als er ausbrach, war ich gerade vier Jahre alt. Vater küßte uns und ging fort. Mutter steckte mich und meine um zwei Jahre ältere Schwester immer häufiger in unsere Sonntagskleider und nahm uns in die Kirche mit. Viele Stunden lang mußten wir nach Kohlrüben anstehen. Einmal sah ich, wie ein langer, magerer Junge dicht neben mir umfiel und der Länge nach zu Boden schlug. Sein Gesicht war blau und geschwollen; vor seinem Mund stand Schaum. Rasch bildeten die Frauen um ihn eine schützende Menschenmauer. Ich lief laut schreiend nach Hause – und wurde von Mutter mit kräftigen Ohrfeigen empfangen, weil ich den Platz vor der Ladentür verlassen hatte. – Ein weiterer Erinnerungsfetzen: ein alter Mann mit langem wehendem Vollbart, mit buschigen vereisten Augenbrauen; Mutter und ich holen ihn vom Bahnhof ab. Eine Frau sagt lächelnd zu ihrem kleinen Jungen: „Siehst du, da ist ja schon der Weihnachtsmann!“ – Ich habe Angst vor dem Weihnachtsmann und verkrieche mich hinter Mutters Rücken. Da aber trifft mich unter den Brauen hervor ein lachender Blick, und ich ahne: Vater ist nach Hause gekommen! Zu Hause rasiert er sich den Vollbart ab, ist wieder ganz jung, läßt mich auf Rücken und Schultern reiten. Doch ehe ich mich an ihn gewöhnen kann, ist Weihnachten vorbei, und Vater muß wieder weg. Mutter schleppt uns aufs neue ins „Gotteshaus“ . . .

Ich war eben sieben Jahre geworden, da verließen wir das bergische Land. Vater war zu Thyssen abkommandiert, und wir übersiedelten ins Industriegebiet. Ich hatte inzwischen noch eine Schwester bekommen. Eines Tages hieß es, der Krieg sei aus. Aber wir Kinder mußten weiterhin nach Kohlrüben anstehen. Mutter holte eine dünne Suppe aus der Volksküche, und Vater brummte über die ewigen Marmeladenstullen. Er ging jetzt abends oft zu Versammlungen. Mutter rannte nach wie vor in die Kirche. Zwischen ihr und Vater gab es immer häufiger Streit. Ich verstand nicht, worum es ging, neigte aber instinktiv meinem Vater zu. Vater war im Krieg Sanitäter gewesen. Oft, wenn er sonntags mit mir spazierenging, schilderte er mir, wie er die Menschen hatte sterben sehen. „Keiner hatte Lust aufs Jenseits, Hilde“, prägte er mir ein. „Alle wollten leben. Aber das kleine Stückchen Blei, das ihre Glieder zerfetzt hatte, war stärker als ihr Lebenswille.“ Ein andermal lehrte er mich, daß es

keine Feinde gebe. „Wenn man in freundschaftlicher Absicht kommt, kann man hingehen, wohin man will, selbst zu den wildesten Stämmen, und man wird freundschaftlich aufgenommen.“ – Seine Worte hatten mich tief beeindruckt. War es wirklich so? Ich dachte an das Neue Testament, in dem es hieß: „Liebe deine Feinde!“ Aber wie viele Christen lebten nach dem Alten Testament: „Auge um Auge, Zahn um Zahn...“ Ich hätte gern mit Mutter darüber gesprochen, aber sie wehrte mich unwirsch ab. Sie erwartete in wenigen Tagen ihre vierte Niederkunft und hatte ganz andere Sorgen.

Heute denke ich manchmal, ich bin meiner Mutter nicht gerecht geworden. Daß sie nicht engstirnig ist, hat sie in den letzten Jahren oft genug beweisen können. Doch damals lasteten auf ihr die drückendsten Haushaltssorgen. Vier hungrige Mäuler stopfen – von dem eigenen Hunger und der Sorge um das Ungeborene nicht zu reden! Und ehe sie noch das Kind zur Welt gebracht hatte, kam Vater eines Abends nach Hause, raffte seine paar Habseligkeiten zusammen und erklärte hastig: „Ich muß weg!“ Jemand aus der Fabrik hatte ihn denunziert. Vater versteckte sich in Kronberg bei seinem Bruder, kehrte nur alle vierzehn Tage heimlich zur Familie zurück, wo er einmal der Polizei direkt in die Arme lief! Erst nach stundenlangem Verhör wurde er wieder freigelassen. Aber Vater war der Boden hier zu heiß geworden. Er stellte die Familienbesuche ein, konnte aber auch Mutter und uns Kinder nicht nach Kronberg holen, weil er keine geregelte Beschäftigung hatte. Er war von seiner Firma entlassen worden, arbeitete vorübergehend bei der Eisenbahn.

Vater starb schon mit vierzig Jahren. Ich sollte damals gerade aus der Schule entlassen werden. Vaters Worte hatten mich freidenkerisch erzogen, und so hatte ich bisher nicht am Konfirmandenunterricht teilgenommen. Plötzlich aber verspürte ich den lebhaften Wunsch, das Versäumte nachzuholen. Ein ungeheurer Drang nach Wissen hatte mich gepackt, mein ganzes Sinnen war aufs Lernen gerichtet. Wie gern wäre ich weiter zur Schule gegangen! Lehrer wie Pfarrer setzten sich dafür ein – aber wie hätte ich Mutter diese Bürde aufladen dürfen? Sie arbeitete bei Thyssen, nähte Monteuranzüge, erhielt darüber hinaus keinerlei Unterstützung. Mutter wandte sich um Hilfe an den christlichen Frauenverein. Ich hatte das beste Zeugnis aus der Schule nach Hause gebracht, auch Mutter fand, man dürfe meine Begabung nicht verkümmern lassen. Die christliche Dame hörte sie aufmerksam an. „Lernen ist sehr gut, liebe Frau“, sagte sie endlich. „Aber haben Sie nie bedacht, daß Hilde später einmal hochmütig werden könnte? Es ist besser, sie bleibt Arbeiterin, so wie Sie.“

Es wurde also nichts mit der „höheren Bildung“. Statt dessen kam ich in eine Färberei und Reinigungsanstalt. Der Besitzer war uns vom Schul-



rektor empfohlen worden, er gehörte der Deutschnationalen Partei an, er versprach gönnerhaft, für meine Ausbildung Sorge zu tragen. Merkwürdigerweise vergaß er sein Versprechen, sobald er mich in die Expedition gesteckt hatte. Ich wartete von Woche zu Woche, von Monat zu Monat – niemand interessierte sich für mein Fortkommen. Schließlich fügte ich mich in das stumpfsinnige Einerlei, in dem ich für viele Jahre versinken sollte.

Ich war jetzt siebzehn Jahre alt, hatte aber mit den meisten Mädchen meines Alters, die sonnabends tanzen gingen und sich die Abende mit den jungen Burschen vertrieben, so gut wie nichts gemein. Ich war hoch aufgeschossen und schmal, lachte selten, wirkte eher abstoßend als angenehm. Mein Tagewerk lief wie ein Uhrwerk ab. Ich hatte nur wenige Zerstreuungen. Nach der Konfirmation war ich einem Jugendbund „Für unterschiedenes Christentum“ beigetreten. Wir nahmen die Religion sehr ernst, strebten an, wie wahre Christen zu leben, handelten nach dem Prinzip uneigennütziger Menschenliebe. Um alten, kranken Leuten ein wenig Freude zu bereiten, musizierten wir; ich hatte gelernt, die Laute zu spielen. Aber das alles verschaffte mir keine echte Befriedigung. Trotz meines christlichen Glaubens überfiel mich oft der Wunsch zu sterben. Wenn ich heute an meine frühe Jugend zurückdenke, erscheint sie mir wie die sinnlose Aneinanderreihung nutzlos vertaner Jahre. Und wie leicht wäre es gewesen, meinem Leben einen Inhalt zu geben. Man hätte mir nur gestatten müssen zu lernen. Fünf Jahre arbeitete ich nun schon in meiner alten Firma, ich war durch alle Abteilungen gegangen – aber nie in all der Zeit hatte sich mir die Möglichkeit geboten, einen Beruf zu erlernen.

Etwa um diese Zeit heiratete meine Mutter zum zweitenmal: ihren Jugendfreund, dessen erste Frau inzwischen gestorben war; er brachte vier Jungen mit in die Ehe. Der älteste Sohn sympathisierte mit den Kommunisten. Damals erregte das Schicksal von Sacco und Vanzetti, zwei italienischen Streikführern, die in den USA zum Tode verurteilt und trotz erwiesener Unschuld hingerichtet wurden, die Gemüter aller gerecht empfindenden Menschen. Auch ich hatte für die unschuldigen Opfer große Sympathie, überhaupt trat ich instinktiv für alle ein, die unterdrückt oder ungerecht behandelt wurden. Mein ältester Stiefbruder erklärte mir die Hintergründe des amerikanischen Schandurteils. Die sachliche Art, mit der er mir die Zusammenhänge auseinandersetzte, fesselte mich stark; ich fühlte unklar, daß ich im näheren Umgang mit ihm meinen Wissensdurst hätte stillen können. Aber die antikommunistische Hetze hatte mich schon zu stark in ihren Bann gezogen. Ich lehnte meinen Stiefbruder ab, noch bevor ich ihn näher kennenlernte. Schließlich ging ich ihm ganz aus dem

Weg. Immerhin ist es auf seinen Einfluß zurückzuführen, daß ich zu lesen anfang. „Zement“ von Gladkow, Upton Sinclairs „Boston“ und „100 Prozent“ – Bücher, die er mir geliehen hatte – verschlang ich mit der Gier eines Verdurstenden, dem man nur tropfenweise Wasser reicht. Das weite Gebiet der Literatur begann sich mir zu erschließen. Von jetzt an fühlte ich mich niemals mehr völlig einsam.

1932 bekam ich die Auswirkungen der Wirtschaftskrise am eigenen Leibe zu spüren. Ich wurde von meiner Firma entlassen, mußte vorübergehend im Haushalt arbeiten. Der Schwiegersohn meiner „Herrschaft“ war SA-Mann. Er verlangte, daß ich ihn mit „Heil Hitler“ grüßte – was zur Folge hatte, daß ich mich bei seinem Erscheinen in den äußersten Winkel der Wohnung verkroch und erst wieder zum Vorschein kam, nachdem er gegangen war. Die Familie schleppte mich ein paarmal zu Versammlungen mit. Einer der vielen Redner erzählte Schauermärchen über die Sowjetunion. Kam ich von solchen Versammlungen nach Hause, dann schwirrte mir der Kopf, und ich suchte Zuflucht, auch Klärung, bei meinen Büchern. Da mir jedoch die Anleitung fehlte, vermochten sie mich aus der politischen Wirrnis, in die ich geraten war, nicht herauszuführen. Nur in einem sah ich klar: Ich weigerte mich hartnäckig, der „Frauenshaft“ beizutreten, die damals bereits gegründet wurde und für die mich die Familie gern geködert hätte. Die nationalsozialistischen Ideale einer deutschen Frau, die am Herd und Wochenbett Genüge findet, vermochten mich nicht zu begeistern. Vielleicht war ich schon zu sehr emanzipiert. Von jeher hatte ich von Gleichheit der Geschlechter geträumt, verabscheute die entwürdigende Abhängigkeit der Frau vom Manne – Hitler aber hatte sie zu seinem Ideal erhoben.

Die Wahlen vom Sommer 1932 rückten heran. Zum erstenmal sollte ich selbst zur Wahlurne schreiten. An den Mauern klebten Plakate: „Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler!“ – Mutter und ich wählten Hindenburg. Viel später erst ist mir klargeworden, daß ich mit meiner Wahl ins politische Leben getreten war – und daß ich falsch gewählt hatte.

Als Hitler an die Macht kam, wohnten wir in Mühlheim-Styrum, in der Nähe des Styrumer Rathauses. Unserem Haus gegenüber lag das Stadtgefängnis. Fast ununterbrochen fuhren die Wagen mit ihrer menschlichen Fracht zum Tor hinein. Abends, wenn die Fenster erleuchtet waren, sah man die Gestalten in ihrer blauen Gefängniskleidung sich in der Zelle bewegen. Ruhelos gingen sie auf und ab, blieben zuweilen stehen, starrten vor sich hin. Ich forschte in ihren Gesichtern nach etwas Verbrecherischem. Es mußte etwas geben, dachte ich, was den Zügen dieser „Volksschädlinge“ das Gepräge gab. Aber ich sah entweder gebeugte Gestalten, krumm ge-

schundene Rücken, blickte in Augen, in denen noch das Grauen des soeben Durchlebten stand – oder ich sah Gesichter, die die Entschlossenheit spiegelten, koste es was es wolle, durchzuhalten. Waren das die Untermenschen, vor denen man die Gesellschaft schützen mußte? – Ich hatte damals schon wieder Arbeit bekommen, diesmal in einer Papierfabrik. Einmal, bei einem Betriebsfest, wurde ich zum Chef gerufen. „Sie lieben die Natur?“ fragte er mich im Laufe unserer Unterhaltung. Ich nickte. „Sehr. Aber ich würde auch gern mal andere Länder sehen.“ Sein Gesicht wurde starr. „Wo Sie auch sind – Sie würden sich immer wieder nach Deutschland zurücksehnen“, prophezeite er mir. „Woanders ist es überall primitiv.“ Ein andermal kamen wir auf die Rassenfrage zu sprechen. Ich war noch immer gewohnt, frei herauszusagen, was ich dachte und machte kein Hehl daraus, daß ich die ganze Rassentheorie für Blödsinn hielt. „Solche Ansichten behalten Sie in Zukunft besser für sich“, riet er mir kurz angebunden und ließ mich stehen.

Ich begriff endlich: es wehte jetzt ein anderer Wind. Ich lernte den Mund halten; im übrigen kümmerte ich mich wenig um das politische Zeitgeschehen. Wir gaben unser Scherflein zum Eintopf und für die Winterhilfe, und wir hörten im Radio die Führerreden. War der ältere Bruder zu Hause, so schaltete er das Gerät ab; wir anderen schalteten es wieder ein. – 1938, die Kristallnacht... In unserem Hause wohnte eine jüdische Familie, der ich sehr zugetan war; die Familie hatte mich einmal, als ich allein und krank zu Hause lag, liebevoll betreut. Was man jetzt mit den Juden tat, empörte mich. Die Konzentrationslager... Hin und wieder hörte ich von einem, dem sie arg zugesetzt hatten. Die Flüsterpropaganda wußte sogar von einzelnen Sterbefällen. Mit meinen christlichen Grundsätzen ließ sich das nicht vereinen; ich wollte auch nichts damit zu tun haben. Noch immer war ich keiner Nazi-Organisation beigetreten. Aber ich tat auch nichts dagegen; tat nichts, um dem Unheil Einhalt zu gebieten...

Zwei Jahre vor Kriegsausbruch lernte ich meinen Mann kennen. Er hatte im Hunderttausend-Mann-Heer gedient, war entlassen worden, weil er im Rausch einen Vorgesetzten geohrfeigt hatte, arbeitete nun in den Edelstahlwerken. Wir heirateten im gleichen Jahr; pünktlich wurde unsere Tochter geboren. Unsere Ehe war nicht harmonisch. Ich pochte auf meine Rechte als Frau, mein Mann dagegen belächelte alles, was mir wichtig war. Ich liebte die Natur, die Musik – er liebte die Kneipen und seichte Vergnügungen. – Im Sommer 1939 fuhr ich zur Erholung zu Verwandten. Mein Onkel, ein Eisenbahner, war besorgt. Eines Tages erzählte er, man hätte Waggonen beschlagnahmt. „Es gibt Krieg!“ prophezeite er. Ich reiste Hals über Kopf zurück. Mein Mann holte mich vom Bahnhof ab. Er hatte den Gestellungsbefehl schon in der Tasche. In drei Tagen, sagte er,



müsse er weg. Zwar wurde er noch einmal u. k. gestellt – doch mich konnte das nicht trösten. Die Tatsache des Krieges hatte mich wie ein Schlag getroffen. Ich war wie betäubt. Jetzt erst wurde mir klar, wie sehr ich – gleich Millionen Frauen – ein Opfer der Propaganda geworden war, wie fest ich auf den angeblichen Friedenswillen des „Führers“ gebaut hatte.

Ich gehörte also zu den wenigen „glücklichen“ Frauen, deren Mann während der ersten Kriegsjahre zu Hause war. Aber was war das für eine Ehe, die wir führten! Wenn ich heute daran zurückdenke, ergreift mich Scham. Uns verbanden keine gemeinsamen Interessen. Mein Mann kam von der Arbeit, ging fort, suchte sein Vergnügen außerhalb der Häuslichkeit. Zuweilen – das war noch schlimmer – besann er sich auf seine Rolle als Familienvater, kehrte den Erzieher hervor, zerstörte an einem einzigen Abend, was ich in wochenlanger geduldiger Erziehungsarbeit aufgebaut hatte. Die Kinder begannen ihren Vater zu fürchten; ich verachtete ihn. Ich verachtete auch mich; oft kam ich mir wie besudelt vor. Ich hatte mich immer nach einem harmonischen Leben gesehnt – zwischen uns gab es nur schrille Dissonanzen. Mein Mann sorgte nicht für uns. Einmal gab er mir für die ganze Woche fünf Mark Wirtschaftsgeld. In meiner Verzweiflung schrie ich ihn an: „Andere verbluten an der Front, und du treibst dich herum!“ Das war der Anlaß für ihn, sich freiwillig zu melden. Noch siegten Hitlers Soldaten, und der Gedanke an die Front hatte für die Männer nichts Erschreckendes. Ich aber konnte keine Ruhe finden. Mir war, als hätte ich den Mann in den Tod geschickt.

Als der Rußland-Feldzug begann, wurde unser Junge geboren. Er kam während eines Fliegeralarms zur Welt; Fliegeralarme begleiteten auch seine ersten Kinderjahre. Der Mensch gewöhnt sich an alles. Wir hockten halbe Nächte im Keller, wir kletterten aufs Dach und suchten den Boden nach Brandbomben ab, wir hantierten mit Sandsack und Feuerpatsche. Phosphor regnete vom Himmel, Städte gingen in Flammen auf – wir glaubten nach wie vor an den Endsieg. Ich muß es sagen, wie es war: Selbst Stalingrad hatte meinen Glauben an den Sieg noch nicht erschüttern können. Ich klammerte mich an meine Zuversicht. Ich vermochte mir einfach nicht vorzustellen, daß wir den Krieg verlieren würden, daß wir es seien, die eines Tages die Zeche bezahlen mußten. Ich war zum Optimisten geworden, weil ich nicht verzweifeln wollte.

Um uns ging die Welt in Trümmer. Wir waren zweimal total ausgebombt, besaßen nur noch, was wir auf dem Leibe trugen. In der Nacht vom 31. Juli zum 1. August 1943 wurde Remscheid zerstört. Ich verlor mein Heim, übersiedelte mit den Kindern nach Elberfeld. Als auch Elberfeld brannte, fuhren wir nach Anklam zu meiner verheirateten Schwester. Die Ruhe in der kleinen pommerschen Stadt, die noch von keinen Fliegerangriffen

heimgesucht war, kam uns paradiesisch vor. Aber die Ruhe war trügerisch. Am 9. Oktober mittags zwölf Uhr heulten in Anklam plötzlich die Sirenen auf. Niemand nahm die Warnung ernst. Frauen gingen weiter ihren Besorgungen nach, Kinder spielten auf der Straße, über die gemächlich die Fuhrwerke rollten. Aber dann hagelten auf die Stadt eine Viertelstunde lang die Bomben nieder. Die Arado-Flugzeugwerke wurden total zerstört, ebenso die in der Nähe gelegene Zuckerfabrik, die auch für V-Waffen benutzt wurde. Der Marktplatz brannte an allen vier Ecken. Menschen rannten umher, ziellos, sich mit nassen Tüchern vor dem Funkenflug schützend. Kinder riefen gellend nach ihren Müttern. Häuser stürzten zusammen. Als ich auf Umwegen zu dem Haus meiner Schwester kam, sah ich nur noch einen Trümmerhaufen.

Ich fand mit meinen Kindern Unterschlupf auf einem sogenannten Musterhof. Fast ein volles Jahr wohnte und arbeitete ich dort, zusammen mit sogenannten Fremdarbeitern: einem Polen, zwei Franzosen und elf Ukrainern. Wir waren bald gute Freunde, teilten miteinander Gutes wie Böses. Nie werde ich unsere gemeinsame Trauer um Galja vergessen. Galja, eine der Ukrainerinnen, ein junges frisches Ding, das uns oft mit seiner frohen Laune angesteckt hatte, war hochschwanger. Eines Tages entdeckte ich an Galjas Bein eine nur schlecht verbundene Wunde. Ich riet ihr, einen Arzt aufzusuchen, aber sie wagte es nicht. Drei Tage später war Galja tot. Sie hatte an Blutvergiftung sterben müssen, weil man es ihr nicht erlaubte, einen Arzt zu konsultieren. Tagelang nach diesem Ereignis hielt ich mich abseits, ging meinen Gefährten scheu aus dem Wege. Ich schämte mich, ihnen in die Augen zu sehen.

Was soll ich noch vom Krieg erzählen? Ich habe schon früher gesagt, daß ich nichts Außergewöhnliches erlebt habe; nichts, was nicht Millionen deutsche Frauen und Kinder mitgemacht haben. Ich bin in meiner Heimat zweimal ausgebombt worden, und die Stadt, in die ich evakuiert wurde, sollte in den letzten Tagen noch befestigt werden. Kein Arbeitsfähiger durfte die Stadt verlassen. In der Nacht zum 24. April 1945 flüchtete ich mit meinen beiden Kindern auf einem Damen- und einem Herrenfahrrad in Richtung auf Westdeutschland. Acht Wochen dauerte unsere Odyssee. Vierzehn Tage lagen wir allein bei Ratzeburg. Ich nahm den Hunger in Kauf, das Kampieren mit den Kindern unter freiem Himmel, Regen und Nässe und Tieffliegerangriffe – wenn wir nur täglich ein paar Kilometer hinter uns brachten. Nach Anklam würden die Russen kommen. Und die Angst vor den Russen war es, die mich vorwärts trieb.

Am 17. Juni 1945 langten wir in Kronberg an. Ich zog mit den Kindern zu meiner Mutter, die inzwischen wieder verwitwet war. Mein Mann lebte

bei seinen Eltern. Er hatte bei seiner Heimkehr verkündet, daß er jetzt sein altes Leben wieder aufnehmen werde; daraufhin sagte ich ihm, daß er besser seiner Wege ginge. – Ich war jetzt fünfunddreißig Jahre alt. Ich stand vor den Trümmern meiner Ehe, hatte kaum ein Bett zum Schlafen, dafür aber zwei Kinder, für die ich sorgen mußte. Wenn wir nicht verhungern wollten, mußte ich zupacken. Ich war immer im Nähen recht geschickt gewesen. Ich heftete ein Schild an die Tür: „Aus Alt mach Neu“ und wartete auf die erste Kundin. Bald hatte ich so viel Kundschaft, daß ich mich vor Arbeit nicht retten konnte. Doch auf die Dauer konnte mich diese Lösung nicht befriedigen. Ich hatte manches in meinem bisherigen Leben falsch gemacht. Als größten Mangel hatte ich immer empfunden, daß ich keinen Beruf erlernt hatte. Jetzt verzichtete ich auf einen Teil meiner Tageseinnahmen und ließ mich in einem Abendkurs als Näherin ausbilden. Sowie ich mich sicher fühlte, bewarb ich mich in einem Wuppertaler Betrieb – und wurde eingestellt. Schon nach kurzer Zeit beschäftigte man mich in der Zuschneiderei. Die Arbeit unter den Kolleginnen, der Gedankenaustausch mit Gleichgesinnten, das gute Einvernehmen, das an unserem Arbeitsplatz herrschte – das alles war für mich neu und beglückend. Ich war mit einem Stundenlohn von 68 Pfennig eingestellt worden. Allmählich wurde mein Lohn erhöht, doch nach etwa einem Jahr erfuhr ich, daß eine jüngere Kraft bereits 24 Pfennig mehr als ich verdiente. Ich fragte unseren Betriebsobmann, wie das zusammenhinge. „Das ist Tarif“, war seine Antwort. „Sind Sie nicht organisiert?“ Ich war es nicht, trat aber nun schleunigst der Gewerkschaft bei, besuchte Versammlungen und verfolgte sehr aufmerksam ihren Verlauf. Bei der nächsten Wahl wurde ich in den Betriebsrat gewählt, dann delegierte man mich zu einer Gewerkschaftsschulung. Ich wurde mit den gewerkschaftlichen Grundsätzen vertraut gemacht – und war begeistert über eine Organisation, die sich für die Rechte der Arbeiter einsetzt. 1951 wurde ich Betriebsratsvorsitzende. Unser Betrieb hatte tausend Beschäftigte.

Meine Mutter beobachtete meine Entwicklung mit wachsendem Unbehagen. Schon seit langem hatte sie bemängelt, daß ich nicht mehr in die Kirche ging. Doch was konnte mir nach allem, was ich erlebt hatte, die Kirche noch geben, die den faschistischen Raubkrieg und die Vernichtungslager geduldet hatte? Von der christlichen Religion hatte ich mich mehr und mehr abgewandt und eine eigene christliche Lehre ersonnen. Ich träumte von einer Welt, in der die Menschheit in Frieden lebt, die Völker, ungeachtet verschiedener Hautfarben, einander achten; in der sich jeder Mensch frei nach seinen Fähigkeiten entwickeln kann. Hätte mir jemand gesagt, daß meine Ideale im östlichen Teil Deutschlands bereits verwirklicht wurden, daß sie dort zur Richtschnur aller aufbauwilligen



Kräfte geworden waren – ich hätte ihm nicht geglaubt. Ich hegte keinerlei Sympathie für die Entwicklung „drüben“, wo, wie man uns erzählte, die Kommunisten entgegen dem Willen des Volkes das Steuer an sich rissen. Auch in der Gewerkschaft wettete man gegen die Kommunisten, die angeblich, genau wie Hitler zuvor, diktatorisch regierten. Doch gerade wegen des Vorwurfs undemokratischen Verhaltens, den die Gewerkschaft gegen die Kommunisten erhob, ist mir ein Erlebnis unvergeßlich geblieben. Es war auf der Bezirkskonferenz unserer Gewerkschaft in Köln. Im Saal hatte sich das Gerücht verbreitet, daß eine Delegation der Gewerkschaft Textil aus der DDR draußen stehe und uns Grüße überbringen wolle. Es entstand Tumult an der Tür, man hörte erregten Wortwechsel. Dann endlich, die Unruhe im Saal war immer größer geworden, erfuhren wir: man hatte den Kollegen aus der DDR den Eintritt verwehrt. Dieser Vorfall empörte mich über alle Maßen. „Wie könnt ihr es noch wagen, euch Demokraten zu nennen!“ rief ich in den Saal. Ich brachte den Antrag ein, die Delegation zu empfangen und sie anzuhören – kam aber damit nicht durch. In der folgenden Pause im Stadtgarten kam ich mit den beiden Männern aus der DDR ins Gespräch – der eine war Vorstandsmitglied in der Gewerkschaft Textil. Was er sagte, gefiel mir; es war das, was die Gewerkschaft grundsätzlich wollte. Aber wieder kamen mir Zweifel. „Besuchen Sie uns doch mal!“ forderte mich da der Kollege auf. „Überzeugen Sie sich an Ort und Stelle.“ Mir fehlte damals noch der Mut, dieser freundlichen Einladung Folge zu leisten.

Erst im Jahre 1954 reiste ich zum erstenmal in die Deutsche Demokratische Republik, zu einer gesamtdeutschen Konferenz der Textilarbeiter. Ich kann schwer wiedergeben, mit welchen zwiespältigen Gefühlen ich mich auf die Reise machte. Die Fahrt nach Erfurt sollte mit dem Autobus vor sich gehen. Ich stieg als letzte zu – und entdeckte, daß kein einziger meiner Kollegen, die ihre Beteiligung zugesagt hatten, erschienen war. Im ersten Augenblick wollte ich umkehren; dann erwachte mein Trotz. Ich war von jeher sehr wißbegierig. Schon seit langem verfolgte ich mit Mißbehagen die Entwicklung unserer Gewerkschaftsbewegung, die immer mehr unter christlich-klerikalen Einfluß geriet, und es drängte mich, jetzt auch das andere Deutschland kennenzulernen, das von den meisten meiner engeren Landsleute so ängstlich gemieden wurde. Entsprachen all die Gerüchte, die über den östlichen Teil meines Vaterlandes im Umlauf waren, der Wahrheit? Wie lebten die Menschen in der DDR? Wie entwickelten sich drüben die Gewerkschaften?

Ich kehrte aus Erfurt zurück wie von einer Kur: erfrischt, gesundet, voller Tatendrang. Alle meine Vorurteile hatte ich abgelegt, so wie man Krankheiten überwindet. Meine Sinnesorgane schienen schärfer geworden.

Ich begann, mit neuen Ohren zu hören, fing an, klarer zu sehen. Mein neu erwachtes Interesse für meine Umwelt führte mich auf neue Art mit den Menschen zusammen. Da war ein Kollege aus Krefeld, dem ich seither nur wenig Beachtung geschenkt hatte. Ich entdeckte auf einmal das fundierte Wissen, das hinter seinem bescheidenen Auftreten verborgen lag, erkannte sein lauterer Wesen, seine Charakterstärke. Der Mann hatte während der Hitlerzeit viele Jahre im Konzentrationslager verbracht. Er war Kommunist; von ihm lernte ich die Anfangsgründe der marxistischen Wissenschaft. Er führte mich an Bücher heran, gab mir das Statut der Kommunistischen Partei zu lesen. Wie mir zumute war? Ich glaube, es war Picasso, der einmal die Worte prägte: „Kommunismus – das ist, als ob man nach einer langen ermüdenden Wanderung plötzlich an einen Quell gerät“ ... Ganz ähnlich empfand auch ich. Alle ethischen und moralischen Forderungen, die im Statut der Kommunistischen Partei niedergelegt sind, entsprachen meinen früheren christlichen Vorstellungen. Ich las das Buch von Tondi, las Bücher anderer Christen, die sich heute offen zum Kommunismus bekennen. Die Folge von alldem war, daß ich mich vor eine ernste Entscheidung gestellt sah: wollte ich aufrichtig sein, mußte ich meine Aufnahme in die Kommunistische Partei beantragen.

Diese Entwicklung verlief nicht so gradlinig, wie man jetzt denken könnte. Immer wieder gab es Rückschläge, wollten sich Zweifel erheben. Da war meine negative Einstellung zu den Russen. Die von den Nazis geschürte „Bolschewisten“-Angst hatte mir jahrelang den Blick getrübt. Jetzt sagte ich mir, daß ich die Angst entweder begründen oder mich dagegen wehren müsse. Ich fing an, sowjetische Bücher zu lesen, las mit Vorliebe solche, die den zweiten Weltkrieg zum Inhalt hatten. Ein Buch über die Leiden und den tapferen Widerstand der Menschen im belagerten Leningrad vor allem hat mich tief beeindruckt. Wieviel hatte das sowjetische Volk durch meine Landsleute erdulden müssen! Nie wieder, schwor ich mir, durfte sich derartiges wiederholen. Mir wurde aber auch klar, daß ich in Zukunft das Meine dazu beitragen mußte, um einen neuen Krieg zu verhindern.

In der Gewerkschaft war ich inzwischen mit immer höheren Funktionen betraut worden. Ich war Vorsitzende des DGB-Frauenausschusses für Wuppertal sowie Vorsitzende unseres örtlichen Frauenausschusses. Ich bin ehrenamtlich als Arbeitsrichterin tätig. In den Delegiertenversammlungen brachte ich immer wieder Anträge ein, und in meinem Betrieb mobilisierte ich die Kolleginnen, um ihre Rechte zu kämpfen. So kam es, daß ich auf unserer letzten Betriebsratswahl mit überwältigender Mehrheit wiedergewählt wurde, obwohl der Chef vorher versucht hatte, mich anzuschwärzen. Er hatte Gerüchte ausgestreut über meinen „Lebenswandel“

und über meine angeblichen Ostkontakte. Als er sah, daß sich die Belegschaft nicht beirren ließ, rief er mich in sein Büro. Hier teilte er mir mit – zwei Stunden vor unserer konstituierenden Sitzung –, daß er sich „in Anbetracht der gesamten industriellen Entwicklung“ gezwungen sähe, seinen Betrieb in verschiedene kleinere Betriebe zu unterteilen. Damit war unsere Betriebsratswahl null und nichtig geworden. Mich wollte er dem Betrieb zuteilen, der die kaufmännischen Dinge regelt, ich erklärte jedoch, daß ich Zuschneiderin bleiben wolle. – „Ich begreife Sie nicht, Frau Westphal“, sagte er. „Sie setzen sich für Ihre Kolleginnen ein, reiben sich auf... Denken Sie, das wird Ihnen je gedankt?“ – Als ich nicht gleich antwortete, sagte er abrupt: „Sie sind intelligent, können mit den Leuten umgehen. Ich möchte Sie einsetzen für den Betrieb.“ – Er bot mir den Posten der Sozialdirektorin. Ich sagte, daß Sozialdirektoren in neunundneunzig von hundert Fällen für den Unternehmer arbeiteten und lehnte wiederum ab. – „Dann übernehmen Sie die Leitung eines Produktionsbetriebes!“ sagte er schon ungeduldig. Er bot mir Betriebskapital, versicherte, daß ich völlig freie Hand hätte... – „Aber die Preise bestimmen Sie?“ unterbrach ich ihn. „Damit haben Sie mich in der Hand.“ Ich wandte mich zum Gehen. – „Frau Westphal, Sie können eine reiche Frau werden!“ beschwor er mich. Ich entgegnete gelassen, daß es nicht mein Bestreben sei, reich zu werden – wenigstens nicht an Geld. „Na, woran denn sonst?“ erkundigte er sich verblüfft. Er begleitete mich zur Tür, legte die Hand auf die Klinke. „Schade“, sagte er noch einmal. „Ich hätte Sie gern in meinen engsten Mitarbeiterstab einbezogen. Aber marxistische Ideen dulde ich nicht.“

Die Zuschneiderei wurde bald aufgelöst. Noch während meiner Kündigungszeit wählte man mich erneut in den Betriebsrat. Ich arbeitete jetzt wieder als Näherin, mit verkürztem Lohn, verdiente 1,35 Mark die Stunde. Nach zwei Jahren wurde der Betrieb wegen Zahlungsschwierigkeiten liquidiert; dreihundert Frauen flogen auf die Straße. Auch ich war dabei. Zwar fiel es mir bei der Konjunktur nicht schwer, erneut Arbeit zu finden – aber schon nach kurzer Zeit ereignete sich auch hier das gleiche. Unter fadenscheinigen Gründen versuchte man mich wieder loszuwerden. Ich war nacheinander in einem Herrenbekleidungs-Betrieb, in einer Färberei und in einer kleinen Quetsche, die nur vierzehn Arbeiter beschäftigte, tätig. Danach konnte ich in Wuppertal nirgends mehr Arbeit bekommen. Jetzt lege ich täglich zwanzig Kilometer zurück, um meinen Arbeitsplatz zu erreichen. Mein monatlicher Lohn beträgt netto zweihundertsiebzig Mark.

Vielleicht sollte ich abschließend etwas über mein persönliches Leben sagen. Meine Kinder sind inzwischen herangewachsen. Sie befinden sich nicht mehr unter meiner Obhut – sie sind flügge geworden. Beide leben

in der Deutschen Demokratischen Republik. Der Junge hat vor kurzem dort seine Lehre beendet, während das Mädchen in dem schönen neuen Krankenhaus in Stalinstadt ihr Schwesternexamen abgelegt hat und jetzt als Schwester arbeitet. Letzten Sommer war auch ich wieder in der DDR, die Gewerkschaft hatte mich nach Kühlungsborn eingeladen. Ich nahm meine Mutter mit. Die alte Frau machte zum erstenmal in ihrem langen Leben eine so weite Reise. Sie sah zum ersten Mal die Ostsee, und ich glaube, sie sah auch zum erstenmal ein so schönes Heim, in dem sich einfache Menschen, nämlich Arbeiter, erholen können. Nach unserer Rückkehr aus Kühlungsborn hat sich das Verhalten meiner Mutter geändert. Sie ist jetzt immer freundlich zu den Menschen, die gelegentlich zu mir kommen und die, genau wie ich, für die Erhaltung des Friedens kämpfen. Manchmal setzt sie sich auf den Stuhl neben der Tür, etwas abseits von der Tischrunde, und hört uns zu. Nach einer Weile geht sie nachdenklich wieder in ihre Küche hinüber.

Und ich? Ich habe versucht, Ihnen zu erklären, wie alles gekommen ist. Ich bin in die Irre gegangen, wie viele meiner Generation. Ich habe ein halbes Menschenleben vertan, bevor ich meinen Weg gefunden habe. Aber ich habe aus meinen Fehlern gelernt. Ich weiß, daß es noch viel zu tun gibt. Noch sind es längst nicht alle in Westdeutschland, die den Mut haben, den Kriegstreibern ihr entschiedenes NEIN entgegenzusetzen. Aber ich kann dazu beitragen, daß es mehr werden, jeden Tag einige mehr. Vielleicht bin ich nur ein Wassertropfen in einem breiten Strom. Aber ich gehöre dazu, ich bin stolz darauf. Wie reich ist mein Leben geworden!



*Jens Gerlach*

## JÜDISCHE CHRONIK

### Prolog

1

Dies geschieht heute.

Auf den Planken vor den Neubauten, die  
Errichtet werden über den Resten des Krieges,  
Finden sich schwarze Kreuze, jedes  
Ein vierfacher Galgen.

An den Mauern der wenigen Synagogen sehen die  
Vorbeigehenden die mißbrauchten Sterne Davids.  
Besudelt sind etliche Brücken und Straßen mit den  
Verfluchten Schmähungen von einst.

Die überlebenden Juden  
Empfangen am Morgen mit ihrer Post  
Unscheinbare Briefe ohne Absender, enthaltend  
Die alten Drohungen.

Auf den Friedhöfen der Juden sind die Grabmale  
Der Verfolgten wieder umgestürzt, zertrümmert  
Und verunreinigt, und die unschuldigen Pflanzen ringsum  
Liegen zerstampft von genagelten Sohlen.

Dies geschieht heute:

2

„Deutschland erwache!“

Erfunden einst, um einzuwiegen die Schlagsüchtigen,  
Um vorzubereiten das geplante Entsetzen  
Über den freundlichen Dächern der Menschen.

„Juda verrecke!“

Erfunden einst, um abzulenken vom nahenden Unheil,  
Um anzuheizen die geheimen Krematorien,  
Deren Pläne schon auf den Reißbrettern lagen.

3

Werden die Stummen rufen?  
Werden die Lahmen gehen?  
Werden die Tauben hören?  
Werden die Blinden sehen?

4

Offenbar  
Sind die alten Rezepte  
Aus den Küchen der Mörder,  
Aus den lakonischen Gebrauchsanweisungen  
Der erprobten Schlachthäusler,  
Aus den Traumfibeln der Gestrigen,  
Aus den Lehrbüchern  
Der Unbelehrbaren.

Wieder  
Zieht über  
Grauenden Städten auf  
Die Wolke von Schmutz.  
Die einst anzeigte das Chaos:  
Den Heuschreckenschwarm  
Und die mageren Jahre,  
Das blutige Wasser  
Und die furchtbare  
Finsternis,  
Endlos schier  
Überm verängstigten Ghetto der Welt.

Die ewige Sündenschlange Furcht  
Kriecht wieder in die Hirne  
Der Bedrohten, in die Liebe

Der Mütter, in die  
Schwächliche Erinnerung  
Der gern Vergeßlichen.

Allzu häufig aber  
Sinkt wieder nur Überdruß  
In die betriebsamen, nach innen schlagenden Augen  
Der heimlichen Nutznießer von gestern, die lautlos  
Berechnen den möglichen Nutzen  
Von morgen.

5

Wahr aber ist:

Es geschah einst,  
Und es waren die gleichen Zeichen,  
Die vorausgingen dem Chaos.

Wahr aber ist:

Schuldig  
Wird der Unschuldige,  
Wenn er nicht warnt vor dem Fall in die Schuld.

Wahr aber ist:

Unlöschar  
Ist die Vergangenheit.  
Die Verantwortung ist den Heutigen auferlegt.

## Ghetto

6

Berichtet wird, daß Einer einst in Volkes Not  
Das Volk mit einem einzigen Brot gesättigt habe.  
Im Ghetto hätte nichts genutzt die Wundergabe.  
Es gab im Ghetto nicht einmal dies eine Brot.

Eine verhungerte Frau sagte,  
Als man ihr einen Bissen reichen wollte:  
„Gebt es den Kindern.  
Sie haben noch Hoffnung.“

7

Lange währte das angstvolle Warten,  
Daß auch die Angst ihren Schrecken verlor.  
Der Tod war ein paradiesischer Garten  
Voll Blumen aus Feuer, aus Kalk und aus Chlor.

Ein Ghettokind sagte,  
Als man es frug nach seinem liebsten Wunsch:  
„Ich möchte ein Hund sein.  
Die Posten haben Hunde gern.“

8

Der Septembermond stand bleich im Wolkenflor  
Auf Treblinka, das verschwiegen nahe Warschau lag.  
Täglich zogen fünftausend Juden durch das Lagertor.  
Und es starben in Treblinka fünftausend am Tag.

Ein alter Mann sagte,  
Als seine Frau die Henker um ihr Leben bat:  
„Bitte die Steine.  
Sie sind barmherziger.“

9

Ach, Erde,  
Bedecke mein Blut nicht!  
Und mein Geschrei  
Finde keine  
Ruhstatt!



Er hatte gerufen.  
 Er hat gerufen  
 In jener tiefsten Stunde der Nacht  
 Vor dem ungewiß anbrechenden Morgen:  
 „Mein Volk, erhebe dich gegen den Tod!  
 So wirst du siegen!“

Sie fingen ihn.  
 Sie fingen ihn und höhnten:  
 „Rede!“

Und sie brachen auf  
 Seine Lippen und nagelten  
 Eine eichene Bohle an seine Zunge.  
 So stellten sie ihn auf  
 In der Stadt:  
 „Sehet, dieser wird nie mehr reden!“

Er aber scharrte  
 Mit seinem Schuh,  
 Mit den metallenen Sohlen  
 Der Partisanen, Buchstab auf Buchstab  
 In den Sand:  
 „Mein Volk, erhebe dich gegen den Tod!  
 So wirst du siegen!“

Die Spötter verstummten.  
 Dann schleppten sie ihn hinaus  
 Auf den Marktplatz, wo nicht  
 Sand war unter seinen Schuhen,  
 Nur grauer Stein.  
 Und sie spotteten:  
 „Nun sprich!“

Er aber stand  
 Eine lange Nacht  
 Auf dem Marktplatz und ritzte  
 Auch in die steinerne Glätte des Pflasters  
 Mit dem metallenen Schuh  
 Die immer gleichen  
 Worte:  
 „Mein Volk, erhebe dich gegen den Tod!“

Da zogen sie  
Ihm die Stiefel aus  
Und stellten ihn hin  
Vor sein Volk, barfüßig und  
Die Zunge genagelt an den eichenen Klotz,  
Und sie höhnten:  
„Rede!“

Er aber rieb  
Seine Füße am Stein,  
Bis sein Blut schrieb  
Auf die graue Tafel der Straße:  
„Mein Volk, erhebe dich!“

Da schlugen  
Die Besiegten  
Den Unbesiegbaren  
tot.

11

Frage, Weisheit Abrahams:  
Wo ist Gideons Schwert?  
Wache, Weisheit Abrahams:  
Siehe, dein Volk ist bedrückt!  
Künde, Weisheit Abrahams:  
Hier ist Gideons Schwert!  
Siege, Weisheit Abrahams:  
Gideons Schwert ist gezückt!

12

Im Januareis glomm das Feuer. Tief unter  
Der steinernen Haut der gemarterten Stadt,  
In winkligen Kellern, im Dunst der Kanäle.  
Trafen sich Gideons Schwestern und Brüder.  
  
In sterniger Frühe aus rauchigen Nebeln,  
Auf gnadlosen Lippen Vernichtung und Fluch,  
Noch lachend und sorglos, so kamen die Mörder  
Hinter die Mauern des schweigenden Ghettos.

Das Schweigen verwirrte sie. So überschrien  
Sie lautlos die Furcht mit befohlnem Geplärr.  
Die Fackel des Widerstands schlug sie zu Asche.  
Keiner entkam, das Geschehen zu melden.

Nach einigen eisigen Tagen zermahlten  
Gepanzerte Wagen die Straßen zu Staub.  
Der Himmel erdröhnte vom Haß der Vernichter.  
Rudel von Henkern zerbrachen das Schweigen.

Wo eben die Stadt noch schien tödlich verlassen,  
Schlug zornig nun Gideons Flamme hervor  
Aus Trümmern und Bunkern und nackten Gebüsch;  
Jegliches Dach spie den Tod in die Schluchten.

Das Blut überschwemmte die Straßen wie Feuer.  
Doch kamen sie wieder in dichterem Reihn,  
Und über die Leichen gefallener Henker  
Stiegen die Henker ins sterbliche Ghetto.

Bis aufgefüllt waren die Plätze mit Toten,  
Die Augen der Häuser zersplittert und blind,  
Die Ratten erstickt unterm Unmaß von Nahrung,  
Sinnlos aufragten die Straßen zum Himmel . . .

13

Ach, Erde,  
Bedecke mein Blut nicht!  
Und mein Geschrei  
Finde keine  
Ruhstatt!

### E p i l o g

14

Dies geschieht heute:

Auf den Planken vor den Neubauten, die  
Errichtet werden über den Resten des Krieges,  
Finden sich schwarze Kreuze, jedes  
Ein vierfacher Galgen.

An den Mauern der wenigen Synagogen sehen die  
Vorbeigehenden die mißbrauchten Sterne Davids.  
Besudelt sind etliche Brücken und Straßen mit den  
Verfluchten Schmähungen von einst.

Die überlebenden Juden  
Empfangen am Morgen mit ihrer Post  
Unscheinbare Briefe ohne Absender, enthaltend  
Die alten Drohungen.

Auf den Friedhöfen der Juden sind die Grabmale  
Der Verfolgten wieder umgestürzt, zertrümmert  
Und verunreinigt, und die unschuldigen Pflanzen ringsum  
Liegen zerstampft von genagelten Sohlen.

Dies geschieht heute.

15

Schuldig  
Wird der Unschuldige,  
Wenn er nicht warnt  
Vor dem Fall  
In die Schuld.

Seid wachsam!  
Bedenkt Geschehenes!  
Das Bild der Erde  
Von heute und morgen  
Trägt euer Antlitz!

Seid wachsam!

1960/61

*Komponiert 1961 von Boris Blacher, Paul  
Dessau, Karl Amadeus Hartmann, Hans  
Werner Henze und Rudolf Wagner-Regeny*



## GEGENSTAND DER KUNST UND DES ÄSTHETISCHEN EMPFINDENS

Wenn man das ästhetische Wesen der Kunst untersucht, ist es besonders wichtig, den gesellschaftlichen Charakter ihrer objektiven Grundlagen überall dort hervorzuheben, wo die Kunst Menschen und menschliche Lebensäußerungen in den verschiedensten Formen widerspiegelt. Die Klassiker des Marxismus-Leninismus haben sich stets scharf dagegen verwahrt, das natürliche biologische Dasein der Menschen von ihrem gesellschaftlichen Dasein zu isolieren und einem „ungeschichtlichen“, „ungesellschaftlichen“, „rein natürlichen“ Menschen zum Objekt künstlerischer Darstellung zu nehmen.

1890 vertrat der deutsche Schriftsteller Hermann Bahr eine solche Meinung. In einer Polemik gegen Paul Ernst – es ging um die Darstellung der Frau in der Literatur – forderte Bahr, daß man außer „dem Einfluß des Milieus“ und der „Vererbung“ noch einen dritten Faktor sehen müsse: ein „drittes Weib“, ein reines Weibchen, „die Frau an sich“. Paul Ernst wandte sich in dieser Frage ratsuchend an Engels. Engels antwortete: „Witz und Humor scheinen (in Deutschland. *H. K.*) mehr als je verboten und Langweiligkeit Bürgerpflicht zu sein. Sonst würden Sie doch gewiß die ‚Frau‘ des Herrn Bahr, von der alles ‚geschichtlich Gewordene‘ abgeschieden ist, etwas näher besichtigen. Geschichtlich geworden ist ihre Haut, denn sie muß entweder weiß oder schwarz, gelb, braun oder rot sein – also eine menschliche Haut kann sie nicht haben. Geschichtlich geworden sind ihre Haare, ob kraus und wollig, ob lockig, ob straff, ob schwarz, rot oder blond. Also menschliche Haare sind ihr verboten. Was bleibt denn also, wenn Sie das geschichtlich Gewordene mit Haut und Haaren abgeschieden haben und ‚die Frau selber zum Vorschein kam‘, was zeigt sich? Einfach die Äffin, anthropopithecä, und die mag Herr Bahr zu sich ins Bett nehmen, ‚rein handgreiflich und durchschaulich‘, mitsamt ihren ‚natürlichen Trieben‘.“

Marx, Engels und Lenin betonten, daß die Isolierung einzelner menschlicher Lebensfunktionen als „rein natürliche“ ihnen das Menschliche und Gesellschaftliche nimmt und sie zu tierischen macht. Übrigens ist eine solche „ungesellschaftliche“ Auffassung des Menschen zugleich antiästhe-

tisch. „Essen, Trinken und Zeugen etc.“, schrieb Marx, „sind zwar auch echt menschliche Funktionen. In der Abstraktion aber, die sie von dem übrigen Umkreis menschlicher Tätigkeit trennt und zu letzten und alleinigen Endzwecken macht, sind sie tierisch.“

Schon das spontane Schönheitsempfinden bewertet jede isolierte „animalische“ Lebensfunktion des Menschen als antiästhetisch – ob es sich um den Anblick (oder Geruch) von Drüsensekretionen, um den Verdauungsprozeß usw. handelt. Das trifft auch zu auf die Nahrungsaufnahme, wenn sie aller kulturgewordenen Elemente bar ist. Marx hat darauf mehrfach hingewiesen.

Es blieb der spätbürgerlichen Dekadenz vorbehalten, die gedanklich isolierten biologischen Lebensfunktionen des Menschen zum Gegenstand der künstlerischen Darstellung zu erheben und nun gar zum Gegenstand *par excellence*. Sie degradiert den Menschen zu einem ungesellschaftlichen Wesen, zum biologischen Monstrum oder gar zum Konglomerat molekularer Strukturen der Materie.

Besonders nachdrücklich haben die Klassiker des Marxismus-Leninismus den „gesellschaftlichen“, historisch *gewordenen* Charakter des sexuellen Lebens der Menschen unterstrichen. In seinen Gesprächen mit Clara Zetkin äußerte Lenin sein Mißtrauen gegen die sexuellen Theorien der Artikel, Abhandlungen, Broschüren usw., gegen jene spezifische Literatur, die auf den Mistbeeten der bürgerlichen Gesellschaft üppig emporwächst. „Ich bin mißtrauisch gegen jene“, sagte er, „die stets nur auf die sexuelle Frage starren wie der indische Heilige auf seinen Nabel.“ Dies Überwuchern sexueller Theorien und sexueller Probleme in der Literatur entspringt oftmals einem ganz persönlichen Bedürfnis, das eigene anormale oder hypertrophische Sexualleben vor der bürgerlichen Moral zu rechtfertigen und von ihr Duldsamkeit zu erbitten.

Eine solche Behandlung der sexuellen Frage hatte damals auch die proletarische Bewegung ergriffen; und Lenin wandte sich leidenschaftlich gegen die Auffassung, die Sexual- und Ehefrage nicht als Teil der großen sozialen Frage zu erfassen, sondern umgekehrt die große soziale Frage als ein Anhängsel der Sexualprobleme erscheinen zu lassen. „Im sexuellen Leben“, sagt Lenin, „wirkt sich nicht bloß das Naturgegebene aus, auch das Kulturgewordene, mag es nun hoch oder niedrig sein.“ Er verwies auf Engels, der im „Ursprung der Familie“ dargelegt hatte, wie bedeutsam es ist, daß sich der allgemeine Geschlechtstrieb zur individuellen Geschlechtsliebe entwickelt und verfeinert hat. Und Lenin wandte sich scharf gegen die vulgär-materialistische, scheinmarxistische Auffassung, die in der Beziehung der Geschlechter zueinander einfach ein Wechselspiel zwischen der Wirtschaft und einem physischen Bedürfnis sieht, das durch die physiolo-

gische Betrachtung gedanklich isoliert ist: „Durst will befriedigt sein. Aber wird sich der normale Mensch unter normalen Bedingungen in den Straßenkot legen und aus einer Pfütze trinken? Oder auch nur aus einem Glas, dessen Rand fettig von vielen Lippen ist? Wichtiger als alles ist aber die soziale Seite. Das Wassertrinken ist wirklich individuell. Zur Liebe gehören zwei, und ein drittes, ein neues Leben kann entstehen. In diesem Tatbestand liegt ein Gesellschaftsinteresse, eine Pflicht gegen die Gemeinschaft.“

Auf der Grundlage einer solchen wirklich marxistischen Auffassung, die auch im sexuellen Leben vorrangig ein gesellschaftliches, historisches Phänomen steht, kämpfte Lenin gegen alle pseudo-kommunistischen Theorien, die sich hinter der schönen Etikette: „Befreiung der Liebe“ verbargen. Es gehe bei der Behandlung solcher Fragen, schrieb Lenin 1915 an Inés Armand, nicht darum, was man darunter subjektiv verstanden wissen wolle. „Es geht um die *objektive Logik* der Klassenbeziehungen in Liebesdingen.“

Die Darstellung der Geschlechtsliebe nicht als etwas schlechthin Biologisches, Naturgegebenes, sondern als etwas Kulturgewordenes, als ein spezifisches Gesellschaftsprodukt einerseits und als „objektive Logik der Klassenbeziehungen in Liebesdingen“ andererseits: das sind die wesentlichen, sich wechselseitig bedingenden gesellschaftlichen Aspekte, unter denen die Geschlechtsliebe Gegenstand der Literatur und Kunst wird.

Von einer solchen Warte aus kritisierte Lenin, ebenso wie vor ihm Marx und Engels, gewisse Produkte der bürgerlichen schönen Literatur und Kunst. Lenin verurteilte scharf eine Literatur à la Winnitschenko, die möglichst viel „Schrecken“ anhäuft, „Laster“ und „Syphilis“. „Ein Graus, ein Unsinn, nur schade um die verlorene Zeit fürs Lesen“, rief er aus. Er ging mit der „Emanzipation des Herzens“ ins Gericht, die Mitte des vorigen Jahrhunderts gepredigt wurde und sich in der bourgeoisen Praxis als die Emanzipation des Fleisches entpuppte. Mit besonderer Schärfe wandte er sich gegen die Darstellung der „orgiastischen Zustände, wie sie für d’Annunzios dekadente Helden und Heldinnen das Normale sind. Die Zügellosigkeit des sexuellen Lebens ist bürgerlich, ist Verfallserscheinung.“ Er wolle, sagte Lenin zu Clara Zetkin, nicht etwa mit seiner Kritik die Askese predigen. Der Kommunismus solle nicht Askese bringen, sondern Lebensfreude, Lebenskraft auch durch *erfülltes* Liebesleben. Jedoch die Hypertrophie des Sexuellen gibt nicht Lebensfreude und Lebenskraft, sie nimmt nur davon. Ein großer Teil der spätbürgerlichen dekadenten Literatur und Kunst nährt sich – je länger, je mehr – von dieser Hypertrophie des Sexuellen. Die vollständige Isolierung des Sexuellen vom Gesamtumkreis der menschlichen Tätigkeit ist Trumpf. Diese Anbetung des aus dem menschlichen Ganzen isolierten Animalischen, die Apologie des Tieres im Men-

schen, war und ist immer ein Verfallssymptom niedergehender Klassen, eine Waffe der Reaktion und ein Ausdruck ihrer Inhumanität.

Schon in dem frühen Artikel von Marx über „Das philosophische Manifest der historischen Rechtsschule“ taucht dieser Gedanke auf. Marx unterscheidet hier auf der einen Seite das progressive bürgerliche Bestreben, den „natürlichen“ Menschen mit dem bürgerlichen Menschen zu identifizieren. Dieses Streben schuf „Naturmenschen, Papagenos, deren Naivität sich bis auf ihre gefiederte Haut erstreckt.“ In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ahnte man Urweisheit bei Naturvölkern, und an allen Enden zwitscherten „Vogelsteller die Sangweisen der Irokesen, Indianer usw.“ nach. „Allen diesen Exzentrizitäten lag der richtige Gedanke zugrunde, daß die rohen Zustände naive niederländische Gemälde der wahren Zustände sind.“ Auf der anderen Seite aber steht die reaktionäre Richtung, verkörpert zum Beispiel in dem Naturrecht Hugos. Er nimmt eine Heiligsprechung des Bestehenden, des unterschiedslos Positiven vor. Marx faßt es mit den Worten zusammen: „Der Hautausschlag ist so positiv als die Haut.“ Hugo versuchte nicht zu beweisen, daß das Positive vernünftig ist, sondern im Gegenteil, daß es unvernünftig ist; aber er läßt es gelten, weil es positiv ist und trotz und entgegen aller Vernunft existiert. Mit bemerkenswerter Schärfe enthüllte Marx bereits damals den reaktionären Charakter und das antihumane Wesen einer solchen Theorie: In ihr erscheine die sich auflösende alte Feudalgesellschaft als liederliche Frivolität, welche die hohle Ideenlosigkeit der bestehenden Zustände begreift und verspottet, aber nur, um, aller vernünftigen und sittlichen Bande quitt, ihr Spiel mit den faulen Trümmern zu treiben. „Es ist die Verfaulung der damaligen Welt, die sich selbst genießt.“ Marx findet in Hugos „Naturrecht“ die „gemeine Skepsis“, welche, frech gegen Ideen, allerdevotest gegen Handgreiflichkeiten, erst ihre Klugheit empfindet, wenn sie den *Geist* des Positiven erlegt hat, um nun das rein Positive als Residuum zu besitzen und in diesen tierischen Zuständen behaglich zu sein.“ Nur das Tierische erscheint ihm unbedenklich; alle seine Einwände gelten der Vernunft: die Unfreiheit ändere nichts an der tierischen und vernünftigen Natur des Unfreien und anderer Menschen; der tierischen Natur des Menschen sei die Monogamie zuwider, das Tierische sei das juristische Unterscheidungsmerkmal des Menschen usw.

So lauten die Sätze des reaktionärromantischen Naturrechts.

Die „modernen“ bürgerlichen Dekadenten haben ihre reaktionären feudalen Ahnen in allen Punkten noch weit übertroffen, so auch in der antihumanen und zugleich antiästhetischen Apologetik des Tierischen, des Animalischen, die sie zu einem wahren Kult gesteigert haben. Wenn bei Kafka der Mensch in eine Wanze verwandelt wird, so war das noch Aus-



druck einer empörten Verzweiflung an einer unbegriffenen Welt, die dem Menschen sein menschliches Wesen nahm. Die heutigen Dekadenten, selbst wenn sie Kafka heftig bewundern, sind längst darüber hinweg, den Menschen in Wanzenegestalt zu beweinen; sie beten vielmehr die Wanze in Menschengestalt an.

Sie begannen mit einer kaum noch menschlichen Hypertrophie des Erotischen, die alsbald zum Kultus des Sexuellen wurde, zur Anbetung der „reinen“ Geschlechtlichkeit. Aber auch das war ihnen noch zu menschlich, und an die Stelle des Sexuellen trat das Phallische und nach ihm die begeisterte Verherrlichung der Sodomie. Und die vorläufig jüngste und jämmerlichste „geschlagene Generation“ führt uns ihren Helden vor, wie er nach einer gräßlichen Orgie im Bordell auf dem Abtritt sitzt, von Kot, Erbrochenem und Auswurf besudelt.

Um nicht mißverstanden zu werden: Wenn hier davon gesprochen wurde, daß es der objektiven ästhetischen Gesetzmäßigkeit von Literatur und Kunst widerstreitet, die Geschlechterliebe gedanklich zu einem „reinen Naturvorgang“, einem physiologischen Akt zu reduzieren und dann einen abstrakten „reinen Naturvorgang“ zum Gegenstand der künstlerischen Darstellung zu erheben, so ist das die eine Seite. Aber ebensowenig kann man umgekehrt die gesellschaftlichen Aspekte von den „natürlichen“ Vorgängen isolieren. Beides bildet eine untrennbare, nicht auflösbare Einheit, innerhalb derer jeweils das eine Moment zum Träger des anderen wird, innerhalb derer aber auch – im Hinblick auf die Kunst – das gesellschaftliche Moment das Bestimmende ist. Sonst dörrt die wirkliche, leidenschaftliche, sinnliche Geschlechterliebe zur unpoetischen wissenschaftlichen Kategorie „der Liebe“ aus, und nicht die Wirklichkeit, sondern die Abstraktion wird Gegenstand der künstlerischen Darstellung.

Die Erkenntnis, daß der Mensch nicht als biologisches Naturwesen Gegenstand der künstlerischen Darstellung sein kann, sondern daß die gesellschaftlichen Eigenschaften des Menschen und aller menschlichen Lebensfunktionen die objektive Grundlage seiner ästhetischen Widerspiegelung bilden, diese Erkenntnis bestimmt auch die marxistisch-leninistische Haltung zu gewissen Theorien über den Menschen, die einen tiefen Einfluß auf die künstlerische Entwicklung ausgeübt haben. Hier sei nur eine dieser Theorien herausgegriffen: die Freudsche Tiefenpsychologie.

Im Gespräch mit Clara Zetkin verwahrte sich Lenin scharf gegen die Anbetung der Freudschen Hypothesen: Was die sexuelle Frage – und ihren sozialen Zusammenhang mit der bürgerlichen Gesellschaft – angehe, das hätten die Arbeiter längst in August Bebel's „Die Frau und der Sozialismus“ gelesen, der dieses Problem „agitatorisch packend, aggressiv gegen die Bourgeoisgesellschaft“ behandelt habe. „Die Erweiterung (dieser Er-

kenntnisse. H. K.) durch die Freudschen Hypothesen sieht „gebildet“, ja nach Wissenschaft aus, ist aber Laienstümperei. Die Freudsche Theorie ist jetzt auch eine solche Modenarrheit.“ Lenin gab seinem unüberwindlichen Mißtrauen gegen die „oft recht willkürlichen Hypothesen“ dieser Theorien Ausdruck.

Der englische Marxist Ralph Fox äußerte bereits in den dreißiger Jahren sehr wichtige Gedanken über den folgenschweren Einfluß dieser Hypothesen, besonders der Theorie Freuds, auf die Literatur und Kunst. Das künstlerische Eindringen in die menschliche Psyche muß heute, so legt er dar, vor allem zur Enthüllung jener Widersprüche führen, die die Bewegungsgesetze menschlicher Handlungen sind. Man kann sich nicht in einen oder in alle Menschen wirklich einfühlen, ohne zu erkennen, wie sich die objektiven Beziehungen zwischen den Menschen, die gesellschaftlichen Beziehungen geändert und gestaltet haben.

Auf diese Tatsache wies Marx schon im „Kapital“ eindringlich hin: Da der Mensch weder mit einem Spiegel auf die Welt kommt noch als Fichtescher Philosoph: „Ich bin ich“, bespiegelt sich der Mensch zuerst in einem andren Menschen. „Erst durch die Beziehung auf den Menschen Paul als seinesgleichen, bezieht sich der Mensch Peter auf sich selbst als Mensch.“

Die moderne Psychologie setzt dafür das abstrakt-einzelne Individuum. Fox anerkennt, daß sie zweifellos einen Menge wichtigen Materials über den menschlichen Charakter zusammengetragen hat, besonders über die tiefer liegenden, unterbewußten Elemente im Menschen. Aber eine solche Sammlung psychologischer Tatsachen kann keinesfalls von sich aus alle menschlichen Handlungen, Gedanken und Gefühle erklären. „Der Marxist verwehrt dem Psychologen entschieden das Recht, alle Vorgänge im menschlichen Denken oder Veränderungen in der menschlichen Psyche aus rein subjektiven Ursachen zu erklären, wie dem Ödipuskomplex oder einem anderen aus der grausigen Reihe von Komplexen der psychoanalytischen Waffenkammer.“ Es ist unmöglich, in die menschliche Persönlichkeit wirklich einzudringen und sie in der schöpferischen künstlerischen Phantasie neu erstehen zu lassen, wenn man in einer rein biologischen Ansicht vom psychischen Leben befangen ist, wie sie die Freudsche Theorie vertritt.

Die moderne bürgerliche Psychologie hat es versäumt, das Individuum als ein Ganzes, als ein gesellschaftliches Wesen zu sehen. Sie hat damit die Grundlage für jene falsche Weltanschauung geschaffen, die bei Proust oder Joyce dazu geführt hat, daß das Ziel der Kunst nicht mehr in der Gestaltung der menschlichen Persönlichkeit liegt, sondern in ihrer Auflösung. Was die Psychoanalyse bei all ihrer Erforschung geheimer Tiefen der Persönlichkeit nie begriffen hat, ist, daß das Individuum nur Teil des gesellschaftlichen Ganzen ist und daß – wie Ralph Fox feststellt – „die

Gesetze dieses Ganzen, die in dem Apparat der individuellen Psyche wie Lichtstrahlen, die durch ein Prisma hindurchgehen, zerlegt und gebrochen werden, die Natur jedes Individuums verändern und lenken“.

Ein Beispiel aus Joyces Hauptwerk mag zeigen, wie der Versuch, die menschliche Persönlichkeit im Abbild bloß unterbewußter, in ihrem Ursprung biologisch determinierten Assoziationsketten zu gestalten, einerseits die kulturgewordenen gesellschaftlich-ästhetischen Elemente des menschlichen Individuums eliminiert und das Tierische als das Menschliche ausgibt, und wie dieser Versuch andererseits zur Zerstörung der Form und sogar des grammatikalischen Baus der Sprache führt. Hier eine beliebig herausgegriffene Stelle aus dem „inneren Monolog“ der Frau Marion Bloom: „... als ich dem einbeinigen Seemann für England Heimat und schöne Frauen den Penny runterwarf als ich flötete ein reizendes Mädchen mag ich gern und ich hatte noch nicht einmal mein reines Hemd angezogen oder mich gepudert oder sonst was wollten heute in 8 Tagen nach Belfast trifft sich gut daß er nach Ennis muß seines Vaters Geburtstag am 27 wäre nicht angenehm wenn er mals mir aus unsere Zimmer wären im Hotel nebeneinander und in dem neuen Bett der tollste Spaß ich könnte ihm nicht sagen aufzuhören und im andern Zimmer ginge weiter oder vielleicht ein protestantischer Pfarrer der hustet und an die Wand klopft...“

So geht es allein in diesem einen „Dauermonolog“ über 85 Seiten hinweg – und jede Assoziation mündet ein in „reine Geschlechtlichkeit“. In Joyces Alterswerk „Finnegans Wake“ werden – um ein bürgerliches Urteil heranzuziehen – Urtraum und Erwachen des alten Irenhelden Finn reflektiert. Es ist ein Nonplusultra in der Bemächtigung des Unterbewußten, in dem ein nie auszuschöpfendes, erbsündiges Schuldgefühl als Urtraum der Menschheit erscheint. Die Zerstörung der ästhetischen Form geht hier bereits so weit, daß das Buch nicht in eine andere Sprache übertragbar ist.

Der biologisch bestimmte Psychologismus ist eine der weltanschaulichen Grundlagen, der die spätbürgerliche Literatur und Kunst völlig in die Sackgasse geführt hat. Denn seine Grundhaltung steht im Gegensatz zu den objektiv bedingten ästhetischen Gesetzmäßigkeiten der Kunst.

Die Auffassung vom Charakter des Gegenstandes der künstlerischen Darstellung beeinflusst auf das allerstärkste die ganze Methode des künstlerischen Schaffens. Nehmen wir drei Beispiele, an denen sich das besonders klar zeigt – drei epische Darstellungen des gleichen Naturvorgangs von hoher gesellschaftlicher Bedeutsamkeit, nämlich der Geburt eines Menschen.

In dem Roman „Die Lebensfreude“ schildert Emile Zola die Geburt eines Menschen tatsächlich, seiner theoretischen Auffassung getreu, als „ein Stück Natur“. Mit der pedantischen, quälenden Genauigkeit eines Gynäko-





berichteten Fälle von Geburten von mehreren Kindern, Drillingen und monströsen Kindern, die während der Menstruationsperiode empfangen oder von blutsverwandten Eltern gezeugt werden . . .“ Und so weiter, und so fort. Es mag mit diesem einen, noch gekürzten Satz genug sein. Wie völlig anders faßt Maxim Gorki seinen Gegenstand: „Wie ein Mensch geboren ward“ auf. Auch er kann und will natürlich nicht von dem Naturvorgang abstrahieren, in dem sich nun einmal das gesellschaftliche Ereignis der Geburt eines Menschen vollzieht. Er schildert ihn, wenn auch nicht im geringsten mit der quälenden Peinlichkeit Zolas, unter einem zutiefst sozialen Aspekt. Die gesellschaftliche Bedeutsamkeit kommt keineswegs nur darin zum Ausdruck, daß Gorki die sozialen Umstände aufhellt, die eine Frau aus den Hungergebieten zwingen, im Freien zu gebären, während ihre betrunkenen Landsleute ins nächste Dorf weitergezogen sind, wo sie Arbeit zu finden hoffen. Auf diesem düsteren Hintergrunde hebt sich die gesellschaftliche Bedeutsamkeit – und Schönheit – des Vorgangs, „wie ein *Mensch* geboren ward“, nur um so deutlicher ab:

„Mein Messer haben sie mir in der Baracke gestohlen, so beiße ich die Nabelschnur einfach durch. Das Kind läßt seinen Orelschen Baß ertönen, die Mutter aber lächelt. Ich sehe ihre tiefeingesunkenen Augen, die mir eben noch farblos vorkamen, in herrlichem blauem Feuer erstrahlen . . . Sie braucht sich keine Sorgen zu machen um den kleinen, roten Mann: er hat die Fäustchen geballt und schreit und schreit, schreit, als wolle er mich zum Kampf herausfordern:

„Ja – ah . . . Ja – ah . . .“

„Ja, ja – gewiß! Bejahe dich selbst, Freundchen, sonst reißen dir die lieben Nächsten bald den Kopf ab . . .“

Betrachtet man die Zahl der Themen und Stoffe, die in Literatur und Kunst Gestaltung fanden und immer wieder finden, so nimmt die Darstellung der individuellen Geschlechtsliebe, der Beziehungen zwischen Mann und Frau darin außerordentlich großen Raum ein. Sie „hat in den letzten achthundert Jahren eine Ausbildung erhalten und eine Stellung erobert, die sie während dieser Zeit zum obligatorischen Drehzapfen aller Poesie gemacht hat“ (Engels). Warum? In den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ verweilt Marx in längeren, wenn auch beiläufigen Ausführungen bei dem „Verhältnis des Mannes zum Weibe“ als einem universellen Ausdruck des menschlichen Wesens. Er schreibt: „In diesem natürlichen Gattungsverhältnis ist das Verhältnis des Menschen zur Natur unmittelbar sein Verhältnis zum Menschen . . . In diesem Verhältnis erscheint also sinnlich, auf ein anschaulbares Faktum reduziert, inwieweit dem Menschen das menschliche Wesen zur Natur . . . geworden ist.“ Aus diesem Verhältnis könne man die gesamte Bildungsstufe des Menschen be-

urteilen. Aus dem Charakter dieses Verhältnisses gehe hervor, inwieweit der Mensch wirklich zu einem gesellschaftlichen Wesen geworden sei und sich als ein solches Wesen, das heißt eigentlich erst als Mensch erfaßt hat. „In ihm zeigt sich also, inwieweit das natürliche Verhalten des Menschen menschlich oder inwieweit das menschliche Wesen ihm zum natürlichen Wesen, inwieweit seine menschliche Natur ihm zur Natur geworden ist. In diesem Verhältnis zeigt sich auch, inwieweit das Bedürfnis des Menschen zum *menschlichen* Bedürfnis, inwieweit ihm also der andre Mensch als Mensch zum Bedürfnis geworden ist, inwieweit er in seinem individuellsten Dasein zugleich Gemeinwesen ist.“

Es wurde bereits über die individuelle Geschlechterliebe als etwas „Kulturgewordenes“ gesprochen und auf die „objektive Dialektik der Klassenbeziehungen in Liebesdingen“ hingewiesen. Aber es geht nicht nur darum, Geschlechtsbeziehungen (in der Kunst) als spezifisch gesellschaftliches Phänomen und nicht nur in ihrer Bedeutung für das menschliche Subjekt anzuerkennen. Es geht darum, daß im Verhältnis der Geschlechter, wie Marx hier zeigt, diese Momente in einer umfassenden, universellen Weise lebendig werden. Gerade unter den von Marx genannten Gesichtspunkten wird in vollem Umfange verständlich, wieso die Liebe einen so hervorragenden Platz in der gesamten künstlerischen Darstellung einnehmen konnte. Denn Marx weist nicht nur auf das hier universell zum Ausdruck kommende Menschliche hin. Er untersucht nicht nur, wie es sich unter bestimmten klassenmäßigen, sozialen Voraussetzungen wandelt. Er gibt zugleich einen Begriff davon, daß in der Liebesbeziehung das „individuellste Dasein und das eben charakterisierte universelle Gesellschaftlich-Menschliche“ untrennbar verschmolzen sind. Er verweist ferner darauf, daß in diesem Verhältnis auf ein sinnlich-schaubares Faktum reduziert erscheint, wie der Mensch in seinem individuellsten Dasein zugleich gesellschaftliches Wesen ist.

\*  
\*  
\*

In seiner Schrift „Kunst und objektive Wahrheit“ behauptet Georg Lukács: „Das Kunstwerk muß . . . alle wesentlichen, objektiven Bestimmungen, die das von ihm gestaltete Stück Leben objektiv determinieren, in richtigem und richtig proportioniertem Zusammenhang widerspiegeln. Es muß sie so widerspiegeln, daß dieses Stück Leben in sich und aus sich heraus verständlich, nacherlebbar werde, daß es als eine Totalität des Lebens erscheine. Das bedeutet nicht, daß jedes Kunstwerk sich zum Ziel setzen muß, die objektive, extensive Totalität des Lebens widerzuspiegeln. Im Gegenteil: die extensive Totalität der Wirklichkeit geht notwendig über

den möglichen Rahmen einer jeden künstlerischen Gestaltung hinaus; sie kann nur vom unendlichen Prozeß der Gesamtwissenschaft in ständig wachsender Annäherung gedanklich reproduziert werden. Die Totalität des Kunstwerks ist eine intensive: der abgerundete und in sich geschlossene Zusammenhang jener Bestimmungen, die – objektiv – für das gestaltete Stück Leben von ausschlaggebender Bedeutung sind, die seine Existenz und seine Bewegung, seine spezifische Qualität und seine Stellung im ganzen des Lebensprozesses determinieren. In diesem Sinne ist das kleinste Lied eine ebenso intensive Totalität wie das mächtigste Epos. Über Quantität, Qualität, Proportion usw. der zutage tretenden Bestimmungen entscheidet der objektive Charakter des gestalteten Stückes Leben in Wechselwirkung mit den spezifischen Gesetzen des für seine Gestaltung angemessenen Genres.“

Manches ist an diesen Sätzen richtig und wichtig; aber ihr entscheidender Mangel besteht darin, daß Lukács nicht von der ästhetischen Besonderheit der Kunst her begründet, warum die Kunst so viele kategorische Imperative zu befolgen habe.

Es ist zunächst durchaus kein Charakteristikum der Kunst und der ästhetischen Empfindungen, eine Totalität von Lebenserscheinungen widerzuspiegeln. Der einfache logisch-wissenschaftliche Begriff „Baum“ widerspiegelt die gemeinsamen Eigenschaften der reichen Totalität von Bäumen, die auf der Erde wachsen. Der mathematische Lehrsatz  $a^2 + b^2 = c^2$  widerspiegelt, was allen – was der wirklichen „Totalität“ – der rechtwinkligen Dreiecke gemeinsam ist: die Summe der Quadrate über ihren Katheten ist gleich dem Quadrat über ihrer Hypotenuse. Der philosophische Begriff der Materie, den W. I. Lenin schuf, widerspiegelt die ungeheure Totalität der Erscheinungen von objektiver Realität, die dem Menschen in seinen Empfindungen gegeben sind, von diesen abgebildet werden und unabhängig von ihnen existieren. Alle diese wissenschaftlichen Gesetze und Begriffe widerspiegeln eine Totalität zugleich „extensiv“ und „intensiv“. Es ist keinesfalls so, wie es bei Georg Lukács anklingt, daß die Widerspiegelung der extensiven Totalität Sache der Wissenschaften sei, während die Wiedergabe einer intensiven Totalität Anliegen der Kunst sei. Die Gesamtheit der Wissenschaften widerspiegelt sowohl die „extensive Totalität“ des Weltalls wie die „intensive Totalität“ des Atoms. Von dieser Seite her ist dem Problem der Totalität in der künstlerischen Widerspiegelung nicht beizukommen.

Weiter versäumt Lukács zu sagen, *worin* nun eigentlich der „abgerundete und in sich abgeschlossene Zusammenhang jener Bestimmungen“ besteht, „die – objektiv – für das gestaltete Stück Leben von ausschlaggebender Bedeutung sind“. Die Forderung, dies künstlerisch zu widerspiegeln, kann

in dieser Allgemeinheit voll und ganz von der Wissenschaft erfüllt werden. Bezüglich des ökonomischen Lebens der bürgerlichen Gesellschaft – bis hinein in die „intensive Totalität“ von Teilerscheinungen – erfüllt das wissenschaftliche Hauptwerk von Karl Marx geradezu ideal all die Forderungen, die Lukács hier an die Kunst stellt. Doch keinem Menschen wird es einfallen, deswegen in den Bänden des „Kapital“ und der „Theorien über den Mehrwert“ Kunstwerke zu sehen, nur weil sie leisten, was nach Lukács' Geheiß die Kunst sollte und müßte. – Wenn Lukács behauptet, der „objektive Charakter des gestalteten Stückes Leben“ entscheide in Wechselwirkung mit den spezifischen Genregesetzen über die Art und Weise der künstlerischen Darstellung, so wäre vor allem zu sagen, was für ein „objektiver Charakter“ gemeint ist. Nur dann erhält seine Aussage für die Kunst einen Sinn. Lukács glaubt sicherlich selbst nicht, daß die physikalische, chemische, biologische usw. Objektivität eines „Stückes Leben“ – etwa einer Bakterienkultur – in Wechselwirkung mit den spezifischen Genregesetzen darüber entscheidet, ob besagtes „Stück Leben“ im Roman, Drama, Porträt, in Plastik, Ausdruckstanz oder sinfonischer Musik dargestellt wird.

Endlich versündigt sich Lukács wider die Logik, wenn er der Abbildung der „extensiven Totalität des Lebens“ durch den unendlichen Prozeß der Gesamtwissenschaft die Erfassung der „intensiven Totalität“ durch das einzelne Kunstwerk, durch das kleinste Lied, gegenüberstellt. Wie steht es denn mit dem „unendlichen Prozeß der Gesamtkunst“? Trägt er vielleicht nicht dazu bei, eine Vielfalt bestimmter Lebenserscheinungen auch „extensiv“ zu erfassen? Dringt nicht auch das künstlerische Schaffen in seiner reichen geschichtlichen Ausbildung in immer neue Gebiete des Lebens vor? Werden nicht „neue poetische Provinzen“ erschlossen?

Doch davon hält Lukács nicht viel; und der Revisionist hat seine Gründe. Sie sind bekannt. Als in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die deutsche proletarisch-revolutionäre Literatur einen eminenten künstlerischen Fortschritt machte, indem sie sich neue Lebensgebiete mit neuen ästhetischen Gesetzmäßigkeiten eroberte, da reagierte Georg Lukács außerordentlich kühl. „Diese Literatur bringt zwar thematisch manches Neue ins deutsche Schrifttum . . .“ – das ist alles, was er in seiner „Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur“ dazu zu sagen weiß.

Wenn Lukács behauptet, das kleinste Lied sei eine ebenso intensive Totalität wie das mächtigste Epos, so zeigt seine literaturhistorische und -kritische Praxis doch, daß er im wesentlichen nur die „epische Totalität“ untersuchte und anerkannte, ohne freilich auch sie als ein spezifisch ästhetisches Phänomen zu analysieren.

Bei einer Gegenüberstellung etwa von Leo Tolstois „Krieg und Frieden“



und Goethes „Wanderers Nachtlied“, von Rembrandts „Anatomie des Doktor Tulp“ und van Goghs „Bauernstuhl“, einer Beethovenschen Symphonie und eines Volksliedes wird sofort klar, daß wir es jeweils mit der Darstellung einer „Totalität“ auf völlig verschiedenen Ebenen zu tun haben. Betrachten wir Goethes unsterbliches „Wanderers Nachtlied“, wobei wir zu großen Teilen Bechers Deutung dieses Gedichts folgen. Worauf beruht der unnachahmliche ästhetische Reiz dieses Liedes? Äußerlich gesehen gibt es hauptsächlich die Schilderung eines Naturzustandes:

*Über allen Gipfeln  
Ist Ruh,  
In allen Wipfeln  
Spürest du  
Kaum einen Hauch;  
Die Vöglein schweigen im Walde.*

Hier abgeschnitten wäre das Gedicht unverständlich, weil unpoetisch. Es bliebe in der bloßen Wiedergabe eines Zustands der Natur stecken. Erst durch die Schlußzeilen

*Warte nur, balde  
Ruhest du auch.*

wird das gesamte Naturbild in Beziehung gesetzt zum menschlichen Subjekt – zum Dichter und zum Lesenden –, und erst durch diese Beziehung empfängt es poetischen Atem. Doch auch damit ist noch nicht viel erklärt. Was wird in dem Lied „ausgesagt“? Inhaltlich wird lediglich mitgeteilt, daß über allen Gipfeln Ruhe ist, was wiederholt wird: „In allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch“. Und es wird eigentlich noch ein drittes Mal wiederholt in „die Vöglein schweigen im Walde“. Wenn über allen Gipfeln Ruhe ist und in allen Wipfeln du kaum einen Hauch spürst, so würde daraus hervorgehen, was bei einem solchen kurzen Gedicht nicht ausdrücklich zu betonen wäre, daß natürlich auch die Vöglein schweigen.

Besteht demnach das Gedicht „inhaltlich“ aus vier Zeilen?

*Über allen Gipfeln  
Ist Ruh,  
Warte nur, balde  
Ruhest du auch.*

So aber läßt sich dieses Gedicht auch nicht begreifen. Becher erklärt die unnachahmliche Wirkung dieses Liedes damit, daß die Ruhe wiederholt, immer ruhiger, die Stille immer stiller wird – wiederkehrt bis zur Ahnung der Niewiederkehr des Lebens selbst. So oft wiederholt sich die Ruhe über

allen Gipfeln, die Hauchlosigkeit in allen Wipfeln, das Schweigen der Vöglein im Walde, daß aus dieser Wiederkehr der Stille, aus dieser Vertiefung des Stilleseins auch bei dir in deinem Herzen bald Ruhe eintreten muß. Es ist eine Vielgestalt der Stille, eine sich mannigfach bis zum Eindruck des Unendlichen wiederholende und abwandelnde Ruhe. Wir haben also auch hier – im kleinsten Gedicht von acht kurzen Zeilen – alle Momente des Ästhetischen vor uns, auch das Moment der Universalität.

Nehmen wir eine einzelne menschliche Gefühlsregung – das Gefühl der Trauer, in einer Klage geäußert. Die Weltkunst hat eine Reihe unsterblicher Werke hervorgebracht, in denen die Trauer als ein unausschöpflich kompliziertes, unendlich beziehungsreiches menschliches Gefühl gestaltet wird – und in denen es gerade in dieser Eigenart „Gegenstand“ schönster künstlerischer Darstellung geworden ist.

Die einfache, nackte Feststellung: „XX ist traurig“, wird diesem Spezifischen des ästhetischen Gegenstands nicht gerecht; deshalb ist die Feststellung als solche nicht künstlerisch. – Somit soll nun nicht gesagt sein, daß Einfachheit des Ausdrucks mit der Darstellung des Unendlich-Beziehungsreichen nicht vereinbar wäre. Becher weist einmal auf die Schönheit der so einfachen Widmung Hölderlins an Diotima hin: „Wem sonst als Dir“. Aber welche Welt von Beziehungen wird hinter diesem „Wem sonst als Dir“ spürbar!

Beginnen wir mit dem „großartigen Gedicht Platens“, das Johannes R. Becher in der „Poetischen Konfession“ analysiert:

*Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts,  
Es kehrt an das, was Kranke quält, sich ewig der Gesunde nichts!  
Und wäre nicht das Leben kurz, das stets der Mensch vom Menschen erbt,  
So gäb's Beklagenswerteres auf dieser weiten Runde nichts!  
Einförmig stellt Natur sich her, doch tausendförmig ist ihr Tod,  
Es fragt die Welt nach meinem Ziel, nach deiner letzten Stunde nichts;  
Und wer sich willig nicht ergibt dem ehrnen Lose, das ihm dräut,  
Der zürnt ins Grab sich rettungslos und fühlt in dessen Schlunde nichts;  
Dies wissen alle, doch vergißt es jeder gerne jeden Tag,  
So komme denn, in diesem Sinn, binfort aus meinem Munde nichts!  
Vergißt, daß auch die Welt betrügt und daß ihr Wunsch nur Wünsche  
zeugt,  
Laßt eurer Liebe nichts entgehn, entschlüpfen eurer Kunde nichts!  
Es hoffe jeder, daß die Zeit ihm gebe, was sie keinem gab,  
Denn jeder sucht ein All zu sein und jeder ist im Grunde nichts.*

Hier schließt die Klage, das Trauern buchstäblich die Beziehung eines Menschen zur ganzen Welt ein. Dem Lyriker wird dieses Trauergefühl zum

Welterlebnis, welches auf diese Weise seine vielfältige und zugleich konkrete Bestimmtheit und Färbung erhält. Dies verleiht dem Klagegesang Platens den Anspruch von Größe und Allgemeingültigkeit, zugleich aber auch von außerordentlicher Gefühlstiefe – einem Gefühlsreichtum, der zum Ausdruck erhabener Menschlichkeit wird. Von diesem Punkte her deutet Johannes R. Becher die echte Poesie dieses Ghasels: „Diese Klage über die Vergänglichkeit, über das Nichtsein, wird zum Sieg des Menschen über das Vergängliche, zum Triumph über das Nichts- und Nichtigsein. Wie stolz, wie erhebend wirkt diese Klage. Wer so zu klagen, wer so zu trauern versteht – der herrscht in der Natur, der ist Herr im Weltall.“ Es kommt Becher besonders darauf an zu beweisen, daß der letzte Satz: „denn jeder sucht ein All zu sein, und jeder ist im Grunde nichts“ gerade durch die großartige Kunstform des Gedichts Platens widerlegt wird.

Dieser Interpretation ist – nach meiner Ansicht – völlig zuzustimmen, wobei hinzuzufügen wäre, daß die großartige Kunstform dieses Gedichts weitgehend darauf beruht, daß in der lyrisch gestalteten „Universalität“ dieser Trauer poetisch bewiesen wird, wie schon in der einzelnen Gefühlsregung der Mensch „ein All“ ist.

Es gibt für alle Interpretation von Kunstwerken, die nicht bei der Oberfläche des Werkes verharren will, zu denken, daß sich diese Grunderkenntnis, die das Ghasel Platens zu vermitteln weiß, in scheinbar diametralem Widerspruch zur „direkten“ unmittelbaren „Aussage“ der einzelnen Sätze durchsetzt. Es gibt ferner zu denken, daß diese Erkenntnis sich zuerst ganz empfindungsmäßig erschließt, daß sie zunächst ausgeht von einem Eindruck düsterer Erhabenheit (in der sich selbstredend auch eine bestimmte historisch-ideologische Färbung niederschlägt). Diesen Eindruck muß der denkende Verstand bei der mehrfachen Rückkehr zu dem Gedicht überprüfen und verarbeiten, um schließlich doch zu ergründen, daß dieser Eindruck standhält – und daß die Klage Platens über ein langes Jahrhundert hinweg als ein gerade in seinem Widerspruch packender Preisgesang auf die Größe des Menschen zu wirken vermag –, auch wenn er in dieser Form heute nicht mehr geschrieben werden könnte. Insofern, scheint mir, sind Kunstwerke wie dies ein warnendes Schild für oberflächliche ästhetische Kritik, die im vorliegenden Falle unfehlbar den „Pessimismus, wenn nicht Nihilismus“ des Ideengehalts konstatieren würde: „Denn jeder sucht ein All zu sein, und jeder ist im Grunde nichts“. Den objektiv bestimmten ästhetischen Gesetzen gehorchend, hat es die Kritik bei der Analyse von Kunstwerken immer mit der Reproduktion einer reichen Mannigfaltigkeit von vielen Bestimmungen und Beziehungen zu tun. – Und deren Spiel und Widerspiel, deren dialektische Synthese zu analysieren, ist nicht einfach . . .

Wollte man fragen, worin nun die „Universalität“, „Totalität“ dieses

Gedichts – seinem „Gegenstande“ nach – besteht, so wäre etwa zu antworten: in der Gesamtheit der Beziehung eines Menschen zur ganzen Welt, zur Natur und Menschheit, wie sie sich in einem Gefühl der Trauer, vom Dichter erlebt und gestaltet, zu konkreter Synthese zusammenfaßt. Dennoch wäre es ein Kinderglaube, anzunehmen, daß hierin die Möglichkeit der Darstellung des universellen „Gegenstands“, Trauer, ausgeschöpft sei. Im Gegenteil: Je weniger „allgemein“ die Klage bleibt, je bestimmter und konkreter das geistig-moralische Antlitz des Trauernden und des Beweinten spürbar wird, desto reichere Beziehungen vermögen sich zu entrollen.

Das Problem der künstlerischen Totalität als einer Bedingung des Ästhetischen ist keinesfalls so zu verstehn, als müsse „alles“, was mit dem gewählten Gegenstande nur irgend in Beziehung steht und zusammenhängt, in das Kunstwerk hinein. Die Frage, die die marxistisch-leninistische Ästhetik an ein Kunstwerk in dieser Hinsicht zu stellen hat, lautet nicht: Ist alles Mögliche in die Darstellung eines bestimmten Lebensausschnittes „hineingepackt“ worden? Sie lautet vielmehr: Ist alles, was künstlerisch möglich und notwendig war, aus dem gewählten Lebensausschnitt „herausgeholt“ worden? Sie kann unter Umständen lauten: Warum hat der Künstler diesen und keinen anderen Lebensausschnitt, der für ihn und für sein Publikum ästhetisch fruchtbarer gewesen wäre, gewählt? Auch diese Frage, die darauf zielt, warum er gerade dieses und kein anderes Kunstwerk (aus dem gleichen „thematischen Bereich“) schuf, kann gegebenenfalls nicht nur kulturpolitisch zwingend erforderlich, sondern auch ästhetisch nützlich und fruchtbringend sein.

An einer solchen Theorie und Praxis der marxistisch-leninistischen Ästhetik wie der Kunstpolitik erledigt sich aber auch der häßliche Ausfall Ernst Fischers, von der Partei werde – wenn auch nie auf direkte Art ausgesprochen – „zumeist“ ein Kunstwerk verlangt, in und an dem sowohl alles „drin“ wie „dran“ sei: ein Werk, das agitatorisch sei, den konkreten wirtschaftlichen und politischen Aufgaben der jeweiligen und dazu noch veränderlichen Situation entspreche, zugleich durch tiefe und leidenschaftliche Gestaltung der Charaktere und Ereignisse den Menschen zu Herzen gehe und sie zum Denken provoziere, die Wirklichkeit zugleich widerspiegele und idealisierend übersteigere (soll heißen mit rosaroten Farben lackiere), alle Probleme sofort und schlagend beantworte, das Erschütterung und Ermunterung, Naturalismus und Romantik, Volkstümlichkeit mit politischem Unterricht, Shakespeare mit Schiller, Gorki und Leitartikel vereinige. (Ernst Fischer: „Von der Notwendigkeit der Kunst“.)

Grob herausgesagt: Hier werden die Menschen, denen Fischer solche Ansichten, wenn auch karikierend übersteigert, unterstellt, als amüsische



Idioten denunziert. Es ist mir nicht recht verständlich, wieso ein Mann von der politischen Erfahrung Fischers – und sei es auch nur zehn Zeilen lang – mit dem Feinde in einer Richtung zielt. Doch das ist die Ernst Fischer betreffende, persönliche Seite, über die zu urteilen ich mir nicht anmaße.

Was die wissenschaftliche Seite betrifft: Es liegen in der sozialistischen Kunst und Literatur der ganzen Welt außerordentlich zahlreiche, große, ästhetisch höchst bedeutsame Werke vor, die nicht gegen, sondern mit und für die Partei entstanden sind. Sie haben ein größeres Gewicht als Ausfälle, und sie beweisen, daß nicht „zumeist“ Unsinn, sondern ästhetisches Verständnis die Kunstpolitik der marxistisch-leninistischen Bewegung inspiriert hat. Sie beweisen es – trotz der Philippika Fischers und obwohl ein Teil marxistischer Kritiker und Kulturpolitiker den Schluß des „Stillen Don“ nicht sofort verstanden haben; was in Fischers Diktion lautet: „Man weiß, daß selbst Scholochow Schwierigkeiten hatte...“

Doch zurück zu unserem Problem: Wir werden an aller echten, großen Kunst die Entdeckung machen, daß ein „universeller“ Beziehungsreichtum sowohl im Ganzen des Kunstwerkes als auch in seinen einzelnen Teilen zum Ausdruck kommt...

Die relativ verschiedenen Ebenen, in denen in der Wirklichkeit die „konkrete Totalität“ eines Lebensausschnittes existiert, bilden eine objektive Grundlage für die Wahl des Genres, in dem dieser Lebensausschnitt am besten künstlerisch darstellbar ist. Totalität der lyrischen Gestaltung ist – schon von der Wahl des Wirklichkeitsausschnitts her, dessen Erlebnis gestaltet wird – eine andere als etwa die „konkrete Totalität“ des Dramatischen oder Epischen. Die Wirklichkeit universeller gesellschaftlicher menschlicher Beziehungen, die in einer Anekdote abgespiegelt werden kann, ist objektiv relativ unterschieden von dem Wirklichkeitsausschnitt, der in der novellistischen Gestaltung am besten zu erfassen ist. Und der relative Wirklichkeitsausschnitt, der am besten in einem Roman wiederzugeben ist, ist seinerseits ein anderer als der, welcher eine Epopöe erfordert.

Der Prozeß der ästhetischen Reproduktion einer „konkreten Totalität“ menschlicher, gesellschaftlich bestimmter Beziehungen (bzw. eines Stückes Natur als praktischer Ausdruck der Universalität des Menschen) ist mit dem „fertigen“ Kunstwerk nicht vollendet. Er erreicht seine Vollendung erst im Kopfe, der Psyche des Kunstgenießenden. Auch hier erhält – ausgehend von der Besonderheit des Gegenstands – der spezifisch ästhetische Erkenntnisprozeß bestimmte Eigentümlichkeiten gegenüber der wissenschaftlichen, philosophischen usw. Erkenntnis.

Die Begriffe der „Universalität“ und der „Totalität“, wie wir sie bisher verwandten, sind Unendlichkeitsbegriffe. Ihrem vollen Inhalt können sich

menschliche Erkenntnis und erkennende Phantasie stets nur annähern. Diese Begriffe bezeichnen eine unausschöpfbare Ganzheit.

Wenn Becher schreibt, daß das Naturbild in „Wanderers Nachtlied“ sich vertieft „bis zur Ahnung der Niewiederkehr des Lebenden selbst“, so wird diese Ahnung nicht vom Dichter unmittelbar ausgesprochen. Sie entsteht beim Leser, sie wird vom Kunstgenießenden „produziert“. So ist Goethes Lied einfach, jedem Kinde verständlich, und dennoch mit einem zweiten Sinn behaftet, der sich – wie Goethe selbst es sagt – erst demjenigen eröffnet, der das Gedicht liest und wieder liest, und der Erfahrung hat mit Gedichten.

Die Rolle des Kunstgenießenden bei der ästhetischen Reproduktion einer wirklichen „Totalität“ tritt hier klar hervor: Das Kunstwerk, das ihm Genuß bereitet, wird von ihm „fortgesetzt“, „ergänzt“, weitergeführt. Er selbst wird in die ästhetische Reproduktion einer reichen Vielfalt von Bestimmungen und Beziehungen einbezogen. Nach Maßgabe seiner Lage, seiner Persönlichkeit, seiner Lebenskenntnis, seiner Kunsterfahrung, seines Wissens, ja zeitweise sogar seiner Stimmung, baut er mit an der künstlerischen Wiedergabe einer Universalität von Beziehungen und Seiten, auf deren konkrete Bestimmtheit ihn der Künstler hinlenkt.

Ästhetisch genießen heißt daher nicht nur aufnehmen oder gar „Kunst konsumieren“. Es bedeutet, nachzudenken und vor allem nachzuerleben, sich etwas weitervorzustellen und so seine Vorstellungskraft zu erweitern und sich im buchstäblichen Sinne selbst ein Bild machen. Wird der Kunstbetrachter, durch ein Kunstwerk, in dem alles im ersten Moment wie auf einer Schultafel ablesbar ist, nicht veranlaßt, seine Phantasie in produktive Tätigkeit zu setzen, so ist er um allen ästhetischen Genuß betrogen. Ist an einem Roman „alles klar“, das heißt, hat die vorausseilende Phantasie mit Sicherheit erfaßt, was nun kommen wird, braucht sie also nicht mehr „mitzuwirken“, so ist augenblicks der ästhetische Genuß vorbei, und Langeweile stellt sich ein.

Noch das Spannungsmoment des simpelsten Kriminalromans baut auf der ästhetischen Gesetzmäßigkeit auf, die Vorstellungskraft des Lesers ständig in Schwung zu halten und ihn zu veranlassen, seine vorausseilenden Vorstellungen und (im guten Kriminalroman) seinen Scharfsinn und seine Logik ständig zu erproben.

In aller Kunst wird jedoch die produktive Phantasie des Lesers in weit- aus umfassenderem, tieferem Sinne beansprucht. Ein Beispiel soll verdeutlichen, was gemeint ist. Im „Gedicht vom Menschen“ gibt Kuba mit wenigen Zeilen eine ausgezeichnete poetische Begründung der sozialistischen Revolution. Sie lautet:

*Bei dem Wasser,  
das die Turbinen dreht,  
dem dienstbaren Feuer,  
der Luft, die trägt –  
bei der Axt, die Wege ins Weglose schlägt,  
lehrt Lenin die Völker  
ein Lied, das geht:  
Die Erde ist euer!*

Im Namen der durch Arbeit beherrschten und gestalteten Naturkräfte begründet Kuba den Anspruch der Arbeitenden, wie er durch Lenin erhoben wurde. Dies ist eine wichtige und bestimmende Seite des historischen Rechts der Arbeiterklasse und aller Werktätigen. Doch bei all dieser wissenschaftlich konstatierbaren „Richtigkeit“ ist der Künstler weit entfernt von einer spezifisch wissenschaftlichen Begründung dieser Seite der sozialistischen Revolution. Den historischen Anspruch der Arbeiterklasse folgendermaßen wissenschaftlich zu formulieren, ist unmöglich: Weil Wasserkraftwerke bestehen, das Feuer den Menschen dienstbar ist, die aerodynamischen Gesetze ausgenutzt und mit der Axt Pfade geschlagen werden, deshalb sei die sozialistische Revolution notwendig. Das aber sind „alle“ handgreiflichen Realien, auf die der Dichter sich hier stützt – und denen kein Mensch eine solche Deutung geben würde. Die beherrschten Elemente Wasser, Feuer, Luft und das wegbahnende Werkzeug, von denen im Gedicht gesprochen wird, „erweitern sich“ im Kopfe des Lesenden unwillkürlich zu einem „totalen, universellen“ Bild der verschiedensten beherrschten Naturkräfte und der vom Menschen geschaffenen Mittel ihrer Beherrschung. Hinter ihrem Bild wird der Eindruck der allbeherrschenden und -verändernden menschlichen Arbeit konkret lebendig: Die Phantasie des Lesenden kann, darf und muß „hinzudenken“, in welcher konkreten Fülle von Formen das durch Arbeit erworbene Recht der Arbeitenden begründet liegt. In dem Maße aber, wie er „hinzudenkt“, und „hinzudenkend“ immer mehr aus dem Gedichte „herausliest“, in dem Maße wird sich ihm die Größe des gestalteten Gegenstands fortschreitend offenbaren, wenn er nur bereit ist, dem geistigen Wege zu folgen, auf den ihn der Künstler lenkt.

In der Phantasie des Kunstgenießenden entsteht auf diese Weise – nach Maßgabe dessen, was er selbst in sich trägt – ein universelles Vorstellungsbild. Es wird um so universeller sein, je öfter er sich mit dem Kunstwerk auseinandersetzt und je mehr das Kunstwerk ihn zu dieser Auseinandersetzung lockt. Im Sprachlichen wirkt diese Gesetzmäßigkeit noch hinein bis in die Vergleiche, Metaphern und verschiedenen Tropen

und gibt dem einfachsten Sprachbild seinen spezifisch ästhetischen Charakter. Wenn es bei Kuba über den Großen Vaterländischen Krieg heißt:

*... Katjuscha neben Büchsenlauf  
focht Misia und Jung-Spartakus*

so zwingt er hier mit wenigen Tropen dazu, ein wirklich umfassendes Gedankenbild des Volkskampfes gegen die Okkupanten und seiner geschichtlichen jahrhundertealten Tradition zu reproduzieren.

Im erkenntnismäßigen Sinne wichtig ist, daß diese Produktion eines „Universellen“, einer „konkreten Totalität“ nicht auf dem Wege der Abstraktion erfolgt. Der Kunstgenießende kann nicht vermittels der Kategorie „Beherrschung der Naturkräfte“ auf den Weg der ästhetischen Reproduktion dieses Bilds universeller Naturbeherrschung gelenkt werden. In einer solchen Weise nun ist jedes wirkliche Kunstwerk um so größer, je mehr es dem Genießenden gestattet und abverlangt, durch sein eigenes Wissen und seinen eigenen Erfahrungsschatz immer neue Beziehungen zu dem Werke herzustellen. In dem Maße erst, wie es unausschöpfbar wird, ist es der unausschöpflichen menschlichen Wirklichkeit adäquat. Auch unter diesem Gesichtswinkel die Probe der Zeit und der Zeiten bestehend, wird es unsterblich, wird es klassisch.

Lessing sprach von der Kunst, den größtmöglichen objektiven Beziehungsreichtum in dem „fruchtbaren Augenblick“ einzufangen. Er erkannte diesen Moment nicht dort, wo ein künstlerisches – besonders ein malerisches – Werk die größtmögliche Anzahl von Beziehungen tatsächlich zu schildern in der Lage ist, sondern dort, wo der fruchtbaren, produktiven Phantasie des Lesers oder Betrachters die meisten Anknüpfungsmöglichkeiten gewährt werden.

„Kann der Künstler“, lehrt Lessing im „Laokoon“, „von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick, und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkt brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht bloß erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermaßen betrachtet zu werden: so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt dieses Augenblicks nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige aber allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können. Je mehr wir dazudenken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben.“

Modifiziert, trifft dies für die verschiedensten Gattungen und Genres der Kunst zu.



NACHDICHTUNGEN JUNGER SOWJETPOESIE

Die jüngste Generation kommt mit dem achtundzwanzigjährigen Jewgenij Jewtuschenko zu Wort. So stehe hier als Motto der kleinen Auslese das Finale des Prologs zu seinem Gedichtbuch „Verbeißung“:

*Entstanden sind alle diese Verse im letzten Jahrfünft.*

F. L.

*Michail Sswetlow*

## HORIZONT

Wo die Erd dem Himmel sich gesellt,  
Kam ein junger Horizont zur Welt.  
Wunschgetrieben lauf ich querfeldein.  
Er entweicht. Ich eile hinterdrein.

Hinter Bergen steckt er, hinter Meeren ...  
Gut, schon gut, kriegst noch von mir zu hören!

Unermüdlich setze ich ihm nach.  
Wie ich selbst mich fühle, ist mir gleich.  
Diese Ferne! Schande mir und Schmach,  
Wenn ich sie, die Flüchtge, nicht erreich!

Alle Bäume hol ich dort heraus,  
Wo das unerhaschte Wunder haust:

Alle Biester zähm ich augenblicks ...  
Sei gewiß: wenn ich's nur will, dann glückt's!

Dem Betrug, der List nun zugewandt,  
Schleich ich mich heran ... Welch ein Gehöhn –  
Stoß ich doch auf eine Nebelwand  
Und bekomme wieder nichts zu sehn.

Hab ich mir ein trefflich Roß gezäumt,  
Ist der Horizont wie weggeräumt.  
Folg ich ihm in einem flinken Flitzer –  
Nichts als Staubgewölk und Pfützenspritzer.  
Jetzt nehm ich in einem Flugzeug Platz.  
Nun hat's wohl ein Ende mit der Hatz!

Die Motoren dröhnen ohne Säumen.  
Statt des Horizonts gibt's Riesenräume!  
Gibt es kornbereite Felderweiten,  
Gibt's noch unerforschte Himmelsbreiten,  
Gibt's das Wünschen! Und gebenedeit  
Sei der Ferne also wechselnd Kleid!

Horizont! Mir noch nicht fern genug?  
Wart nur, noch und noch und noch ein Ruck!  
Wie am hellen Tag ein Delinquent  
Rennt vor mir davon das Firmament!

Horizont – ich suche deine Spur,  
Kreuze deine trughaft krumme Tour.  
Warst und bist vielleicht nicht mal vorhanden?  
Oder gingst vielleicht im Krieg zuschanden?

Ich und die Genossen, die mir gleich,  
Wir entdecken mancherlei Bereich.  
Kummervoll werd ich mir nun bewußt,  
Wie groß auf dem Wege der Verlust ...

Und welch Denkstein man auch ragen sähe  
Über denen, die der Weg zerbrach –  
Rück du alles Ferne in die Nähe  
Und zieh dann dem Fernen wieder nach!

## DER VERLORENE SOHN

(Rembrandt-Ausstellung)

Ausgezehrt von der Not,  
ausgeleert von der Fron,  
kehrt ins Vaterhaus heim der verlorene Sohn.  
Und am Fenster pocht's vorsichtig drein:  
„Darf man hinein?“  
„Sohn, mein einz'ger! Herein!  
Darfst alles.  
Den Vater liebkos, wenn du magst.  
Des Kälbchens Gebein, das würz'ge,  
benag's.  
Wie schön, daß du heimgekehrt, – bleib!  
Ach nähmst du doch, Sohn,  
dir ein Weib.“  
Der Sohn wischt die Lippe mit dichtem Bart glatt,  
benagt das Kälbchen  
und trinkt sich satt,  
auf der Stirn helle Tropfen Schweiß  
von solch Arbeit, so ungewohnt heiß.  
Und nun er gespeist nach Vermögen,  
nun geht er, sich schlafen zu legen,  
ruht auf reinlichem Pfühl  
voller Wohlgefühl –  
bis er aufsteht,  
seinen Wanderstab findet  
und ohne Abschied verschwindet.

## IM GEMEINSCHAFTSHEIM

Bunt wie Halbschals, grelle, geblünte,  
wie ein Stück von Zigeunervolks Putz,  
hat das Halbkugelpaar, das berühmte,  
seine letzten Zeiten vernutzt.

Die seit NÖP-Jahren hofften und harreten,  
gleichwie Wunschzettel,

breit an der Wand:

Weltkarten weichen nun Himmelskarten –  
blauem Glanz von des Himmels Gewand.

Wie die Fähnchen einst auf der Karte  
kettenweis ihre Strecke gemacht,  
ziehn jetzt Ketten Raketen zum Starte,  
reißen hoch immer größere Fracht.

Weiter, höher in allen Enden,  
überm Wahren und über Legenden,  
weithin übern prophetischsten Traum  
quer'n der Karte gemäß sie den Raum.

Es erschließt sich Höhe und Tiefe,  
es ergießt sich Weltraumoffensive.  
Auf der Karte hin Zug um Zug  
– nie genug! –:  
wir folgen dem Flug.

Vor der Karte im Streite um Sphären,  
um die Weite unirdischen Raums,  
sind wir,  
bald nach dem Schwarzen Meere,  
doch  
noch lange vorm Weißen Meere,  
schon vertraut mit dem Meere des Traums.

*Ignatij Roshdestwenskij*

## DER INGOL

Aufloh'n, dann ein bläuliches Sichregen,  
Salzgleich glitzert's auf den Steinen jäh:  
Zwiesprach mit dem Winde hält verwegen  
Ingol, in Sibirien ein See.



Selten nur wird dir sich derlei zeigen,  
Das in Blau und Silberhell gefaßt.  
Wellenschlag verschrt des Ufers Schweigen,  
Bricht sich Tag und Nacht ohn Unterlaß.

Daß in tiefem Wald, in weitem Felde  
Dich zu sehn das Schicksal mir beschied,  
Kleines Meer! Bist zart wie ein Gemälde,  
Eingerahmt in Birken-Malachit.

Alles rings in Blau getaucht, entflossen,  
Überm Wasser blüht der Faulbeerbaum,  
Gleichwie Schaum hat sich der See ergossen –  
Und im Flug geronnen ist der Schaum.

So als büßt, da sie vorbeigeflogen,  
Eine Möwe ihre Federn ein.  
Dichtes Gras steht übern See gebogen,  
Und die Hänge ruhn im Sonnenschein.

Ingol, Heimatzierde und -entzücken, –  
Wenn dein Blau mit hellem Plätschern sprüht,  
Stehen wir, gebannt von reinem Glücke,  
Auf der Grenze zwischen Flut und Lied.

*Jewgenij Jewtuschenko*

## K A R R I E R E

*Für Jurij Wassiljew*

Es predigten die Seelenhirten,  
nicht recht bei Trost und schädlich-dreist  
sei Galilei. Doch sie irrten.  
„Nicht recht bei Trost“ heißt: mehr bei Geist.

Wie Galilei, so gescheit  
war manch Gelehrter jener Zeit.  
Er wußt, die Erde kreist geschwind,  
jedoch er hatte Weib und Kind.

Daß er dem Weib Komfort beschere,  
vollzog er sein Verrätertum;  
er dachte, nun mach er Karriere,  
und brachte ebendiese um.

Doch Galilei ward gepeinigt  
fürs Wissen, was die Erde ist,  
und wurde riesengroß. So, mein ich,  
verfährt ein guter Karrierist!

Drum lob ich mir denn die Karriere,  
wenn ich Karriere *der* Art treff,  
die ich bei Shakespeare und Pasteur seh,  
bei Newton und bei Tolstoi (Lew).

Weshalb man sie mit Schmutz betünchte?  
Talent trotzt jedem Schmähversuch.  
Vergessen ist, der sie verwünschte;  
lebendig sind, die er verflucht.

Wer je gestürmt die Stratosphäre,  
der Choleraarzt, zu Tod gelähmt –  
das sind Vollbringer der Karriere,  
an der ich mir ein Beispiel nehm.

Ich glaub an ihres Glaubens Ehre.  
Der ist mein Mut und meine Macht.  
Grad dadurch mache ich Karriere,  
daß ich sie überhaupt nicht mach!

## MEISTER OHNE GELD

Monolog aus dem Drama „Van Gogh“

Wir sind's,  
die fest zum Künftgen sich bekannt;  
wir Meister ohne Geld.  
Wir, von Homeros' Rippe abstammend,  
aus Rembrandts hergestellt.

Kein keusches Licht von droben  
tut uns not,  
nicht Mahomet  
noch Gottessohn,  
wir brauchen nichts weiter als Roggenbrot,  
Leinwand,  
Papier  
und Ton!  
Ihr Farben, Notenzeichen,  
sprengt die Norm!  
Formalt ist selbst die Erdenwelt –  
wir aber geben ihr die neue Form,  
wir Meister ohne Geld!  
Und pfeife man uns aus  
und bell uns an  
in Wirrnis ohne End,  
just voll Talent heimzahl'n wir's jedermann,  
der unseres verkennt!  
Dreinschlagend  
und erhellend,  
Hand bei Hand  
voran,  
dem Aufbruch zugesellt!  
Wie reich sind wir doch alle miteinander,  
wir Meister ohne Geld!

W O S T O K

1

Aus den Ebenen steigt Wostok.  
Unter ihm bleiben  
die Birken im lila Dunst,  
bleiben  
die grünen Märkte, die Zwiebeltürme,  
bleiben die Hochöfen,  
bleiben die Wälder,  
die kleinen Straßen mit den wehenden  
roten Kopftüchern  
im April.

Kosmische Geschwindigkeiten  
reißen ihn in schwerelose Schwärze –  
bis unter ihm die Kontinente aufgehen,  
die blauen Ozeane,  
überschaubar.

2

An alle: –  
die Söhne der Kolchosen studieren  
Astronomie und Kybernetik.  
An alle: –  
vier Jahrzehnte nach den Schüssen des  
Kreuzers Aurora  
zwingt der Mensch sich  
den zweiten Aufgang der Sonne  
in einen Tag.  
Telemetrische Systeme funken  
an alle: –  
den Herzschlag eines Kommunisten.



*Mein Flug ist Arbeit.  
Dieser Flug ist nichts als Arbeit.  
Der Flug verläuft normal.  
Ich bin nicht einsam.  
Die Heimat hört,  
die Heimat weiß:  
Ich erfülle meinen Auftrag,  
den Auftrag meiner Partei.*

3

Der kommandierte Stern  
sinkt zur Erde.  
Sicher stürzt Wostok  
ins Zielgebiet: Union der Sowjets.  
Auf seinem Reflektor erscheint  
das Bild des veränderten Landes.  
Dem Mann im Himmelsoverall  
gibt eine Bäuerin  
das erste Glas Milch.

4

Wir, die wir auftauchen,  
Nachkommen der Armee von Barfüßlern und Proleten,  
sehen eine veränderte Welt.

Wir Zeugen der Kriege, Freunde der Mörder,  
einsichtig endlich im Wort der Verfolgten,  
ändern die sich  
mit uns erkennende Welt.

*Dieser Text entstand in Zusammenarbeit mit Reiner  
Bredemeyer, der auch die Musik dazu schrieb.  
Wir gratulieren damit Juri Gagarin und German Titow.*

## WERKSTATTBERICHTE

In den folgenden Zeilen, die als Anregung gedacht sind zu einer Reihe ähnlicher Berichte, in denen Schriftsteller über ihre schöpferischen Fragen sprechen, erzählt ein Autor etwas vom Entstehungsprozeß einiger seiner Bücher. Es geht dabei weder um Propagierung noch um Kommentierung: einem Buch, das vom Leser nicht ohne Erklärung verstanden wird, vermag auch der wortreichste Kommentar nicht zur Wirkung zu verhelfen – und die Propaganda schon gar nicht. Sinn und Absicht der Werkstattberichte ist es vielmehr, zu der oft geforderten, aber weniger häufig praktizierten schöpferischen Diskussion an Hand konkreter Beispiele beizutragen. Angesprochen sind die Leser, deren Verständnis für literarische Probleme durch einen Blick in die Werkstatt gefördert werden kann. Angesprochen sind auch die Kollegen, zumal die jüngeren, die erst zu schreiben begonnen haben. Für sie mag es anregend und nützlich sein zu erfahren, wie ein anderer es gemacht, mit welchen Schwierigkeiten er sich herumgeschlagen hat. Theorien sollen nicht entwickelt, Rezepte zur Herstellung von Büchern nicht aufgestellt werden. Und schon gar nicht erhebt der Autor eiteln Anspruch, er habe den einzig richtigen Weg gefunden. Die Wege zur Literatur sind so verschieden wie Leben, Erfahrungswelt, Herkunft und Charakter ihrer Schöpfer. Entsprechend verschieden werden die Werkstattberichte ausfallen. Hier ist nur einer von vielen.

Es war im Frühjahr 1938; seit fast einem Jahr saß ich in Einzelhaft im Untersuchungsgefängnis Moabit. Ich hatte einen Hocker an das unter der Decke angebrachte vergitterte Fenster gestellt und folgte mit dem Blick dem pfeilschnellen Flug der Schwalben, die auf Jagd nach Mücken über den Himmel hinschossen. Plötzlich hatte ich – wie gewiß Tausende vor mir in ähnlicher Lage – den ebenso sinnlosen wie schmerzhaft starken Wunsch, eine Schwalbe zu sein oder irgendein anderes Wesen, frei, unbehindert von Gittern, Schlössern, Mauern. Etwa, sinnierte ich weiter, während nun meine Aufmerksamkeit von den fröhlich schreienden Kindern gefesselt wurde, die ich von hier oben auf einem nahen Kinderspielfeld sehen und hören konnte, etwa irgendeines dieser Kinder ...

Das war die Geburtsstunde meiner Erzählung „Die Verwandlungen des

Doktor Brad“, die elf Jahre später unter gänzlich anderen Verhältnissen erscheinen sollte, nachdem sie mich als Manuskript jahrelang durch Zuchthäuser und Lager begleitet und weitere Jahre irgendwo in einer Kiste gelegen hatte.

Doch an eine schriftliche Fixierung meiner unsinnigen Wunschgedanken, gar an ihre Ausgestaltung zu einer Geschichte dachte ich in diesem Augenblick nicht im entferntesten. Übrigens war die Situation der literarischen Produktion weniger günstig als jenem fruchtlosen und ausweglosen Sinnieren und Grübeln, das jeder kennt, der allzu lange mit sich allein gewesen ist, und das häufiger zur gefährlichen Psychose als zur Literatur führt.

Der Gedanke an eine Aufzeichnung kam mir erst Tage und Nächte später, als die Wunschvorstellung von der Verwandlung in ein anderes Wesen anstatt zu verschwinden zur fixen Idee zu werden drohte. Freilich hatte ich auch jetzt noch nicht die Absicht, eine Geschichte zu schreiben, die, wenn überhaupt, erst in nicht zu berechnender langer Zeit würde erscheinen können. Ich verfolgte vielmehr, als ich nun meinen Zustand auf dem Papier zu schildern begann, nur ein einziges Ziel: mich von ihm zu befreien, indem ich ihn analysierte.

So ähnlich mochten Höhlenzeichner in der Vorzeit das Jagdglück beschworen haben, indem sie pfeildurchbohrte Tiere auf die Wände bannten. Und in der Tat ist, was ich damals in meiner Zelle tat, nicht das seltenste Motiv zur Schaffung von Literatur: Versuch der Selbstbefreiung. Den Faden weiterspinnend und mich mehr und mehr aus meiner persönlichen Situation lösend, begann ich darzustellen, wie irgendein Mensch, der nur noch Spuren des eigenen Ichs aufwies, sich nach einem tiefen und für unerträglich gehaltenen Schmerz in eine Schwalbe, einen Baum, eine Welle, ein junges Mädchen, einen Stern verwandelt ...

Ich objektivierte also beim Schreiben bis zu einem gewissen Grade die Gefühle, Empfindungen, Gedanken, Schmerzen, die ich selbst hatte, trat dem sich verwandelnden Menschen wie das gestaltende Subjekt einem gestalteten Objekt gegenüber. Damit aber begann nicht nur der Prozeß der Selbstbefreiung von einer fixen Idee, sondern zugleich der Vorgang, durch den sich die bloß ichbezogene impressionistische Schilderung in literarische Aussage verwandelt. Es ist eine Binsenweisheit, aber eine, die von jedem Schriftsteller immer wieder aufs neue entdeckt und angewandt werden muß, daß Literatur – im Gegensatz zum Schulaufsatz, den auch manche schriftstellernden Anfänger, die längst nicht mehr in die Schule gehen, noch schreiben und für Literatur halten – zur Voraussetzung die Objektivierung eigener Erlebnisse hat.

Aber als ich das Objekt meiner Schilderung – ich wählte, um die Gestalt

möglichst weit von meiner Person und meiner Situation zu distanzieren, einen im alten Rußland lebenden Waisenhausarzt namens Brad – bis zu seiner Verwandlung in einen Fixstern begleitet hatte, hörte ich plötzlich zu schreiben auf, obwohl mir die Sache Spaß machte und insofern ihren Zweck erfüllte, als ich mich aus meiner sinnlosen Wunschgrübeleie befreit hatte. Ich überlas das bisher Geschriebene noch einmal und kam zu dem Urteil, daß es sich hier bestenfalls um eine literarische Übung, meinetwegen um eine artistische Leistung handelte, daß ihr aber zur Erzählung, die ja nicht für mich, sondern für die Leser gedacht war, etwas Wesentliches, *das* Wesentliche fehlte: der Sinn, das Ziel, die Lösung, die Moral, die Schlußfolgerung, die der Autor aus seiner Schilderung zieht und die zu ziehen er seinen Leser auffordert. Es mochte kunstreich und überzeugend geschildert sein, wie ein Mensch sich in eine Welle, eine Schwalbe oder in was immer verwandelt und was er dabei empfindet – was aber hatte das alles für einen Sinn?

Ich war schon seit vielen Jahren Marxist und hatte zum mindesten einigermaßen klare Vorstellungen von den Aufgaben der Literatur in der Gesellschaft. Aber was war nun geschehen? Als Schriftsteller hatte ich genau das gemacht, was ich als politischer Mensch verwarf: *l'art pour l'art*, zweckfreie und absichtslose Kunst um ihrer selbst willen. Ich machte die Erfahrung, die wohl den wenigsten Schriftstellern und Künstlern erspart bleibt: ich entdeckte, daß richtige theoretische Erkenntnis noch keine Garantie für richtiges praktisches Handeln ist, sondern höchstens eine notwendige Voraussetzung dafür. Ich stand jetzt nicht mehr vor dem Problem der Überwindung meiner Haftpsychose, sondern vor einem literarischen Problem. Aber dies war wiederum nur zu lösen, wenn ich über meinen eigenen Zustand Klarheit gewonnen, die Psychose erklärt, entlarvt und damit wirklich überwunden hatte. Ich konnte also für die von mir erfundene Gestalt des Waisenhausarztes Brad und für die Geschichte, in deren Mittelpunkt er stand, keine Lösung und damit für den Leser keine Schlußfolgerung finden, wenn ich nicht für meine Person und für meine besondere Lage eine gefunden hatte. Ich machte eine weitere für den Schriftsteller wichtige Erfahrung, entdeckte eine weitere alte Binsenweisheit neu: daß man nicht glaubhaft und mit Nutzen für andere literarisch gestalten kann, was man nicht selbst erlebt und erlitten hat, im wörtlichen und übertragenen Sinne.

Weiterschreiben konnte ich erst, als ich meinen eigenen Wunschtraum von der Verwandlung in ein anderes Wesen als das entlarvt hatte, was er in der Tat war, als einen Fluchtversuch aus meiner Lage, einen Rückfall in einen überwunden geglaubten Geisteszustand, in dem man sich aus der Realität in die Metaphysik zu retten versucht und notwendigerweise ent-



weder zugrunde gehen oder, sich aus seinen Wunschträumen befreiend, erkennen muß, daß man sich vor der Auseinandersetzung mit den gegebenen realen Umständen nicht drücken kann. Die Lösung, die Moral der zu schreibenden Geschichte war also in der Analyse des eigenen Zustandes implicite schon enthalten. Die Schlußfolgerung, das Ziel der Erzählung konnte nur sein: Keiner kann sich selbst retten und seine Lage meistern, wenn er sich und seiner Umwelt zu entfliehen versucht. Damit war das Gerüst gegeben, der Punkt gefunden, an dem die Geschichte aufgehängt werden konnte nicht nur, sondern mußte. Nun erst war das persönliche Erlebnis objektiviert und überwunden, und das Unternehmen war gerechtfertigt, weil die persönlich erlebten und erlittenen Erfahrungen zu einer allgemeingültigen Erfahrung erweitert wurden.

Nun waren alle Schwierigkeiten behoben – bis auf eine, mit der sich der Schriftsteller häufig herumschlagen muß, wenn er eine richtige und nützliche Erkenntnis literarisch umsetzen will: Die Moral, die Erkenntnis durfte dem Leser auf keinen Fall wie ein Lehrsatz und mit aufdringlich erhobenem Zeigefinger mitgeteilt werden; sie mußte vielmehr aus der Handlung wie der Kern aus der Frucht vom Leser selbst herausgelöst und entdeckt werden. Jedes kommentierende Hervortreten des Autors wäre hier – wie überall – vom Übel gewesen. So verzichtete ich – nicht ohne Überwindung einer Versuchung – auf jeden Kommentar.

Heute, zwölf Jahre nach dem Erscheinen der Geschichte und somit nicht nur nach zahlreichen Rezensionen, sondern noch zahlreicheren mündlichen Urteilen, muß ich freilich bekennen, daß die Moral und der Sinn nicht von allen Lesern verstanden worden ist. Ich begegnete solchen, die hilflos die Achseln zuckten, und auch solchen, die mehr oder weniger weit am Ziel vorbeischossen bei einem Versuch, die Moral zu finden. Wieweit dies an der mangelnden Fähigkeit des Autors, wieweit am mangelnden Aufnahmevermögen mancher Leser liegt, kann und will ich nicht entscheiden. Man geht auf „Nummer sicher“ und den Weg des geringsten Widerstandes als Schriftsteller, wenn man seine eigene Absicht im literarischen Werk selbst für jeden deutlich kundgibt. Aber der richtige Weg ist dies gewiß nicht. Jedes Kunstwerk, das Anspruch auf diese Bezeichnung erhebt, verlangt die Mitarbeit des Lesers und sollte deshalb nicht alles verraten. In dieser Mitarbeit beruht nicht nur der Reiz der Lektüre, sie ist auch Vorbedingung für tiefere Wirkung. Es ist mit dem Lesen nicht anders als mit dem Sammeln von Erfahrungen auf anderen Gebieten: dauerhaften Eindruck hinterläßt nur, was man *aktiv* miterlebt hat.

Die hier wiedergegebene Entstehungsgeschichte der Erzählung „Die Verwandlungen des Doktor Brad“ scheint mir zu beweisen, daß – entgegen

manchen verbreiteten anderen Vorstellungen – der Autor sich durchaus nicht immer schon zu Beginn klar ist und sein muß, welches Thema er gestalten, was er mit seinem Werk beweisen will. Sehr wohl kann der *Ausgangspunkt* – wie in dem geschilderten Fall – ein sehr persönliches und sogar für die Allgemeinheit belangloses Erlebnis sein. Es kommt nur darauf an, von diesem Ausgangspunkt aus zu einem Thema vorzudringen, das nicht nur das eigene Ich angeht.

Die Methode, vom zufälligen subjektiven Erleben her ein literarisches Werk zu konzipieren, scheint mir jedenfalls ebenso legitim wie die, ein bestimmtes Thema, das man gestalten will, zum Ausgangspunkt zu nehmen. Beide Methoden haben ihre Vorzüge und ihre Gefahren. Der große Vorzug der ersten Methode ist es, daß der Autor mit leidenschaftlicher persönlicher Anteilnahme an seine Sache herangeht, weil es ja *sein* Anliegen ist, das er zu behandeln unternimmt, weil er an der eigenen Person erlebt und erlitten hat, was er gestalten will. Dies kommt ohne Zweifel dem Werk zugute, verleiht ihm Lebendigkeit und Überzeugungskraft, die theoretische Einsicht allein kaum zu geben vermag. Von der Gefahr sprach ich schon: sie besteht in der Hauptsache darin, daß dem Autor die Lösung vom subjektiven Erlebnis, die literarische und gesellschaftliche Verallgemeinerung nicht gelingt. Der beträchtliche Vorzug der zweiten Methode ist es, daß der Schriftsteller von vornherein ein festes thematisches Gerüst hat, was ihn davor bewahrt, sich bei Nebensächlichem, Belanglosem aufzuhalten. Freilich lassen nicht wenige Beispiele gerade unserer sozialistischen Literatur auch die Gefahren dieser Methode erkennen: Fehlen persönliches Erleben und eigene Erfahrungen, so präsentiert sich das literarische Werk häufig nur als ein Knochengerüst ohne Fleisch.

Ohne verallgemeinern zu wollen, glaube ich, daß die erste Methode meist bei solchen Schriftstellern zu finden ist, die zu schreiben beginnen, sich gleichsam in einem naiven Stadium ihrer Beziehungen zur Umwelt befinden. Unter diesem Aspekt sehe ich es nicht als einen Zufall an, daß – im Gegensatz zu den meisten späteren Arbeiten – auch am Beginn meiner zweiten Veröffentlichung, der Erzählung „Die Hirtenflöte“, nicht die Idee, das thematische Leitmotiv stand, sondern wiederum eine Impression.

Im Sommer 1943 verbrachte ich als Soldat beim sogenannten „Bewährungsbataillon“ 999 einige Zeit in einer kleinen Ortschaft in der Nähe des Olymp in Griechenland. Mich fesselte die mir bis dahin unbekannte Landschaft in ihrer sommerlichen Kargheit, mit ihren ausgetrockneten Bächen, ihren Schluchten, mit den weißgekalkten Hütten, den Olivenbäumen, Ziegenherden und mit den steil aufragenden Bergen, deren berühmte Namen Erinnerungen an längst vergangene Gymnasiastenzeiten weckten. Ich ver-

suchte das Landschaftserlebnis aufzuzeichnen, indem ich – wiederum ohne an eine Erzählung und an eine Handlung zu denken – einfach möglichst genau diese Landschaft schilderte.

Es ging mir mit dieser absichtsfreien, nur für mich selbst bestimmten Darstellung ähnlich wie damals in der Zelle mit der Schilderung meines seelischen Zustandes: ihr subjektiver, beziehungsloser Charakter befriedigte mich nicht, weil er nicht meinen Vorstellungen von literarischer Äußerung entsprach. Das von mir entworfene Bild der griechischen Landschaft am Olymp war nicht nur kahl, weil es kaum Bäume und Gras und fast nur Felsen und Geröll in ihm gab, sondern weil die Menschen fehlten. Aber es waren Menschen um mich. Was für Menschen waren das? Deutsche Landser, die als Eindringlinge in ein friedliches Land gekommen waren und hier nichts verloren hatten. Ich empfand plötzlich stärker als die Landschaft selbst den Kontrast zwischen ihrer Friedlichkeit und den bewaffneten Invasoren. Im Augenblick dieser Empfindung wurde die spätere Erzählung geboren, das heißt, meine Stilübung bekam einen Sinn, verband sich mit einer ganz bestimmten Absicht: Ich wollte einen Menschen zeigen, der, gleich mir, diesen Widerspruch zwischen Frieden und Krieg empfand und ihn in sich zu lösen versucht.

Was lag nun näher als daß ich mich selbst, den fünfunddreißigjährigen „Bewährungssoldaten“, ehemaligen Zuchthausgefangenen und Kommunisten, zum Modell dieses Menschen nahm? Was lag näher, als die Erzählung eines überzeugten Antifaschisten zu schreiben, der zu den griechischen Partisanen geht und das Gewehr umdreht? Aber würde eine solche Geschichte von den vorgestellten, keineswegs antifaschistischen Lesern als typisch empfunden werden, würde sie vor allem imstande sein, jene das Bewußtsein wandelnde Wirkung auf sie auszuüben, die ich beabsichtigte, sobald ich die Unfruchtbarkeit einer bloßen Landschaftsimpression erkannt hatte? Unter hunderttausend Soldaten der Nazi-Wehrmacht in Griechenland waren vielleicht hundert aktive Antifaschisten, die bereit waren, das Gewehr umzudrehen. Wohl aber gab es Zehntausende, die den Krieg satt hatten oder zumindest nur noch mit halbem Herzen bei der ungerechten Sache waren (1943!). Sie galt es anzusprechen, ihre widerspruchsvollen Empfindungen mußten ausgedrückt werden. Das konnte geschehen, wenn im Mittelpunkt der Erzählung einer stand, mit dem sich Zehntausende zu identifizieren vermochten. Eine solche Gestalt aber konnte schwerlich ein fünfunddreißigjähriger Kommunist sein; es mußte einer ihresgleichen von der jüngeren Generation sein, der, ohne Verbindung mit der Politik und aufgewachsen in der Hitler-Jugend, aber von Zweifeln heimgesucht und mit einem echten Gefühl für Recht und Unrecht ausgestattet, sich entschließt, das Gewehr wegzuworfen. Um eine solche Gestalt zu schildern, bedurfte es keiner Konstruktion: zu Hunderten

kannte ich solche Jungen – und ich war in der Vergangenheit selbst einer von ihnen gewesen.

So kristallisierte und entwickelte sich aus einer absichtsfreien Landschaftsschilderung eine Erzählung, die Geschichte eines Fahnenflüchtlings in den Bergen Griechenlands.

So klar nun Konzeption und Thema für mich als Autor geworden waren, so war doch erst die Hälfte der Arbeit getan. Es mußte ein starkes Erlebnis gefunden werden, das auf den vorgestellten Helden der Erzählung so einwirkt, daß er zu seinem schwerwiegenden Entschluß getrieben wird. Ich nahm – wozu ich wiederum nicht zu konstruieren brauchte – den Tod eines Kameraden als diesen Kristallisationspunkt der Wandlung und der Entscheidung zur Tat.

Sehr viel schwieriger war etwas anderes: Ich schilderte einen jungen Menschen, der einen großen Schritt auf dem Weg der Wandlung zu einem Gegner des faschistischen Eroberungskrieges getan hat, einen Schritt, mit dem sich Hunderttausende seinesgleichen identifizieren konnten. Aber ich, der ich über meinem Helden stand, wußte, daß es mit dem Wegwerfen des Gewehrs und mit der Flucht in die Berge nicht getan und daß dies nur der erste Schritt war, dem ein zweiter folgen mußte. Es wäre nun einfach und naheliegend gewesen, meinen Helden auch diesen zweiten Schritt zum aktiven Widerstand gegen die Nazis Seite an Seite mit den griechischen Partisanen tun zu lassen. Aber diese „Lösung“ des Problems war – entgegen manchem, was mir fünf Jahre später nach Erscheinen der Erzählung von einigen Kritikern und etlichen Lesern gesagt wurde – nicht möglich. Warum?

Ich machte während der Arbeit an der Erzählung eine Entdeckung, die, an sich keineswegs neu, eben genauso wie viele andere Entdeckungen von jedem Autor und bei der Schaffung fast jeden literarischen Werkes aufs neue gemacht werden muß: Der Schriftsteller hat zwar die Freiheit in der Wahl seiner Helden; hat er aber einmal so oder so gewählt, dann ist er gebunden und unterliegt der Eigengesetzlichkeit seiner Gestalten. Es mochte für meinen Helden und für den Leser, der sich mit seinem Schicksal beschäftigte und – im besten und erstrebten Fall – mit ihm identifizierte, begreiflich sein, wenn ein Zwanzigjähriger das Gewehr wegwirft und desertiert. Aber wie sollte dieser junge Mensch, der sich um Politik nie gekümmert hat und der keinem begegnet ist, der sich um sie kümmerte, wie sollte er zu der Erkenntnis kommen, daß man das Gewehr umdrehen muß? Das war ohne psychologischen Bruch und ohne Verstoß gegen alle Wahrscheinlichkeit einfach nicht glaubhaft zu machen.

Damit war zwar für mich als Autor klar, wie man es nicht machen durfte; aber der Lösung des Problems, wie ich dem Leser begreiflich machen konnte, daß der Held meiner Geschichte trotz subjektiv bester Absicht den falschen



Weg gegangen ist, war ich noch nicht nähergekommen. Also ließ ich meinen Helden auf seiner Flucht in die Hände einer Wehrmachtstreife geraten und ihn von einem Standgericht zum Tode verurteilen. Das entsprach nicht nur der Wirklichkeit, sondern zwang den Leser der Geschichte zu folgern, daß die Tat des Jungen bei aller subjektiven Ehrenhaftigkeit sinnlos war, sein Tod an den Zuständen nichts geändert hatte. Aber durfte der Leser mit solcher negativen Erkenntnis entlassen werden? Und konnte ich überhaupt erwarten, daß er aus der Geschichte die richtige Schlußfolgerung zog, jene, zu der ich ihn führen, ihn zwingen wollte? Ich zweifelte daran, ob man beide Fragen bejahen konnte. Und ich beschloß, dem Leser einen möglichst zarten, aber für den Aufmerksamen verständlichen Wink zu geben. Ich ließ den Helden meiner Geschichte am Richtpfahl kurz vor dem Tode denken: „Es war alles schlecht ausgegangen. Aber Wendt bedauerte keinen Augenblick, was er getan hatte; *er hatte nur in den letzten Stunden manchmal das Gefühl, daß man es anders, umfassender hätte tun müssen, nicht er allein, sondern viele, Hunderte, Tausende, und daß es dann vielleicht hätte anders enden können . . .*“ (Die Hervorhebung befindet sich nicht im Originaltext!) Mehr konnte und durfte ich nicht tun, wollte ich nicht, gegen die Gesetze literarischer Gestaltung verstoßend und den Leser verstimmend, den Zeigefinger lehrhaft erheben. Mehr konnte ich nicht tun, wollte ich nicht meiner Gestalt ein Maß an Erkenntnis der Zusammenhänge geben, die für sie nicht zumutbar war. Ob nicht selbst dieser Wink zu viel gewesen ist – darüber bin ich mir noch heute, achtzehn Jahre nach der Konzeption der Erzählung, nicht ganz im klaren.

Daß eine vom Autor erfundene – oder besser: gefundene – Gestalt sich gleichsam selbständig macht und organisch wächst wie ein in der Realität existierender Mensch, und daß sich eine solche literarische Gestalt auch entsprechend dem gewandelten Bewußtsein ihres Schöpfers verändern und ein anderes Wesen annehmen kann – diese längst bekannte Erfahrung machte ich während des Entwicklungsprozesses meines dritten Buches, des letzten, von dem ich hier sprechen will: des Romans: „Jeanne Peyrouton“.

Eine Vorform dieses Romans oder vielmehr der Frauengestalt, von der er handelt, existierte schon anderthalb Jahrzehnte vor seiner Niederschrift, eine kindliche Jeanne im wörtlichen biologischen Sinne: Ich hatte einmal eine Skizze geschrieben und veröffentlicht, die nichts anderes enthielt als die Schilderung der abendlichen Träume und morgendlichen Spiele eines Kindes, das, einsam und von seinen Eltern nicht verstanden, aus der Wirklichkeit in die Welt der Phantasie flüchtet. Das – literarische – Kind schien vergessen und keine Aussicht zu haben, zum Mädchen und zur Frau heranzuwachsen. Aber als ich viele Jahre später, zu einer Zeit, da ich genug er-

lebt und erfahren hatte, um zu wissen, daß der Schriftsteller eine andere und größere Aufgabe hat als die, Impressionen niederzuschreiben, als ich zu dieser Zeit zufällig auf die Kindergeschichte stieß, wurde das Produkt meiner Phantasie wieder so lebendig, daß es mich reizte, seinen Weg weiter zu verfolgen. Was, so fragte ich mich, konnte diese Jeanne für ein Mensch gewesen sein? Einige Antworten waren durch die kleine Erzählung selbst schon gegeben: sie war Französin in einer kleinen Provinzstadt, sie war das Kind einigermaßen begüterter bürgerlicher Eltern – und sie war einsam. Hier, bei diesem letzten Punkt, hakte ich ein, von hier aus entwickelte sich in logischer Folgerichtigkeit die ganze Gestalt. Warum war sie einsam? Diese Frage barg in sich die andere nach dem Milieu, nach Vater und Mutter. Es entstand vor meinen Augen das Bild eines streberischen, liebelosen und karrieresüchtigen Vaters und das einer hilflosen schwachen Mutter, die sich dem bourgeois Mann gegenüber nicht behaupten kann. Es entstand das Bild einer typischen Kleinbürgerfamilie ohne Ziele und Perspektiven zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, im Zeitalter der bürgerlichen Dekadenz also.

Damit war ich gleichsam festgelegt, war der Rahmen gesteckt, den ich „nur“ auszufüllen brauchte. In Wirklichkeit natürlich blieb die Hauptsache noch zu tun. Elternhaus und Situation in einer französischen Provinzstadt, tausendmal literarisch gestaltet und gewiß besser gestaltet, als ich es vermocht hätte, waren nur insofern interessant, als sie Gestalt und Wesen des Kindes und Mädchens Jeanne mitprägen halfen. War es überhaupt interessant und der schriftstellerischen Bemühungen wert, ein französisches Bürgermädchen, das im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts geboren ist, zu schildern, noch interessant und bemerkenswert nach den sozialen und politischen Umwälzungen zweier Weltkriege? Hier erhob sich wieder – wie in den Büchern vorher und wie in allem, was der Schriftsteller schreibt und schreiben wird – die entscheidende Frage nach Sinn, Zweck, Thema, Absicht. Die Antwort auf diese Frage und damit die Existenz des zu schreibenden Buches hing davon ab, welchen Weg dieses Bürgermädchen nehmen würde. Nun, ihr Weg, ihr Wesen und ihr Charakter waren festgelegt, noch ehe außer der schon vorliegenden Kindererzählung eine weitere Zeile aufs Papier gebracht war: diese Jeanne konnte nur und mußte in Opposition und Protest zur kleinbürgerlichen Enge aufwachsen und sich entwickeln; sie hatte also nur eine Daseinsberechtigung, wenn sie sich mit der absterbenden bürgerlichen Klasse auseinandersetzte, sich von ihr löste und den Weg zum Sozialismus fand.

Wie man sieht, hatte der erste Schritt – Einsamkeit eines Kindes aus bürgerlichem Haus – alle weiteren zur notwendigen Folge, war in der Knospe schon die Frucht verborgen. Die Romangestalt, einmal im Keim geschaffen,

hatte sich also ihres Schöpfers bemächtigt und ihre Eigengesetzlichkeit gewonnen. Das kann und darf freilich nicht in einem irgendwie metaphysischen Sinne aufgefaßt werden: Natürlich ist diese Unabhängigkeit der fiktiven Gestalt vom Autor nur *scheinbar*. In Wirklichkeit hängt die Figur des literarischen Werks vom Erkenntnisstand des Schöpfers ab und ist durch ihn bedingt.

Konkret: Jeanne konnte diesen Weg nur nehmen, weil ihn der Autor für richtig erkannt hatte und selbst gegangen war! Hier wird der untrennbare Zusammenhang von persönlichem Erleben und Einsicht in die gesellschaftlichen Zusammenhänge sichtbar. Die innere Anteilnahme, mit der ich den Weg zum Sozialismus zu schildern versuchte, die Kenntnis von diesem schwierigen Entwicklungsprozeß war nur möglich, weil ein beträchtliches Stück eigenes Schicksal, ein Stück Autobiographie mit in die Darstellung ihres Entwicklungsweges eingegangen war.

Man kann natürlich die Frage stellen – und Leser haben sie hundertfach an mich gerichtet –, ob es nicht nähergelegen hätte, den eigenen Lebensweg zu schildern anstatt den einer Frau, zudem noch den einer Französin, eines Menschen aus einem anderen Lande also. Ich will außer Betracht lassen, daß ich später – in dem Roman „Der Weg aus der Einsamkeit“ – mehr oder weniger stark den Weg der objektivierten Autobiographie beschritten habe, weil ja dieser Roman damals noch nicht geplant war. Tatsache ist, daß ich ganz bewußt meine eigenen Erfahrungen und Wandlungen objektivierte, indem ich eine Frau zur Heldin meines Buches machte. Ich tat dies nur zum kleineren Teil des Abstands wegen, der den Autor zwingt, Wesentliches nicht durch Beiläufiges aus dem eigenen Leben abzuschwächen und zu verwässern. In der Hauptsache geschah es, weil die Widersprüche der verfallenden bürgerlichen Gesellschaftsordnung für ein weibliches Wesen doppelt deutlich erkennbar waren, da die Frau in der bourgeoisen Gesellschaft sich nicht nur mit dem bürgerlichen Vorurteil allein, sondern dazu noch mit dem männlichen gegen das weibliche Geschlecht auseinanderzusetzen hat. Aus einem ähnlichen Grund wählte ich Frankreich als Schauplatz. (Daß ich dieses Land gut kannte, spielte nur eine nebensächliche Rolle, wenn diese Tatsache auch nicht ganz ohne Bedeutung war.) In Frankreich war nicht nur die bürgerliche Gesellschaftsordnung älter, sie war auch altersschwächer, besonders was die für mein Buch wichtige Stellung der Frau im Berufsleben und im Zusammenleben mit dem Manne betrifft.

Man möge an diesem Beispiel der Entstehungsgeschichte eines Romans zweierlei sehen, was nicht nur für den einen Autor speziell gilt, wovon ich schon weiter oben gesprochen habe, was ich aber noch einmal mit Nachdruck wiederholen möchte. Es ist Grundvoraussetzung für ein literarisches Werk,

gleich welchen Genres, daß die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen sich mit der Einsicht in die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu einer Einheit verbinden. Zum andern kann der Autor, hat sich seine Phantasie einmal einer Gestalt, eines Stoffes, eines Themas bemächtigt, nicht mehr frei schalten und walten, Handlungsort und Entwicklung beliebig wählen. Wie er selbst den Entwicklungsgesetzen unterliegt und durch sie geformt ist, so gehorchen ihnen auch seine Gestalten, sein ganzes Werk. Es gilt für die literarische Schöpfung das bekannte Faust- oder vielmehr Mephistowort: „Das erste steht euch frei, beim zweiten seid ihr Knecht.“ Nur freilich handelt es sich hier nicht um die Knechtschaft des Sklaven, sondern um die Einsicht in die Zusammenhänge und in die Aufgaben der Literatur als eines Instrumentes zur Verwandlung der Welt und des Menschen.



D A S H E R Z

1

Es schlug das Herz und hat gewacht,  
der Klasse Herz, in dunkler Zeit.  
Die Erde hat gebebt, gelacht,  
wir schritten aus der Dunkelheit –  
und uns gehört die Macht.

2

Dem Volke, was das Volk gewann!  
Vom Schlote unsre Fahne weht.  
Und nichts, was uns beirren kann;  
und wo der Puls, der rote, geht,  
da schreiten wir voran.

3

Im Kampf ist unser Herz entbrannt,  
und reicher schmückt das Leben sich;  
den Brüdern geben wir die Hand.  
Es wächst für alle morgendlich  
des Volkes Vaterland.

13. A U G U S T

1

Die Heimat rief, der Tag war da.  
Fest stehn wir, wo wir stehn.  
Der Erde und dem Himmel nah  
die Freiheitsfahnen wehn.  
Dem Volk, aus dem wir sind,  
das Herz. Dem Feind die Stirn.

Für alles Leben stehn wir hier.  
 Ins All geht unser Flug.  
 Den Mördern aber sagen wir:  
 Genug ist es, genug!  
     Dem Volk, aus dem wir sind,  
     das Herz. Dem Feind die Stirn.

Auf allen Wegen unser Lied.  
 Und unsre Fahnen wehn  
 im Wind, vor dem der Gifthauch flieht.  
 Die Heimat rief: wir stehn.  
     Dem Volk, aus dem wir sind,  
     das Herz. Dem Feind die Stirn.

## DRAMATISCHE FIGUR ODER SOZIALES MODELL?

Am Deutschen Nationaltheater in Weimar wurde vor einigen Monaten das Schauspiel „Der Tag ist nicht zu Ende“ von Manfred Richter uraufgeführt. Zwei Erstlingsstücke hatten in den vergangenen Jahren bereits auf den jungen Autor aufmerksam gemacht. „Kommando von links“ warf am Beispiel des Kieler Matrosenaufstands Grundfragen der Revolution und der Klassenbeziehungen auf. „Die Insel Gottes“ rückte an Hand einer Episode aus dem griechischen Widerstandskampf während des letzten Krieges das Verhältnis von individuellem Glück und nationalem Schicksal ins Licht.

Das Schauspiel „Der Tag ist nicht zu Ende“ wendet sich dem Leben in der Deutschen Demokratischen Republik zu. Es sucht ihm Seiten abzugewinnen, die von der Literatur bisher oft übersehen wurden oder die überhaupt erst das Ergebnis jüngster Entwicklungen sind. Jedenfalls geht es, und das ist ein rühmenswürdiger Vorzug, thematisch auf Entdeckungen aus. Schon durch sein Sujet tritt es einem manchmal auftauchenden Mißverständnis entgegen, der Meinung nämlich, nach dem Sieg sozialistischer Verhältnisse sei eigentlich nur noch die Sphäre der materiellen Produktion mit ihren Konflikten und Problemen darstellungswürdig, und dies eben bedeute die Erhebung der Arbeiterklasse zum Literaturgegenstand.

Das Mißverständnis ist übrigens nicht neu. Es hat in einer Anzahl von Fällen zur Einengung der gesellschaftlichen Reichweite nicht nur der dramatischen Literatur geführt, zu Monotonie in den Konfliktstellungen, zu Schmalbrüstigkeit der Fabeln. Nicht zuletzt hat es seinen Ursprung in einer Verkennung der nationalen Rolle und der nationalen Aufgaben, die einer sozialistischen deutschen Literatur zufallen.

Manfred Richter sucht diesmal die künstlichen Trennwände zu überwinden. Zentrale Figur seines Stückes ist eine Malerin, die aus ihrem bürgerlichen Milieu zur Arbeiterklasse findet. Ihre Kunst, aber ebenso ihr persönliches Leben erhält dabei neuen Sinn, neuen Inhalt, neuen Wert. Zugleich warten Konflikte auf sie. Die Menschen, mit denen sie bisher lebte, verstehen sie nicht. Ihr Mann, wohlhabender Wirkwarenfabrikant, geistig und weltanschaulich im Gestern lebend, empfindet es als Verrat, daß sie diesen Weg geht. Andererseits machen die Arbeiter der Brigade, an die

sie sich angeschlossen hat, es ihr nicht leicht. Auch hier gibt es Reibungen und Zusammenstöße. Fehler werden von allen Beteiligten begangen, Erfahrungen müssen gesammelt werden, manche recht schmerzlich, bevor man wirklich zueinander findet.

Ein schöner, an Möglichkeiten überreicher Stoff. Ein noch nicht für das Theater gewonnener Bereich unseres Lebens konnte ins Blickfeld gerückt, die Kraft der neuen gesellschaftlichen Verhältnisse an einem Wandlungsprozeß von besonderer, bisher nicht geläufiger Art ablesbar gemacht werden. Die ganze Tiefe und Wahrheit der Gedanken, die sich mit dem Namen Bitterfeld verbinden und die so sichtbar bei dem Stück Pate gestanden haben, konnte zutage treten, fern aller Vereinfachung, fern aller vulgarisierenden Entstellung.

Tatsächlich spürt man die fünfzehn Bilder hindurch immer wieder Ansätze dazu – leider aber nicht mehr als Ansätze, die bald zerfließen oder versanden. In Richters ersten beiden Stücken hatte eine überschaubare gedankliche Reichweite der echten Aussagekraft des Sujets entsprochen. In diesem neuen ist ein befremdlicher Mangel an dramaturgischer Zielstrebigkeit nur die äußere Erscheinungsform eines Mangels an gedanklicher Zielstrebigkeit. Einerseits ist die eigentliche Handlung dünn, sprunghaft und oft ungenügend motiviert, andererseits sollen ihr die verschiedensten, oft handlungsfremden Thesen und Erkenntnisse aufgepackt werden. Manche treffsichere Replik, manche durchaus nicht substanzlose Episode, mancher gut beobachtete Einzelzug kommen so um ihre Wirkung. Die Figuren können sich nicht entfalten, sie können kein Relief gewinnen, ihre Konflikte können nicht über den bloßen Wortstreit hinaus zu lebendigem Handeln führen.

Etwas jedoch findet sich in dem Stück, worüber ausführlicher zu sprechen ist, weil es – im Schnittpunkt von Ästhetik, Politik und Ideologie – grundsätzliche Fragen des literarischen Schaffens berührt und zu der oben erwähnten nationalen Rolle unserer Literatur zurückführt.

Ein Kernelement der Handlung besteht darin, daß die Malerin Gerda sich wandelt und geistig wächst, während ihr Mann in starren bürgerlichen Anschauungen befangen bleibt. Gerdas neue Lebens- und Denkweise trägt deshalb Konfliktstoffe in die Ehe, die sich bald nicht mehr umgehen und noch weniger aus dem Weg räumen lassen. Es braucht uns hier nicht zu beschäftigen, daß der Autor dafür allzu zahlreiche Motivierungen liefert und daß diese einander eher stören als stützen, weil gerade ihre Häufung verhindert, daß sie ausgeschöpft werden: eheliche Eifersucht, von der zudem nicht klar wird, ob sie begründet ist oder nicht; Auflehnung gegen eine wohldotierte, aber leere Puppenheim-Existenz, in die Fabrikbesitzer Schmitt seine Frau einschließen möchte; schließlich auch gegensätzliche



Auffassungen nicht nur über Kunst, sondern über das Leben und seinen Sinn, über Gesellschaft und Staat.

Der immer klareren, immer bewußteren Entwicklung Gerdas zu einem Menschen unserer Zeit steht jedenfalls deutlich eine immer hoffnungslosere Verhärtung und reaktionäre Blindheit ihres Mannes gegenüber. Im Grunde ist dies der einzige durchgehende und damit der tragende Konflikt des Stückes. So wie er angelegt und bis kurz vor dem Schluß durchgeführt ist, drängt er zwingend zum Bruch zwischen den Eheleuten. In einer ersten Fassung des Stückes hatte sich der Autor auch dafür entschieden: Gerda trennte sich von ihrem Mann.

Dieser Schluß stieß auf Widerspruch. Man hielt dem Autor entgegen, er stelle sich damit in einen Gegensatz zu dem Prinzip der politisch-moralischen Einheit der Bevölkerung unserer Republik. Das Scheitern von Schmitts Ehe könne so ausgelegt werden, als würden die Perspektiven des mittelständischen Bürgertums in unserem Staat geleugnet. Überspitzt gesprochen: Die Arbeiterklasse macht einem im Rahmen der Gesetze und des Plans arbeitenden Privatunternehmer nicht seine Frau abspenstig. Dramaturgisch gesprochen: Ehemann Schmitt darf, obwohl er sich das ganze Stück hindurch außer als verbohrtter Reaktionär auch als Zerstörer des eigenen häuslichen Glücks erwiesen hat, am Schluß keinesfalls vor den Scherben dieses Glücks stehen. Seine Frau muß zu ihm zurückkehren.

Das tut sie nun auch in der Fassung, die das Weimarer Nationaltheater zur Uraufführung annahm.

Man beruft sich, um solches Ausweichen vor der Logik des Konflikts theoretisch zu begründen, allen Ernstes auf die Erklärung des Vorsitzenden des Staatsrates: „Die Menschen haben eine unterschiedliche Vergangenheit, Herkunft und Lebenserfahrungen, ihre Gedanken sind folglich recht verschieden. Aber der Sozialismus spricht sie alle an.“

Der Sozialismus spricht alle an – nichts ist wahrer als dieser Satz. Er faßt den nationalen Auftrag der deutschen Arbeiterklasse in der gegenwärtigen Geschichtsperiode zusammen. Gerade deshalb soll man, meine ich, nichts anderes aus ihm herauslesen, als was er wirklich besagt. Der Sozialismus spricht alle an. Antworten denn aber auch alle, die so angesprochen werden? Wer nun, wie in Richters Stück der Fabrikant Schmitt, nicht antwortet oder ablehnend antwortet, wer sich außerhalb der Gesellschaft stellt, muß der nicht notwendigerweise über kurz oder lang scheitern? Und ist es nicht gerade im Namen der moralisch-politischen Einheit unserer Bevölkerung nötig, neben dem für unsere Gesellschaft typischen Hineinwachsen des einzelnen in die Gemeinschaft der sozialistischen Nation auch solches selbstverschuldetes Scheitern künstlerisch zu begründen und zu gestalten?

Wenn hier von Scheitern gesprochen wird, so ist dies sehr relativ zu verstehen. Auch der ursprüngliche, „harte“ Schluß des Richterschen Stückes ging ja mit Schmitt durchaus gelinde um. Eine Niederlage im persönlichen, privaten Lebensbereich eines Mannes wurde gezeigt, keineswegs der Untergang dieses Mannes, erst recht nicht der Untergang seiner Klasse. Nichts in diesem Schluß gestattete wirklich die Auslegung, Schmitts Niederlage müsse gewissermaßen als Niederlage aller in unserer Republik noch tätigen Privatunternehmer verstanden werden. Seine Frau verließ ihn, das ist richtig. Wo in aller Welt hätte denn die Staatsratserklärung irgendeinem Bürger, sei er Fabrikbesitzer oder Arbeiter, eine krisenfreie Ehe garantiert? Jene Niederlage im Privaten symbolisierte die Ausweglosigkeit von Schmitts Haltung im Gesellschaftlichen, auch das ist richtig. Durfte sie das nicht? Mehr: Sollte sie das nicht? Wo hätte die Staatsratserklärung irgend jemandem versprochen, daß seine Fehler, sei es im privaten oder im gesellschaftlichen Bereich, ohne Folgen bleiben?

Ein Bruch Gerdas mit ihrem Mann, so wird auch behauptet, entspräche nicht der optimistischen Grundhaltung, zu der unsere Epoche uns das Recht gibt. Ich meine, es verhält sich gerade umgekehrt. Gerade Gerdas Entschluß zum Bruch hätte den geschichtlich notwendigen Sieg des Neuen über das Alte widergespiegelt. Nicht Schmitt ist ja der Held des Stückes, sondern Gerda. Der Bruch brächte ihr Befreiung von dem in unserer Zeit und unter unseren Verhältnissen unzumutbaren Druck, den das Leben an der Seite Schmitts angesichts von dessen Unbelehrbarkeit ihr auferlegt. Und das nenne ich Optimismus.

Aber auch Schmitt würde keineswegs „geopfert“. Er erlitt eine starke, tiefreichende seelische Erschütterung, von der erwartet werden darf, daß sie ihn zu ernsthaftem Nachdenken über sich selbst bewegt und daß sie einen Wandel auslöst. Nicht nur ließe ein solcher Schluß ihm eine Perspektive, er gäbe ihm eigentlich überhaupt erst eine, wenn auch keine bequeme, billige. Es ist eben nicht immer alles bequem und billig zu haben. Schmitt empfinde eine Lehre, und die wäre verdient. Aber er bliebe rettbar. Mehr: Nach dem Weggang seiner Frau wäre er der Rettung näher als zuvor.

Es war selbstverständlich berechtigt und nötig, den Autor darauf hinzuweisen, daß er bei der Gestaltung einer Figur wie Schmitt die grundsätzliche Lösbarkeit von Widersprüchen auf dem Boden unserer Gesellschaft im Auge behalten mußte. Es war aber ein Fehler, ihn hierbei auf den äußerlich-mechanischen, unrealistischen und undialektischen Gedanken zu lenken, der Figur dürfe weder seelisch noch in ihrer bürgerlichen Existenz ein Haar gekrümmt werden. Unsere Literatur muß so demokratisch sein wie unsere Gesellschaft. Ein Wirkwarenfabrikant ist in ihr so wenig tabu wie ein Produktionsarbeiter. Die Konflikte der einen wie der

anderen gilt es vielmehr in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen und in Übereinstimmung mit der geschichtlichen Grundtendenz unserer Zeit, die allen Raum bietet, zu lösen.

Das kann niemals bedeuten, daß Gegensätze, wie sie in unserer Übergangsperiode zweifellos noch wirksam bleiben, verwischt oder daß die zuweilen noch notwendige Härte des Kampfes gegen das Alte verniedlicht wird. Den wirklichen Schwächen des Richterschen Stückes, die auf die Anlage der Figuren und Konflikte zurückgehen, war durch „Abbiegen“ des Schlusses ins „Optimistische“ überhaupt nicht beizukommen. Schmitts „Rettung“ in der späteren Fassung ist deshalb ebensowenig beweiskräftig für die Perspektiven seiner Klasse oder Schicht, wie sein „Untergang“ in der ursprünglichen es gewesen wäre. In beiden Varianten ist der Schluß nichts anderes als ein Trugschluß. Die gesellschaftliche Wahrheit, auf die das Stück zielt, ist in so oberflächlicher Art nicht erfaßbar, nicht gestaltbar. Das hätten die Berater des jungen Dramatikers ihm sagen müssen, statt ihm mit einer notdürftig geflickten Ehe ein dramaturgisches Kuckucksei ins Nest zu schieben.

Es wäre verhängnisvoll, wenn das hier gegebene Beispiel Schule machte. In der Nebenhandlung des Fernsehspiels „Die unbekannte Größe“ von Walter Baumert (das seiner Hauptaussage wegen mit Recht lobend hervorgehoben worden ist) wird eine solche Gefahr erkennbar. Auch dort wird eine zerrüttete und inhaltlos gewordene Ehe im letzten Augenblick, kurz vor dem Abblenden, durch eine plötzliche dramaturgische Wendung wieder gekittet, weil angeblich der Mann, ein haltloser, demoralisierter Karrierist, republikflüchtig und auf kriminelle Abwege geraten, die Hilfe seiner Frau braucht, um sich zu fangen.

Kündigt sich hier ein neuer Schematismus an? Zur Belebung vergangener Konfliktlosigkeitstheorien wäre es dann nur noch ein Schritt. Die dramatische Figur wäre nur noch eine Art Funktionsmodell ihrer Klasse, ihrer sozialen Schicht, und hätte deren Kollektivschicksal zu illustrieren. Wir wären wieder bei dem, was man „Vertreterliteratur“ genannt hat. Wer wollte behaupten, dies sei ein erstrebenswertes Ziel?

## BRIEF EINES DICHTERS AN EINEN ANDEREN

*Heinrich von Kleist – innerlich unstet und zerrissen, von der Verständnislosigkeit der Zeitgenossen für seine ehrgeizigen poetischen Pläne bitter enttäuscht und an der nationalen Perspektive Deutschlands verzweifelt – setzte seinem Leben vor 150 Jahren, am 21. November 1811, ein Ende.*

Mein teurer Freund!

Jüngsthin, als ich Dich bei der Lektüre meiner Gedichte fand, verbreitetest Du Dich, mit außerordentlicher Beredsamkeit, über die Form und, unter beifälligen Rückblicken, über die Schule, nach der ich mich, wie Du vorauszusetzen beliebst, gebildet habe; rühmtest Du mir auf eine Art, die mich zu beschämen geschickt war, bald die Zweckmäßigkeit des dabei zum Grunde liegenden Metrums, bald den Rhythmus, bald den Reiz des Wohlklangs und bald die Reinheit und Richtigkeit des Ausdrucks und der Sprache überhaupt. Erlaube mir, Dir zu sagen, daß Dein Gemüt hier auf Vorzügen verweilt, die ihren größten Wert dadurch bewiesen haben würden, daß Du sie gar nicht bemerkt hättest. Wenn ich beim Dichten in meinen Busen fassen, meinen Gedanken ergreifen und mit Händen, ohne weitere Zutat, in den Deinigen legen könnte: so wäre, die Wahrheit zu gestehn, die ganze innere Forderung meiner Seele erfüllt. Und auch Dir, Freund, dünkt mich, bliebe nichts zu wünschen übrig: dem Durstigen kommt es, als solchem, auf die Schale nicht an, sondern die Früchte, die man ihm darin bringt. Nur weil der Gedanke, um zu erscheinen, wie jene flüchtigen, undarstellbaren, chemischen Stoffe, mit etwas Größerem, Körperlichen, verbunden sein muß: nur darum bediene ich mich, wenn ich mich Dir mitteilen will, und nur darum bedarfst Du, um mich zu verstehen, der Rede. Sprache, Rhythmus, Wohlklang usw., so reizend diese Dinge auch, insofern sie den Geist einhüllen, sein mögen, so sind sie doch an und für sich, aus diesem höheren Gesichtspunkt betrachtet, nichts als ein wahrer, obschon natürlicher und notwendiger Übelstand; und die Kunst kann, in bezug auf sie, auf nichts gehen, als sie möglichst *verschwinden* zu machen. Ich bemühe mich aus meinen besten Kräften, dem Ausdruck Klarheit, dem Versbau Bedeutung, dem Klang der Worte Anmut und Leben zu geben: aber bloß, damit diese Dinge gar nicht, vielmehr einzig und allein der Gedanke, den sie einschließen, erscheine. Denn das ist die Eigenschaft aller echten Form, daß der Geist augenblicklich und unmittelbar daraus hervortritt, während die mangelhafte ihn, wie ein schlechter



Spiegel, gebunden hält und uns an nichts erinnert, als an sich selbst. Wenn Du mir daher, in dem Moment der ersten Empfängnis, die Form meiner kleinen, anspruchslosen Dichterwerke lobst: so erweckst Du in mir, auf natürlichem Wege, die Besorgnis, daß darin ganz falsche rhythmische und prosodische Reize enthalten sind und daß Dein Gemüt, durch den Wortklang oder den Versbau, ganz und gar von dem, worauf es mir eigentlich ankam, abgezogen worden ist. Denn warum solltest Du sonst dem Geist, den ich in die Schranken zu rufen bemüht war, nicht Rede stehen und grade wie im Gespräch, ohne auf das Kleid meines Gedankens zu achten, ihm selbst, mit Deinem Geiste, entgegentreten? Aber diese Unempfindlichkeit gegen das Wesen und den Kern der Poesie, bei der bis zur Krankheit ausgebildeten Reizbarkeit für das Zufällige und die Form, klebt Deinem Gemüt überhaupt, meine ich, von der Schule an, aus welcher Du stammst; ohne Zweifel gegen die Absicht dieser Schule, welche selbst geistreicher war als irgendeine, die je unter uns auftrat, obschon nicht ganz, bei dem paradoxen Mutwillen ihrer Lehrart, ohne ihre Schuld. Auch bei der Lektüre von ganz andern Dichterwerken als der meinigen bemerke ich, daß Dein Auge (um es Dir mit einem Sprichwort zu sagen) den Wald vor seinen Bäumen nicht sieht. Wie nichtig oft, wenn wir den Shakespeare zur Hand nehmen, sind die Interessen, auf welchen Du mit Deinem Gefühl verweilst, in Vergleich mit den großen, erhabenen, weltbürgerlichen, die vielleicht nach der Absicht dieses herrlichen Dichters in Deinem Herzen anklingen sollten! Was kümmert mich, auf den Schlachtfeldern von Agincourt, der Witz der Wortspiele, die darauf gewechselt werden; und wenn Ophelia von Hamlet sagt: „Welch ein edler Geist ward hier zerstört!“ – oder Macduf vom Macbeth: „Er hat keine Kinder!“ – Was liegt an Jamben, Reimen, Assonanzen und dergleichen Vorzügen, für welche Dein Ohr stets, als gäbe es gar keine anderen, gespitzt ist? –

Lebe wohl!

GEDICHTE

Die dunklen Bäume starrten himmelwärts;  
ihr Schlaf hing schwer an meiner Tage Rand.  
Zuweilen gegen Abend stand  
ihr Astwerk schwarz auf meinem roten Schmerz.

Nur einmal schwangs wie sanfter Ruderschlag  
durch diese Stille hin sich stet und weich:  
Du triebst mir zu, ein Boot auf einem Teich  
an einem julischwülen Nachmittag.

Deine Hand flüstert  
an meiner Schläfe wunderbar,  
ihr seidenes Streicheln knistert  
leise durch mein Haar.

Meine Augen, die so spröde  
waren und hart,  
daß die Nacht an ihnen zerbrach,  
sind nun von Träumen weich und wach;  
und wie Lerchenschwingen zart  
sinkt in sie die Morgenröte.

Dein Blick, von blassen  
Schatten zärtlich aufgehellt, betrat  
längst meines Lächelns schmalen  
bitteren Grat.

Du bist wie ein Blatt,  
das rasch vorübertreibt,  
das nur bei mir bleibt,  
weil der Wind es vergessen hat.

Vergessen wohl aus Versehn. . .  
So schenkst du mir flüchtiges Leid.  
So wirst du vorüberwehn  
nach kurzer Zeit.

Weil die Unrast in dir ist,  
die nirgend ruht,  
bin ich dir dennoch gut,  
solange du bei mir bist.

Des Mondes Bernsteinlächeln sinnt  
der Bucht ins Flimmerkleid.  
Auf ihrer blassen Stirn gerinnt  
im Schlaf die Zeit.

Die Nacht sinkt wie ein Schiff, zermürbt  
von totem Licht der Bug,  
um dessen steiles Dunkel wirbt  
Traums Vogelflug.

Und sanft und klagend geht der Wind  
durch den harten Opal  
deiner Augen, die reglos sind,  
von Trauer schmal.

Wie sich das Meer am weiten Strand  
stet und schlaftrunken stößt,  
sinkt deine Hand gelöst  
von meiner Hand.

In unserm Übermut hatten  
rings das Gras wir zerknickt,  
als in nächtlichem Schatten  
wir einander beglückt.

Rasch hab ich ein Lied gedichtet,  
das den ersten Schmerz mir nahm:

als ich heute wiederkam,  
stand das Gras schon aufgerichtet.

Daß du mich besessen,  
weiß nur jener Strauch.  
Er wird es vergessen,  
und ich wohl auch.

An deinen Augen starb  
mein Lächeln einst.  
In deiner Hand verdarb,  
was du beweinst.

Nun bin ich ohne Klang  
und ohne Licht.  
Bin wie ein lang  
vergessenes Gedicht . . .

Das Fischgrau des Himmels zerschnitten  
von steiffingrigem Astwerk,  
gemustert von steigenden Drähten;  
Rauch, der blau in braune Erde sinkt.  
Wälder, blaß wie der Rauch  
und kaum so wirklich wie er.  
Unter den Händen, an die Scheiben gestützt  
mit kühlhäutigen Kuppen,  
laufen die Felder weg  
wie ein gestreicheltes Tier,  
und wie Zeit  
verrinnen die Straßen.



Gerhard Wolf

## Politische und ästhetische Maximen

Stephan Hermlin: „Begegnungen“, Aufbau-Verlag, Berlin 1960

„Die Kunst stürzt falsche Größe,  
entlarvt die Phrase,  
stellt echte Ordnung her.“

Dichterische Publizistik ist ein Stiefkind unserer Literatur. Der Romanleser nimmt sie nicht zur Kenntnis, kaum das literarische Publikum. Jede Erzählung mittleren Gewichts erfährt Würdigungen, man entfacht Diskussionen, wenn der gedankliche Gehalt des Geschichtchens schon überholt ist, von der künstlerischen Kompetenz gar nicht zu reden.

Hermlins „Begegnungen“ sind von 1954 bis 1959 entstanden, also im Verlauf von fünf Jahren. An diesen Tagebuchaufzeichnungen, Skizzen, Reportagen, Reden, Aufsätzen und Essays ist gearbeitet worden, der Gedanke war um den exakten Ausdruck bemüht, und so bricht sich in ihnen die Problematik einer Persönlichkeit. Ein Dichter spricht und verleugnet bis ins Argument seiner Kommentare nicht seinen dichterischen Gestus. Da steht nichts zufällig, Erlebnisse und Eindrücke sind durch ihn hindurchgegangen, und er gibt ihnen seinen Aspekt mit auf den Weg.

Erfahren die Reden Ehrenburgs ihre Brillanz aus einer reichen schriftstellerischen Praxis, so stehen Hermlins „Begegnungen“ in Kontakt zu seinen Gedichten, sind politische und ästhetische Ergänzungen und Reflexionen dazu. Sie sollten deutlich machen, wo der Dichtung des Autors natürliche Grenzen gesetzt sind, besser, wo man in prosaischer Diktion zu sagen hat, was nicht der Dichtung ist. Doch davon wird noch zu reden sein.

Fast alle diese Aufzeichnungen gehen von Tagesereignissen aus; die Tagebuchnotiz hält sie punktuell fest, Aufsatz und

Rede erweitern den Umkreis und stellen Verbindungen her; und was bei den einstmals verstreuten Veröffentlichungen Aufmerksamkeit forderte, offenbart nun seine tiefere Kontinuität.

Das Tagebuch hält fest, daß der Arbeiter Minzenbach in Königswinter aus einem Betrieb entlassen wurde, weil er die Rußlandheimkehrer in Friedland Kriegsverbrecher nannte – da muß ein Schwindler unter dem Namen Forestier als Lyriker Erfolg haben. In Bonn amtiert ein Herr Bräutigam, und der jüdischen Frau M. boykottiert man das Geschäft – da muß Herr von Brentano seine „Nancen“ zu Brecht vom Stapel lassen, es kann gar nicht anders sein (diese beißende Satire Hermlins mit dem Schluß: „Weitermachen!“ darf man zu den klassischen Stücken politischer deutscher Publizistik zählen).

In seiner Rede in Buchenwald anläßlich einer PEN-Club-Tagung resümiert der Sprecher: „Man sehe uns doch nach, daß wir hier sind. Die Zeiten sind danach, und wir sind, als Deutsche und überdies als solche, die sich Sorgen machen um ihr Land, in Weimar versammelt, wo man an Buchenwald nicht vorbeisehen kann. Hier stehen wir, weil wir allerdings nicht anders können.“

Solcher Natur sind die Zusammenhänge zwischen den Stücken des Bandes. Politik und Ästhetik werden aufeinander bezogen, die deutsche Alternative wird sichtbar, nicht nur in der politischen These, sondern am Sachverhalt der gesellschaftlichen Wirklichkeit, am lebendigen Objekt. Die Ereignisse erregen, weil sie im Zentrum unseres Lebens stehen. Erregen nicht nur durch ihren Tatbestand, sondern

vor allem auch durch die Art, wie ihr Beobachter sie sieht.

Das Wesen der politischen Publizistik Hermlins ist Polemik. Die Hiebe sind tödlich. Sie kommen nicht aus dem Hinterhalt, werden ganz offen geführt, von der Wahrheit der Fakten her. Da braucht sich der Fechter nichts zu vergeben, weil er weiß, daß er die bessere Waffe hält. Er täuscht auch keinen Scheinkampf vor, in dem die Stärke der Worte ihre Stichhaltigkeit ersetzen muß; so geht er nie auf das Niveau des Gegners hinunter. Er beherrscht ihn souverän und unerbittlich.

An die Adresse des „Tag“, Berlin: „Natürlich debattiere ich mit Ihregleichen nicht über Stalin. Von Stalin ist gesprochen worden, von Stalin wird weiter gesprochen werden. Von seinen Irrtümern. Von seiner Größe ... Darüber wird gesprochen werden. Nur nicht mit Ihnen ... Sie sind ein Organ des Schmeißer-Adenauer. Wie der Herr, so's Gescherr. Oder: wie die erste Seite, so auch der (pardon!) Kulturteil ...“

Zu Herrn Gerstenmaiers Dementi in Sache Faschismus in der Bundesrepublik: „Und so wird es gemacht. Wenn die Welt über den westdeutschen Faschismus in Unruhe gerät, dann gibt es ein starkes Wörtchen, einmal hier, einmal da, eine Treuegabe statt der großen Beihilfe, eine gekürzte Pension, eine Untersuchung des Falles, die sich über Monate hinschleppt, und eine ständig beschleunigte Ausrüstung der Mörder hinter dem Rauchvorhang von sich langsam, aber sicher verbrauchenden Demokratismen. Und so will man wieder einmal davonkommen.“

Aber ihr irrt euch. Ihr kommt uns nicht davon.“

Woher kommt die Kraft dieser Polemik, ihre überlegene Haltung, ihre unbedingte Treffsicherheit? Dazu ist etwas weiter auszuholen.

Das Tagebuch begnügt sich nicht mit aktuellen Vorgängen. Gegenwart wird erläutert durch Vergangenheit. Genau auf den Tag, als die Regierung der Bundesrepublik den Plan für eine atomwaffen-

freie Zone verwirft, blickt der Chronist fünfzehn Jahre zurück: Limoges, 2. Februar 1943 – Die Nachricht, daß Stalingrad kapituliert hat, kommt in die französische Widerstandsgruppe, in der Hermlin sich befindet. Nur Triumph über die Niederlage der Faschisten, die man auf den Tod bekämpft?

„... die ganze Zeit sah ich etwas anderes vor mir: die dort starben ... junge Leute, die meine Sprache redeten, vielleicht waren ehemalige Klassenkameraden und Freunde unter ihnen, sie, erst dumm, dann schuldig gemacht, ehe sie selber zu Opfern wurden ...“

„Leiden an Deutschland“ (Th. Mann) – das Wort fällt in einem anderen, in einem gleichen Zusammenhang. Im Dezember 42 schrieb der Dichter Hermlin:

„Nun ihr verfallen seid den Rächer-  
Städten,  
Verröchelnd dort in Schutt, Beton und  
Draht,  
Gemartert auf des Alptrucks roten  
Betten –  
Im Staub der Dämmerung bin ich euch  
genah:  
Ich habe euch geschreckt. Nun will ich  
sprechen.  
Ihr schaut mich nackt. Seht rinnen  
diese Flut  
Von Tränen unversiegar! In den  
Bächen  
Der Sonne läutert herrlich unser Blut

In unsagbarer Landschaft sich!  
Genossen,  
Noch seid ihr Brüder mir! Noch ist  
ein Weg  
Aus Tod und Schande strahlend uns  
erschlossen ...“

Eine Reminiszenz zu Brechts „Brüder, wenn ich bei euch wäre ...“, zu Bechers „Ich sah sie liegen ...“ ist unnötig. Hier spricht deutsche Dichtung aus einem Geist. Und Hermlins „Manifest an die Bestürmer der Stadt Stalingrad“ endet folgerichtig mit einer Zuversicht:

„Wir warten! O ihr meine Brüder weit!  
Aus Liebe, aus Verzweiflung wächst  
verzehrend  
Die rote Sehnsucht: die Entschlossen-  
heit.“

Das Tagebuch heute: „Diesmal werden  
die Deutschen, bei Strafe des Untergangs,  
vorher klüger sein müssen . . .“

Und in anderem, in einem gleichen Zu-  
sammenhang: „Und auch darum: die  
Volksarmee der Deutschen Demokrati-  
schen Republik.“

Hinter politischem Bekenntnis von heute  
steht die Erfahrung von gestern, und so  
arbeitet der Reporter, der über die Flie-  
ger dieser Volksarmee schreibt, ganz fol-  
gerichtig, wenn er an entsprechenden  
Stellen zurückblendet auf die deutschen  
Bomber über Frankreich: „Wir waren gar  
nicht von der gleichen Welt. Ihr Unglück-  
lichen, dachte ich, ist es denn wahr, daß  
ihr vertilgt werden müßt, damit die Welt  
leben kann . . .“

Sicher ist der kalte Haß gegen den  
Faschismus eine Quelle dieser polemi-  
schen Kraft, aber um welchen Preis er-  
kämpft? Doch um den, daß ein Dichter  
sein „Aus tiefster Not schrei ich zu Dir“  
litt und täglich durchmachte. Der Anti-  
faschismus in Hermlins Werk ist keine  
persönliche Sache, weder die seiner Her-  
kunft – schließlich sollten er und seine  
Angehörigen in Auschwitz enden, wenn  
sie der „deutsche Tod“ Eichmann bekom-  
men hätte – noch die eines demokratisch-  
aristokratischen Affronts. Tagebuchseiten  
und Erinnerungen sollten bestimmten Leu-  
ten, in Prosa, klarer machen, was sie in  
der Bildsprache der Dichtung vielleicht  
nicht erkannten: die Liebe zum Volk, aus  
der sich der Haß gegen seine Peiniger er-  
klärt, die tragische Erfahrung, daß die  
Arbeiterklasse nur unter furchtbaren Op-  
fern Deutschland retten kann.

In den „Begegnungen“ liest man die  
autobiographische Skizze „Die Straße“,  
Episoden nicht nur persönlicher Rückschau  
auf die Jahre 1932/35. Seltsamerweise ste-  
hen solche Erlebnisse vom Aufmarsch des  
KJVD schon als Verse in einem Gedicht

der „22 Balladen“, deren „intellektuelle  
Bildhaftigkeit“ und „preziöse Dunkelheit“  
einigen Kritikern nicht paßte. Ausgerech-  
net in der „Ballade von einer sterbenden  
Stadt“ (das Gedicht ist Berlin gewidmet)  
findet sich die Strophe:

„Als wenn unser Marsch noch die Straßen  
zerbräche,

Stoßen Fassaden schreiende Fahnen hin-  
aus.

Auf der Chöre und Losungen drohender  
Fläche

Sind wir jählings wie im Tode zu Haus.  
Noch zersprengt Betrieb an Betrieb die  
Alleen,

Gellen Motorenpeifen Zusammenstoß,  
Wieder müssen im Rausch der Gefahr wir  
verwehen,

Lieben wir unser Leben und lassen es los.

Kaum seh ich noch dein Gesicht

Durch diesen Vorhang von Stahl,

Aus den Ebenen fahl

Schwindet verdunkelt das Licht.“

Der Emigrant lebt von solchen Aktio-  
nen, und aus der Masse des Volkes, für  
das man mit den Genossen kämpft, tritt  
das namenlose Gesicht hervor. Hermlin  
erzählt auf ein paar Seiten (es gibt Ro-  
mane zu solchen Stoffen) das Zusammen-  
treffen mit einem Mann, der ihn 1935  
beim Losungsmalen entdeckt und ihn nicht  
ausliefert: „Wer bist du? Warst du einer  
von uns? Hast du uns nur das Recht  
ingeräumt, recht haben zu können? Habe  
ich dir geholfen, dich zu entscheiden?  
Aber vielleicht warst du von uns beiden  
der Entschiedenere, der Klügere? Viel-  
leicht warst du tapferer, weiser, besser?“

Ich sehe diesen Blick und höre keine  
Antwort. Ich sehe im Wachen und Träu-  
men den Blick dieser Augen und darun-  
ter den Mund, der schweigt, immer nur  
den Blick dieser Augen, der Augen mei-  
nes Volkes.“

Dieses Gesicht „banal wie das eine,  
das grad in der Menge schwand“, der  
Mann aus dem Volk, kehrt in vielen  
Schattierungen bei Hermlin wieder. Er  
ist der Ungenannte in „Der Weg der Bol-  
schewiki“, er trägt das Gesicht des Man-

nes, der sich am 17. Juni 1953 voll Ekel und Haß von der Kommandeuse abwendet.

„Woher sie auch immer kommen,  
Wohin sie auch immer gehn:  
Sie sind da, bis die einen erliegen  
Und die andern im Lichte stehn.“

*(Die Einen und die Anderen)*

Es ist schon auf die Tradition hingewiesen worden, aus der diese Dichtung herkommt: die hölderlinische Klage (die im Exil bei Becher „Auch wieder Mut zu heiligen Gefühlen ist uns eingegeben“ und selbst bei Brecht „O Deutschland, bleiche Mutter“ anklingt), Aufruhr und Entsetzen Georg Heyms und das militante Pathos der französischen Résistance. Auf eine andere werden wir aufmerksam, wenn wir sie überhört haben: die Stimme der deutschen Musik. Ein Motiv aus Mozarts Linzer Symphonie wird zitiert, die Begegnung mit Hanns Eislers Musik und ein Schubert-Lied wird erinnert – „Ich komme vom Gebirge her“ – das mit der Strophe endet:

„Wo bist du, mein geliebtes Land?  
Gesucht, geahnt und nie gekannt!  
Das Land, das Land so hoffnungsgrün,  
das Land, wo meine Rosen blühen,  
wo meine Freunde wandelnd gehn,  
wo meine Toten auferstehn,  
das Land, das meine Sprache spricht,  
o Land, wo bist du?

Ich wandle still, bin wenig froh,  
und immer fragt der Seufzer: wo?  
Im Geisterhauch tönt's mir zurück:  
„Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück!“

„Blühe, blühe mir näher, holdes Abend-  
gesicht“ beginnt eines der wenigen lied-  
haften Gedichte Hermlins. Und eine eigen-  
artige, überraschende Verbindung zu  
Heine stellt sich her, zu dem sich der  
Autor in einem schönen Essay bekennt.

„Horch! Jemand singt im Traum . . .  
Weint mir dein banger Mund  
Zu in später Stund  
Unterm Mitternachtsbaum?“

Hinter dem Gedicht spürt man die Heimat. Der Ton wird plötzlich weich, wo liegt es, das geahnte Land?

In einer Skizze beschwört der Autor heute das „verträumte, deutsche“ Eisenach, eine Stadt in unserer Republik. Damals – 1945 – endete ein Gedicht, das auch als Flugblatt verbreitet wurde: „Damit du, Deutschland, nicht mehr weinst.“

Hier ist der Grund für Liebe und Haß des sozialistischen Dichters, der gegen den Faschismus kämpft. Hoffnung und Erfüllung des Traums von einem besseren Land sah er in der Sowjetunion, die schon in kühnen Konturen in den Versen der Emigration lebt – neben dem Grauen, der Verzweiflung dieser „qualvoll-herrlichen Epoche“.

„Unvergeßlich, für ewig ist unserem Blut  
überschrieben

Jene Kurve des Dnjeprostroj dort im  
Fahnenwald rot,

Unveränderlich ist unser Haß, unser  
schmerzliches Lieben,

Unvermeidlich ist – fühlt es! – durch  
unsere Hand euer Tod! . . .“

*(Ballade von den Städteverteidigern)*

Beim genaueren Hinsehen dechiffriert sich, was einigen dunkel dünkte, heute als präzise Metapher für einen wahrlich schwer zu beschreibenden verworrenen Zustand der damaligen Welt. Abgründe sind nicht Abweichungen, sondern Realitäten. Hermlin hat sie in seiner – sicher nicht einfachen – Dichtung nicht eliminiert, sondern ist ihnen kühn begegnet. Scheinbar „subjektive, intellektuelle“ Bilder offenbaren zunehmend ihren objektiven Gehalt.

In der Publizistik – vielleicht ist man des Nichtdefinierbaren im Gedicht entwöhnt – ist bei Hermlin Bekenntnis, was in Versen vielschichtiges, untergründiges Leben war. Leute, die politische Ansichten in Versen ständig wiederholen, kommen damit der Dichtung nicht um ein Jota näher. Diese Publizistik in Reimen ist heute sehr häufig, Hermlin als Publizist wie als Dichter ihr Antipode.

So erstreckt sich die politische Polemik



gegen Faschismus zwangsläufig auf das Gebiet der Ästhetik. Der Dichter will nicht nur seinen politischen Standort als Sozialist bestimmen, ihm geht es – er kann nicht anders – um die sozialistische Dichtung.

Viele Hinweise in den Tagebuchseiten, Reden und Aufsätzen zielen auf die deutsche Literatur der Gegenwart. Die Polemik richtet sich jetzt nach zwei Seiten: prinzipienfest und kompromißlos gegen die kapitalistische Gesellschaft (und ihre Intellektuellen!), die Kunst heute nahezu unmöglich macht, mißbraucht oder degradiert; bestimmt und lauter gegen Schematiker bei uns, die die Kunst auf ihrem Gebiet einschränken wollen und ihr insgeheim Notwendigkeit absprechen. An vielen Punkten ansetzend, entwirft er seine „Verteidigung der Poesie“, der „ursprünglichsten Produktion und Reproduktion der Welt“.

In dem Essay, der Heine gegen Diffamierungen schützt (die von Karl Kraus bis zu Willy Haas Schule gemacht haben), heißt es, „daß die Wünsche und Auseinandersetzungen der Gesellschaft bei einem großen Dichter innere Geschichte werden“, zu jener poetischen Welt eben, die nur den Dichter auszeichnet, die er in seinen Versen erstehen läßt. Parteinarbeit des Dichters ist mehr als Tendenz, sie erstreckt sich auf andere Dimensionen als nur die der Politik. Wie aber wirkt diese poetische Welt unter den verschärften Bedingungen der Übergangszeit von einer alten Gesellschaft zu einer neuen auf die Wirklichkeit zurück, ohne daß sie ihren spezifischen Bereich verläßt, sie, die Dichtung, „die zwar von dieser Welt, aber auch nicht von ihr“ ist?

Hermlin formuliert es als Zwiespalt zwischen Aktion und Poesie, und seine bohrende Frage ist nicht mit einem Satz abgetan. In der Rede über Mickiewicz (Fürnberg übrigens versucht in seiner Novelle eben diese Frage in der Haltung Mickiewicz' zu Goethe auszutragen) heißt es, einem Ausspruch des polnischen Nationaldichters folgend (man findet ähnliche

Gedanken in Bechers „Verteidigung der Poesie“ S. 71/72): „In den Zeiten der äußersten Zuspitzung des gesellschaftlichen Kampfes hat die Dichtung keine andere Wahl, als sich entweder, für das zum Absterben Verurteilte Partei nehmend, zu prostituieren oder auf der Seite des Fortschritts ihre eigentliche Domäne einzuschränken. Große menschliche Harmonie als Voraussetzung poetischer Gesamtaufaltung muß in solchen Situationen vom Dichter utopisch vorweggenommen werden; er steht dann freilich persönlich außerhalb des Kampfes.“

Das Thema wird an anderer Stelle variiert. Eigentlich ist Hermlins Essay zu Majakowski ständiges Fragen, Antworten und Wiederfragen, weil Majakowski diesen Widerspruch für sich als Dichter kämpfend, erliegend und dennoch siegend löste. Und geht nicht alle große dichterische Existenz der Gegenwart gerade aus der streitbaren, opferreichen, aber auch schöpferischen Überwindung gerade dieses Widerspruchs zwischen Aktion und Poesie hervor? Wechseln nicht Züge von Aktion und Kontemplation, parteinehmemdem Hier und vorwegnehmender Utopie (Lenins Vorausräumen, wohin, wenn nicht in offene unbekannte Fernen?) im Werk eines Dichters, bei Becher und Brecht, Nezval und Neruda? Wird der Widerspruch nicht gerade in ihnen fruchtbar? Erschütterung und Schmerz, aber auch Freude und Glück ist in ihren Dichtungen, einmalig dieser Epoche verhaftet, fremd früheren Epochen, spätere vorwegnehmend.

Es scheint, daß sich auch heute schon die Voraussetzungen für die Dichtung verändert haben, oft nur in der großen Perspektive (wie hinkt manche tägliche Praxis nach!), die einem Majakowski noch nicht gegeben waren. Die Revolution ist ihrer selbst gewisser, und Widersprüche müssen nicht tragisch enden, auch wenn sie sich ständig neu ergeben.

Hermlin spricht von den Schwierigkeiten eines Dichters heute und hier. Dichtung hat es sich noch nie leicht gemacht,

und er, dem es – als Dichter! – nicht gegeben ist, „eine jener ‚eisernen Lerchen‘ zu werden“ (Mickiewicz-Rede), überprüft kritisch und selbstkritisch die eigene Position. Dabei werden Probleme aufgeworfen, die sich die Dichtung des sozialistischen Realismus ständig neu zu stellen hat, wenn sie das große Erbe der ersten Generation kommunistischer Dichter aufnehmen und weitertragen will. Nach zwei Seiten gilt es sich abzugrenzen: „Der Ruf nach der ‚Zeitdichtung‘ soll hier nicht noch einmal erhoben werden, nach jener bereits üppig wuchernden Neuromantik, die von Ruinen und schwindsüchtigem Optimismus lebt. – Aber es wird bereits wieder beweihräuchert und mystifiziert, was beinahe schon klar zutage lag. Man redet in Zungen, man ist orphisch und steht mit den Müttern auf Du und Du ...“

Ansatzpunkte einer neuen Diskussion über unsere sozialistische Lyrik werden sichtbar. Daß dabei persönliche, nur den Dichter betreffende Konflikte offen ausgesprochen werden, provoziert nur das all-

gemeine schöpferische Gespräch. Hermlin stößt es streitbar an, selbst dort, wo er für seine dichterische Lage überspitzt, Tabus brechend, keineswegs selbstgerecht (man lese Tagebuchnotiz 15).

Die publizistische Betrachtung sprengt ihren Anlaß und ihr herkömmliches Gewand. Sie will keineswegs nur die „öffentliche Meinungsbildung“ anregen, keineswegs nur argumentieren oder belehren. In ihr gewinnen politisches Leben und geistige Auseinandersetzung eigene Gestalt, innere Spannung und sprachlichen Glanz. Sie verbindet diese Attribute mit gesellschaftlicher Anwendbarkeit und Nützlichkeit, was sie in Wahrheit schön macht, im Gegensatz zur Schönrederei bürgerlicher Stilisten. Hermlin hat der Publizistik zu neuem Rang verholfen, zeigt die verschiedenen Möglichkeiten ihres Genres in neuem Licht – und bleibt doch immer, was er ist: ein Dichter, sich selbst Rechenschaft gebend, sich selbst einbeziehend in den großen Umgestaltungsprozeß dieser Welt.

Horst Hölzel

## Für Tiefe und Breite ein Beispiel

*Anna Seghers: „Das Licht auf dem Galgen – Eine karibische Geschichte“  
Aufbau-Verlag, Berlin 1961*

„Viele Flüsse münden in den großen Strom, damit die Kultur unseres Staates – und die Schriftstellerarbeit ist ein beträchtlicher Teil davon – der Tiefe und Breite nach wachsen kann.“ Ein klares, mitreißendes Wasser ist, um beim Bild zu bleiben, die karibische Geschichte „Das Licht auf dem Galgen“, und Anna Seghers hat mit diesem Werk eine neue Quelle eröffnet, damit der große Strom der sozialistischen Kultur „der Tiefe und Breite nach wachsen kann“.

Ohne Zweifel war das Referat über Tiefe und Breite in der Literatur, das Anna Seghers auf dem V. Deutschen

Schriftstellerkongreß hielt, für den Verlauf der Auseinandersetzungen richtungweisend. Die große Verantwortung aber, von der ihre Rede getragen war, wird besonders deutlich, wenn man die karibische Geschichte unter dem Aspekt der Frage nach Tiefe und Breite in der Literatur betrachtet.

Wenn auch die Dichterin glaubt, daß „eine zusammenfassende, gründlich erwägende Kritik ... nicht *zuerst*, sondern *zuletzt* in einer wichtigen Zeitung stehen“ sollte – „falls es nötig geworden ist, daß man sich eingehend mit der betreffenden Arbeit beschäftigt“ –, und wenn darauf-

hin der Rezensent zögern möchte, so ist er doch beruhigt, feststellen zu können, daß er gleicher Meinung ist mit der Dichterin, wenn sie sagt: „Ich bin auch nicht der Ansicht, die ich kürzlich las: widersprechende Kritiken könnten schaden. Wodurch? Wem? Warum? Kritik kann weiterführen durch die Widersprüche zwischen differenzierten, gut begründeten Meinungen.“ Wer will schon so anmaßend sein, das letzte Wort in der Frage nach Wert oder Unwert eines Kunstwerkes zu sprechen, wer aber auch so leichtfertig, nicht *zuerst* bereits gründlich erwägend zu argumentieren?

Mit dem Anliegen ihrer neuen Geschichte schließt Anna Seghers einen Themenkreis, der mit zwei Erzählungen des „Bienenstocks“ („Die Hochzeit von Haiti“ und „Wiedereinführung der Sklaverei in Guadeloupe“) 1948 eröffnet wurde. Dennoch unterscheidet sich die Erzählung „Das Licht auf dem Galgen“ trotz auffallender Übereinstimmungen stark von den Bienenstockgeschichten.

Thema aller drei Erzählungen sind der Verlauf und die Auswirkungen der Französischen Revolution auf den drei mittel-amerikanischen Inseln Haiti, Guadeloupe und Jamaika. Jede Geschichte umfaßt eine historisch entscheidende Phase der Revolution. Beginnt „Die Hochzeit von Haiti“ in der vorrevolutionären Phase und endet in der Restaurationszeit, so ist mit der Erzählung von der „Wiedereinführung der Sklaverei in Guadeloupe“ zeitlich bereits ein engerer Rahmen – nämlich vom Ende der jakobinischen Phase der Revolution bis zum Kaiserreich Napoleons – gegeben. „Das Licht auf dem Galgen“ aber beginnt – vom erzählerischen Rahmen aus betrachtet – in der Epoche des Direktoriums und endet auch da. Daß wir es in der auf Jamaika spielenden karibischen Geschichte mit einer Rahmenerzählung zu tun haben, wird uns im folgenden noch beschäftigen.

Gemeinsam ist allen drei Erzählungen auch die Anlage der Fabel: Gegen Ende der jakobinischen Phase der Französischen

Revolution schütteln die Sklaven mit Unterstützung weniger aufrichtiger Revolutionäre aus Frankreich das Joch der Unterdrückung ab. Diese wenigen verlieren nach den umwälzenden Ereignissen in Frankreich den Kontakt. Sie halten dem großen Prinzip von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die Treue und unterliegen mit ihren schwarzen Brüdern den wiedererstarkten reaktionär-restaurativen bürgerlichen Kräften. In der Erzählung „Das Licht auf dem Galgen“ erhellt diese Anlage ganz deutlich ein Motiv, das Anna Seghers im gesamten erzählerischen Werk immer wieder gestaltet: das Motiv vom anscheinend verlassenem revolutionären Kämpfer. Dieses Motiv entschlüsselt die Vielschichtigkeit der Erzählkunst von Anna Seghers vor allem dann, wenn man den Lebensweg der Dichterin berücksichtigt und auch beachtet, daß die beiden Erzählungen aus dem „Bienenstock“ 1948, „Das Licht auf dem Galgen“ jedoch 1961 entstanden sind. Das eröffnet eine Reihe von Einsichten, auf die noch näher eingegangen werden muß.

Führt man den Vergleich der drei Erzählungen fort, so fällt auf, daß in jeder Geschichte die Figur des schwarzen Revolutionärs Toussaint L'Ouverture eine wichtige Rolle spielt. Er ist der Lumumba der Französischen Revolution.

Abgesehen von kompositorischen Gemeinsamkeiten, wie z. B. der Liebe zwischen dem weißen vereinsamten Helden und der farbigen Sklavin oder der in allen Geschichten auftauchenden Figur des greisen Jesuitenpaters, ist jede der Erzählungen von der Hoffnung getragen, daß die Saat der Kämpfer auf verlorenem Posten eines Tages keimen wird. Tragik und zukunftssträchtiger Optimismus sind so miteinander verknüpft.

Genauere Betrachtung verdient, wie bereits angedeutet, das Verhältnis von Rahmen und Kern in der karibischen Geschichte. Indem Anna Seghers zur Rahmenteknik greift, entscheidet sie sich für eine funktionell komplizierte künstlerische Gestaltungsweise. Es ist aufschlußreich, in

diesem Zusammenhang abermals auf die theoretischen Äußerungen der Dichterin in ihrem Referat über Tiefe und Breite in der Literatur zu verweisen. Anna Seghers sprach in bezug auf einen Roman Dieter Nolls über Fragen der Spannung und Qualität, der Distanziertheit des Erzählers und des Konflikts. „Doch man spürt“, heißt es im Referat, „daß er (D. Noll) sich von seinem früheren Ich so weit entfernt hat, daß er imstande ist, es zu betrachten und mit allen Konflikten darzustellen. Diese Entfernung hat mit zeitlichem oder räumlichem Abstand nichts zu tun. Sie ist eine innerliche schwere Arbeit. Sie ist vielleicht eine der wichtigsten Fähigkeiten des Künstlers. Nur wer sie besitzt, kann spürbar machen, wohin die Perspektive geht, wo die Lösung liegen wird, durch alle Widersprüche hindurch. Je härter der Konflikt ist, desto größere Fähigkeiten verlangt er vom Autor, um die Perspektive zu zeigen.“ Es lohnt sich zu verfolgen, in welcher kunstvoller Art und Weise Anna Seghers ihrer Erzählung eine Perspektive verleiht. Den harten Konflikt – nämlich die Entscheidung der drei vom Direktorium beauftragten Emissäre, der Revolution auf Jamaika trotz der veränderten Verhältnisse in Frankreich zum Durchbruch zu verhelfen oder nicht –, diese unerhörte harte Entscheidung ist in einen Handlungsverlauf eingebettet, der mit Hilfe eines vielfachen zeitlichen und lokalen Rahmens episch entrückt wird.

Die Begebenheiten selbst werden dem Bürger Antoine berichtet. Der Überbringer des Berichts ist der Seemann Malbec, der die Vorgänge seinerseits nach der Erzählung des Dieners Galloudec aufzeichnete. Ein dreifacher personeller Rahmen, der noch verstärkt wird durch die Komposition des dreimal veränderten Erzählortes. Erstes erfährt Antoine auf der Straße, als er mitten im Menschengewimmel von Malbec aufgespürt wird; das Gespräch wird in einem Wirtshaus fortgesetzt, und die eigentliche Erzählung endlich in der Wohnung Antoinettes. Gefüllt wird diese sechsfache Schachtelung durch

die Darstellung des Erzählers, die Charakteristik seines Zuhörers Antoine, die gesamte Vorgeschichte und – was wichtig ist – durch immer wieder auftauchende Hinweise auf den Ausgang der Geschichte sowie ihre Problematik. Gleichzeitig aber entsteht auch ein Bild von den Zuständen, die der Berichterstatte der bereits fast verschollenen Begebenheiten in Paris vorfindet, so daß der Leser von vornherein gedanklich und empfindungsmäßig vorbereitet ist, ehe die Erzählung beginnt. Und das ist das Meisterhafte dieser Erzähltechnik: der Leser wird in eine von der Autorin bestimmte kritische Haltung gedrängt, ohne daß dabei eine Überbeanspruchung noch das Gefühl der Langeweile (weil man ja von vornherein alles über den Ausgang der Geschichte weiß) entstehen kann. Das Buch verliert bis zum Schluß nichts von seiner Spannung, die, wie das die Autorin selbst fordert, einem echten Konflikt entspringt. Er vor allem wird, daran ist kein Zweifel, Tiefe und Breite, Spannung und künstlerische Qualität entscheidend bestimmen.

Die entrückende Hinführung (anscheinend ein Widerspruch in sich) verwirrt die Dinge keineswegs. Alles vollzieht sich folgerichtig und bleibt dermaßen überschaubar, daß die karibische Geschichte mit ihrer Fülle an Handlung und Exotik als Jugendbuch geradezu prädestiniert zu sein scheint. Kann es aber ein höheres Ziel für eine Autorin geben, als bei der Gestaltung hochkomplizierter, historischer, gesellschaftlicher und menschlicher Vorgänge gleichzeitig schlicht und im besten Sinne naiv-jugendlich zu bleiben? Gerade dieser Zug der Erzählung scheint für Tiefe und Breite des Kunstwerkes zu zeugen! Anna Seghers hat, um das in ihrem Referat auf dem V. Deutschen Schriftstellerkongreß zitierte chinesische Sprichwort zu verwenden, für jedes Herz, um es aufzuschließen, den richtigen Schlüssel gefunden.

Es wurde bereits darauf verwiesen, daß auch der Zeitpunkt des Erscheinens dieser Erzählung Beachtung verdient. Wir



lesen vom Unabhängigkeitskampf der Sklaven auf den mittelamerikanischen Inseln um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und erinnern uns dabei, daß unser Jahrhundert das Zeitalter des Unabhängigkeitskampfes aller unterjochten Kolonialvölker gegen den Imperialismus ist. Ob in Algerien oder am Kongo, in Tunesien oder in Kuba; überall sehen wir den Kolonialismus auf dem Rückzug, und kein Einsichtiger zweifelt mehr daran, daß die imperialistischen Kolonialmächte die Entwicklung der von ihnen noch unterdrückten Völker zu unabhängigen Nationen nicht lange mehr aufhalten können. Anna Seghers' Buch ruft uns also die erste Phase eines Prozesses ins Gedächtnis, an dessen Ende wir jetzt stehen: eine Zeit, in der den Unterdrückten ihr Sieg noch gewiß war.

Ihre den Leser zu Anteilnahme zwingende Lebendigkeit erhält die Erzählung vor allem dadurch, daß Anna Seghers es versteht, bei der Charakterisierung der Sklaven individuell zu differenzieren, wobei auch der unterschiedliche Grad ihrer revolutionären Reife eine Rolle spielt. Da ist die überzeugende Gestalt des Schmieds Bedford. Sein unbändiger Freiheitswille, sein selbstloser Einsatz gewinnen ihm unsere Sympathie und Bewunderung, und sein tragisches Ende erschüttert uns. Er überschaut noch nicht die Tragweite des gesamten Unternehmens, unerläßliche Einsichten fehlen ihm, so daß er schließlich in einem Anfall von Wut den Aufseher Glavish erschlägt und damit sein und das Schicksal des Aufstandes vorzeitig besiegelt. Mit liebevoller Ausführlichkeit schildert Anna Seghers den Neger Douglas. Seine kraftvolle Gestalt und die Naivität seiner Ansichten exemplifizieren die ganze Tragik des versklavten Menschen, der, seiner eigenen Kraft nicht bewußt, zum hilflosen Opfer in den Fängen der Polizeischergen wird. Oder die wieselflinke Negerin Ann. Ihre aufkeimende Liebe zu Sasportas befähigt sie zu selbstloser Einsatzbereitschaft für die Sache der Freiheit. Ihre Entwicklung wäre jedoch

überzeugender, wenn gezeigt würde, daß Sasportas dem Mädchen echte Gefühle entgegenbringt. So aber entsteht der Anschein, als ob dieses Verhältnis nicht auf Gegenseitigkeit beruhe und der junge Franzose, ganz von seinem Auftrag besessen, dieses Mädchen nur, weil es sich eben so ergibt, im Bett für den Aufstand gewinnt.

Auch die reaktionäre Farmerkaste wird nicht schablonenhaft, sondern in der Vielfalt ihrer individuell sehr verschiedenartigen Repräsentanten dargestellt. Vom gewissenlosen Runddokter, dem brutalen Aufseher Glavish, den egozentrischen Farmersfrauen, wie zum Beispiel der schönen, kaltblütig berechnenden Elisabeth, bis zum Farmer Collings, „der klein und sanft war“ (wie es im Buch heißt) und dem verschuldeten Pächter Swaby – wird dem Leser eine wohlnuancierte und daher überzeugende Skala von Ausbeutertypen vorgeführt.

Zwischen den Fronten steht Debuissou, der Verräter. Er hatte vom Direktorium den Auftrag erhalten, zusammen mit seinen Gefährten Sasportas und Galloudec den Errungenschaften der Französischen Revolution auf der englischen Inselkolonie Jamaika zum Durchbruch zu verhelfen. Ein gefährlicher Auftrag also. Als die Nachricht von Napoleons Machtergreifung zu den Verschworenen gelangt, enthüllt sich in einem Gespräch zwischen Debuissou und Sasportas, daß der Arzt schon in der ersten Minute ihrer Landung auf Jamaika an der Bewältigung des Auftrages gescheitert ist. „Eine Minute lang, vielleicht war es die erste Minute, seitdem er in Jamaika gelandet war, tat er nichts anderes, als den Anblick des Tales zu genießen. Wenn diese Minute nur zu verlängern wäre, die Minute, in der er mit Freude und Genugtuung, ohne Aufgabe, ohne Plan, ohne Auftrag über das weite, fruchtbare Tal sah! Um wieviel Zeit verlängern? In seinem Innern erwiderte eine listige, schwache, aber durchdringende Stimme, die durch seine Gedanken, seine republikanischen Gedan-

ken wie durch eine Mauer schlüpfen. Auf immer. – Dann wäre er hier kein Fremder, kein Abgesandter mit einer furchtbar schweren Mission, dann hätte er Anteil an diesem Tal und seinen Ernten, an dem Zuckerrohr, das noch nicht ganz reif war, noch nicht scharf raschelte . . .“ Von diesem Gedanken bis zum offenen Verrat ist nun nur noch ein kleiner Schritt. Dennoch: die zwingende Folgerichtigkeit, mit der sich die Entwicklung Debuissons vollzieht, offenbart erst recht die schwankende Haltung des bürgerlichen Revolutionärs, der die letzten Konsequenzen des revolutionären Geschehens nicht mitzuvollziehen vermag, Nicht zuletzt durch diese proble-

matische Gestalt vermittelt die Erzählung ein wahres historisches Bild von der Französischen Revolution.

Anna Seghers hat mit der karibischen Geschichte ihre auf dem V. Deutschen Schriftstellerkongreß gestellte Forderung nach Tiefe und Breite in der Literatur in beispielhafter Weise erfüllt. Und wenn sie in ihrem Referat, auf die Werke unserer Klassiker hinweisend, deren Tiefe und Breite, ihren Spielraum für alle Art von Erfahrungen und Gefühlen, ihre Buntheit hervorhob, so können wir heute hinzufügen, daß in ihrer Erzählung „Das Licht auf dem Galgen“ diese besten Traditionen unserer Klassiker forgesetzt werden.

*Klaus Walther*

## Die gelben Hefte

*Reihe „Das neue Abenteuer“, Verlag Neues Leben*

„Gift in bunten Heften“ lautet der Titel einer Kollektivarbeit junger Gesellschaftswissenschaftler, die den papierenen Bestand eines Münchner Zeitungskiosks analysiert haben. Man möchte dieser interessanten Publikation, die unter der Redaktion von Dr. Hans Koch entstand, ein Gegenstück wünschen, in dem die Zeitschriften und Hefte eines Kiosks in unserer Republik untersucht würden.

Das Ergebnis wäre nicht nur anschauliches Beispiel für die grundsätzliche Verschiedenheit der kulturpolitischen Entwicklung in beiden deutschen Staaten, sondern es würde manches Neue über die Menschen aussagen, die von diesen Kiosken mit Literatur versorgt werden. Denn noch immer gibt es auch bei uns Zehntausende von Menschen, die keine Buchhandlung betreten, die auch keine Bibliothek in ihren Statistiken führt. Trotzdem lesen sie. Es sind die Kunden des Postzeitungsvertriebes, die sich mit dem Lesestoff aus Zeitschriften und Heften begnügen. Vielfach übernehmen diese Publikationen eine

vermittelnde Rolle auf dem Weg zum Buch. Die Kundschaft der Kioske ist eine Reserve unseres literarischen Publikums, der wir bisher nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet haben. Zu ihr gehören Menschen verschiedener Altersstufen und unterschiedlicher Berufe. Hier werden Hefte für die lange Bahnfahrt erworben, für den Urlaub, für eine Wartestunde, kurz: für alle Gelegenheiten, bei denen man aus irgendeinem Grund kein Buch liest oder lesen will. So wie wir bisher diese Leser dem Postzeitungsvertrieb überlassen haben, der für sein Angebot mit mehr oder weniger Geschick wirbt, so haben wir uns auch kritisch kaum um jene Heftreihen gekümmert, die verkauft werden. Dabei stellen diese Reihen, die von verschiedenen Verlagen herausgegeben werden, einen beträchtlichen Teil unserer Literatur dar. Fast alle Reihen erscheinen in Auflagen von weit über hunderttausend Exemplaren.

Die Reihe „Das neue Abenteuer“, von ihren Lesern „gelbe Hefte“ genannt, gehört zu den ersten Unternehmen dieser Art

in unserer Republik. Sie entstand ursprünglich als eine Mauer gegen die Flut von Schund und Schmutz, die aus Westberlin in unsere Republik eingeschleust wurde. Damit hat der Verlag ein Mittel gefunden, mit der man dieser Gefahr wirksamer begegnen kann als mit moralisierenden Reden und Verboten. Für diese Tat gilt dem Verlagskollektiv wie auch dem unvergessenen Peter Kast, einem der Geburtshelfer der gelben Hefte, ein verspäteter Dank.

Der Ruf nach einer realistischen Abenteuerliteratur bedeutet jedoch mehr als den Griff nach einem Gewehr, mit dem man sich eines Feindes erwehren muß. Abenteuerliteratur ist ein ernst zu nehmender Bestandteil unserer sozialistischen Literatur. Die Liebe zum Abenteuer, die Begeisterung für den Helden, der sich in außerordentlichen Situationen bewährt, nehmen mit Recht im Denken und Fühlen junger Menschen einen großen Raum ein. Ihre Bewunderung für das Ungewöhnliche, Außerordentliche in die richtigen Bahnen zu lenken, literarische Helden zu schaffen, für die sich Jugendliche begeistern können, humanistische und patriotische Gefühle zu wecken und fördern, ist auch Aufgabe der Abenteuerliteratur; und die Forderung nach einer guten, spannenden Literatur ist ein legitimes Recht junger Menschen.

Es entspricht der Spezifik des Abenteuerbuches, interessante Fabeln, abenteuerliche Situationen zu erzählen, die der besonderen Erlebnisfähigkeit der Jugend entgegenkommen. Aus der Thematik unserer neuen Abenteuerliteratur, in der nicht das Abenteuer eines Außenseiters zum Selbstzweck oder zur Flucht aus der spießbürgerlichen Enge perspektivloser Saturiertheit wird, wie in der spätbürgerlichen Abenteuerliteratur, sondern in der die Helden in abenteuerlichen Situationen für ein positives Ziel kämpfen, ergibt sich auch die moralische, politische und gesellschaftliche Aussage. Fred Köhner schreibt in einem Aufsatz darüber (Beiträge zur Gegenwartsliteratur, Heft 3, Seite 38):

„Die Skrupellosigkeit und das Verbrechertum der negativen gesellschaftlichen Kräfte verlangt, daß ihr Gegner, der Abenteurer positiver Gestalt, als ein politisch bewußter und moralisch hochstehender Kämpfer agiert.“ Bei der Betrachtung der einzelnen Themengruppen der Hefte wollen wir diese Kriterien beachten.

„Das neue Abenteuer“ – das ist zugleich das Programm der Reihe. In ihr dominiert die Vielfalt der Gestalten, im Gegensatz zu vielen westlichen Erzeugnissen, in denen ein Titelheld durch viele Hefte zu Tode geschrieben wird. 185 Hefte – das sind nicht nur fast 5000 Seiten Lesestoff, den der Kritiker erst dann nicht mehr unterschätzt, wenn er allein die physische Anstrengung der Lektüre bewältigt hat. 185 Hefte – das sind auch nahezu hundert Autoren, die ihre Erzählungen darin veröffentlichten. Unter ihnen gibt es manche Eintagsfliege, Autoren, die nur das Honorar sahen, nicht aber die Schwierigkeiten, die das Schreiben einer guten Abenteuererzählung bereiten kann. Aber viele Autoren sind den gelben Heften, die erstmals im Oktober 1952 erschienen, jahrelang treu geblieben. Mit zehn und acht Heften, die ihren Namen als Autor tragen, gehören E. R. Greulich und Ulrich Waldner zu ihnen; beide begannen etwa gleichzeitig für die Reihe zu schreiben. Einige ihrer Erzählungen gehören zu dem Besten, was in der Reihe „Das neue Abenteuer“ erschienen ist. Die Erzählung „Das Gold der Santissima Trinidad“ von Waldner ist ein Beispiel für eine gute, spannende Geschichte. Waldner kleidet seine Erzählung über Verbrechen und Unmoral des kapitalistischen Systems in eine Rahmenhandlung, in der ein Kapitän unserer Fischereiflotte einem abenteuerhungrigen Schiffsjungen am Beispiel einer selbsterlebten Goldschatzsuche klarmacht, daß diese Art von Abenteuern nichts mit Heldentum und wirklicher Bewährung, aber manches mit Verbrechen zu tun haben. Das alles geschieht in einer straff gebauten Fabel, ohne aufgesetzte Tendenz. Auch E. R. Greulich ist ein

Feind der ausgetretenen Pfade und sucht nach originellen Fabeln. Zudem verstehen beide Autoren gut zu erzählen, mit natürlicher Fabulierlust und Phantasie. Ihre Leistung sollte man, wie auch die vieler anderer, die für die Reihen arbeiten, nicht geringer achten als die Arbeit der Autoren, die umfangreichere Werke schreiben.

Für viele junge Autoren war die Mitarbeit an dieser Reihe eine Bewährungsprobe. Nach ihren ersten Erzählungen, die sie für die gelben Hefte schrieben, legten sie bald umfangreichere Werke vor. Zu ihnen gehören heute bekannte Schriftsteller wie Hans-Günter Krack, Paul Schmidt-Elgers, Manfred Jordan, Eduard Klein, Heinz Rusch u. a. Aber auch erfahrene Schriftsteller, wie Ludwig Turek, Eduard Claudius, Walther Gorrisch, Peter Wipp, Wolfgang Schreyer, Willi Bredel, Karl Grünberg, Rudolf Bartsch, um nur einige zu nennen, sind mit Originalarbeiten oder Nachdrucken vertreten.

Es ist unmöglich, hier die Namen und Berufe aller Autoren zu nennen, die mit einem Heft in der Reihe debütierten. Man stößt auch auf Überraschungen, wie etwa die einzige Prosaarbeit des Lyrikers Günter Kunert oder eine Erzählung des Kritikers Werner Ilberg, findet unter den Autoren Günter Prodöhl wie auch den Redakteur des Urania-Universums, Wolfgang Polte.

So hat diese Reihe auch noch ein zweites Verdienst: Sie hat junge Autoren mit ihren ersten Arbeiten vorgestellt, deren Erfolg sie dann zu umfangreicheren Werken ermutigte. Auch das war nicht selten ein Gewinn für unsere Literatur. Am Rande sei vermerkt, daß einige der Erzählungen als Vorlagen für größere Arbeiten dienten. Nach Walther Gorrischs „Das Ende des Pistolero“ entstand der Film „Mich dürstet“, nach Gerhard Bengschs „Das geheimnisvolle Wrack“, dem ersten Heft der Reihe, ein beliebter Kinderfilm. Auch darin unterscheiden sich die gelben Hefte von westdeutschen Abenteuerreihen, in denen Rassenhetze, Übermenschentum,

Unmoral und Verbrechen, schließlich eine unverblühte Kriegshetze gegen die sozialistischen Staaten ihre Blüten treiben. Die Helden dieser Schmutzserien sind meist kaltblütige, mordlustige Instinktmenschen, während die Leser der gelben Hefte für ein humanistisches Verhaltens- und Menschenideal begeistert werden. Auch im Verhältnis der Geschlechter wird die neue Qualität unserer Abenteuerliteratur sichtbar. Die positiven Frauengestalten sind weder Vamps noch hilflose Weibchen, sondern aktiv handelnde Gefährtinnen des Mannes.

Betrachtet man heute die ersten Hefte mit ihren bescheidenen Umschlagbildern und vergleicht sie mit neueren, die gute farbige Umschlagzeichnungen tragen, so erkennt man die Entwicklung der äußeren Aufmachung. Wie sich Inhalt, literarische Qualität und Auswahl der Themen entwickelt haben, wird zu untersuchen sein.

Dem Rezensenten lagen etwa hundert Hefte vor, die er lesen konnte. Den weitest aus größten Teil nehmen mit mehr als dreißig Prozent die Erzählungen ein, die vom Freiheitskampf unterdrückter Völker, von Streik und Solidarität der Arbeiter, von Unmenschlichkeit und Managertum der kapitalistischen Welt erzählen.

Etwa zwanzig Prozent der Hefte behandeln Themen aus dem Leben unserer Republik, zehn Prozent gestalten westdeutsche Probleme, zehn weitere sind historischen Stoffen gewidmet. Dazu kommen einige klassische Abenteuergeschichten, einige wenige wissenschaftlich-phantastische Erzählungen und manches andere.

Nicht jedes Heft ist eine ausgesprochene Abenteuererzählung. Es gibt auch Reiseberichte, wie Krumbholz' „Auf Orchideenjagd“, Kriminalerzählungen, wie Gert Geerths „Der Mann aus Zimmer 11“, biographische Erzählungen, Tatsachenerzählungen, wie Mendelsons „Mord in Panama“. Jedoch dominiert das Abenteuer mit exotischen Akzenten in den gelben Heften. Es gibt kaum ein Land der Erde, das nicht Schauplatz einer der Erzählungen geworden ist. Wie bereits bemerkt,



bildet meist der Befreiungskampf unterdrückter Völker das Handlungsgerüst. Der aktive Kämpfer oder der im Abenteuer zum Bewußtsein seines Handelns gelangende Mensch ist der Held solcher Erzählungen.

Es erweist sich bei der Lektüre immer wieder, daß ferne Schauplätze offenbar weniger zu Schablone und Schematismus verlocken als der heimatische Herd. Es scheint auch fast, als sei die didaktische Absicht des Autors bei solchen Stoffen leichter aus der Handlung zu entwickeln als da, wo es sich unmittelbar um unsere eigenen Sorgen und Konflikte handelt. Dabei sind die meisten Autoren nur über das Lehr- und Sachbuch zur Kenntnis fremder Landschaften und Menschen gekommen. Um so höher ist es zu bewerten, daß in vielen Heften wahrheitsgetreu und lebendig Atmosphäre und Leben fremder Länder und Völker gestaltet wurde.

Die Erzählungen Rudolf Daumanns, der zu den Stammautoren der Reihe zählt, spielen in Afrika, Indonesien und Mittelamerika. Alle seine Geschichten haben eine originelle Fabel, die durch ihre humanistische Aussage, die Verurteilung jeder Art von kolonialer Unterdrückung, erzieherisch wirkt und wertvolles Wissen anschaulich und unterhaltend vermittelt. Daumann verfügt über einen reichen Schatz an geographischen, botanischen, zoologischen, folkloristischen und politischen Kenntnissen. Sie bilden das solide Fundament der Handlung und erweitern den Gesichtskreis seiner Leser.

Leider findet man in den gelben Heften kaum Reiseerzählungen. Die Reiseerzählung gehört aber seit jeher zur Abenteuerliteratur, denken wir nur an Jack London oder R. L. Stevenson, deren Reiseerzählungen zur Weltliteratur gehören. Einzig die Auszüge aus den Tagebüchern des Urwaldjägers Richard Krumbholz erinnern an dieses Genre. Dabei wirken die beiden Hefte trotz anerkannter Faktenwissens ein wenig schwerfällig und antiquiert. Viele Wissenschaftler und Techniker unserer Republik unter-

nehmen Reisen in ferne Länder, erleben mancherlei Abenteuer. In den gelben Heften findet man noch nichts davon.

Die Zuspitzung der politischen und gesellschaftlichen Aussage zeigt sich deutlich in den Erzählungen Eduard Kleins. In der Erzählung „Goldtransport“ schildert Klein den Überfall eines Goldtransportes durch drei Menschen, die verschiedene Motive für ihre Tat haben. Sind es auch individuelle Wünsche, die das Geschehen bestimmen, so erkennt man doch die gesellschaftlichen Ursachen. Durch Kleins überzeugende Menschengestaltung wirkt die Aussage der Erzählung glaubhaft.

Ob es sich in den anderen Heften des gleichen Autors um die Flucht eines Kommunisten aus einem chilenischen KZ, um den Untergang eines Spitzels in der KP Chiles handelt: Klein, der aus persönlicher Kenntnis des Landes und seiner Menschen schöpfen kann, weiß eine fesselnde Handlung zu entwickeln, die sich nicht allein durch die vielseitige Verwendung äußerer Spannungsmittel auszeichnet, sondern auch durch die innere Spannung, die sich aus der Verknüpfung und Verzahnung einzelner Handlungsteile ergibt. Seine Geschichten haben, wie jede gute Abenteuererzählung, einen dramatischen Aufbau. Die Menschen in seinen Erzählungen sind lebendig; doch entgeht auch er in einigen Fällen nicht einem Fehler, der sich gröber in anderen Heften zeigt: Oft werden die negativen Charaktere, die Gegenspieler des Helden, simplifiziert. Der Feind ist entweder sehr dumm oder ein schreiendes Nervenbündel. Leider findet man solche Überzeichnungen auch in neueren Heften, wie in Heydecks „Im Hafen von Punta Arenas“. Hier sind die Gegner der streikenden Hafenarbeiter hilflos und dumm. In Wirklichkeit sind solche Hafenagenten raffinierter, als sich der Autor das vorstellt. Ein falsch vereinfachtes, naiv-schematisches Wunschbild von den in Wirklichkeit sehr viel komplizierteren und manchmal gar nicht so schnell überschaubaren Klassenfronten und ihren Kräften und Kampfmitteln zu ent-

werfen, ist jedoch für den Autor, auf dessen Authentizität seine Leser ja in den meisten Fällen spontan vertrauen, ein gar nicht zu verantwortender Fehler. Denn jeder Autor, auch der „nur“ unterhaltende, wird, ob er das beabsichtigt oder nicht, von vielen Menschen als Wegweiser bei der Orientierung in der wirklichen Welt befragt. In dieser Eigenschaft der Literatur liegt ihre große humanistisch-erzieherische Möglichkeit, aber auch die ungeheure Verantwortung des Schriftstellers.

Viele Erzählungen sind augenscheinlich von der Anteilnahme an aktuellen politischen Ereignissen inspiriert. So gibt es Geschichten vom Algerienkrieg, dem Krieg in Vietnam, dem Koreakrieg und nicht zuletzt vom Abschluß des amerikanischen Spions Power. Auch Kurt Herwarth Ball gehört zu den produktiven Autoren der Reihe, deren Erzählungen aktuelle Geschehnisse zugrunde liegen. In seiner Erzählung „... fährt doch nach Port Said“ berichtet er vom Einsatz fremder Lotsen im Suezkanal.

Ein Thema, das die Autoren immer wieder reizt, ist die Auseinandersetzung mit kapitalistischer Profitjagd auf den verschiedensten Gebieten, auch im Sport. Es ist notwendig, daß auch die Abenteuerliteratur hinter die glänzende Fassade des Kapitalismus leuchtet, hinter der sich oft Verbrechen und Unmoral verbergen. Heinz Rusch gelingt es in seiner Erzählung „Der schwarze Blitz“, am Beispiel des farbigen, einst gefeierten Olympiasiegers Jesse Owens, die Wahrheit über den Sport als Profitquelle und Spekulationsobjekt im kapitalistischen System zu enthüllen. Leider finden sich unter den neueren Heften nur wenige, die diesem Thema gewidmet sind.

Zuwenig scheint mir auch die Möglichkeit des Nachdrucks aus klassischen Abenteuerwerken genützt. Unter den 185 Heften gibt es vier Erzählungen von Gerstäcker, zwei von Jack London, zwei von Bret Harte, je eine von Tzschokke, Tolstoi, Kolenko und Verne. So sehr außer diesen eine in Deutschland bisher fast unbekannte

Arbeit des russischen Raumfahrtpioniers Ziolkowski erfreut, erinnert sie doch nur um so eindringlicher an die bisher versäumte Suche nach vorhandenen, nur zu hebenden Schätzen.

Unbefriedigend sind Zahl und Qualität der wissenschaftlich-phantastischen Erzählungen. Erst Günter Krupkat und das Autorenkollektiv Kurt Herwarth Ball/Lothar Weise waren den Anforderungen gewachsen, die an Autoren derartiger Erzählungen gestellt werden. Dabei ist es nicht so sehr die populäre Darstellung wissenschaftlicher und technischer Probleme, sondern vor allem die Gestaltung der Menschen, woran die Schriftsteller meist scheitern. Erzählungen von der Zukunft der Menschheit sollten zeigen, daß unter sozialistischen Bedingungen Bewußtsein und Moral des Menschen durch die schnelle technische Entwicklung nicht gefährdet sind, weil deren menscheitszerstörerische Möglichkeiten nicht wirksam werden können. Der Wettlauf zwischen dem kapitalistischen und sozialistischen System muß nicht immer Gegenstand der Handlung sein. Die Erzählung des sowjetischen Autors Jefremow „Das Herz der Schlange“ beweist, daß es interessant sein kann, die Gefühle und das Denken der Menschen kommender Jahrhunderte zu gestalten. Wir müssen der Jugend ihr Leben in zwanzig oder dreißig Jahren zeigen, das nicht farblos und langweilig, sondern abenteuerlich und spannend sein wird. Eine Umfrage des Verlages ergab, daß die wissenschaftlich-phantastischen Erzählungen zu den beliebten Heften gehören. Der Verlag sollte den Weg fortsetzen, den er vor Jahren so erfolgreich beschritten hat: neue Autoren zu entdecken und zu entwickeln.

Durch die thematisch spezifizierten Verlagspläne ist es zu erklären, daß die literarische Auseinandersetzung mit dem zweiten Weltkrieg den Stoff nur weniger Hefte bestimmt, da die „Erzählerreihe“ des Deutschen Militärverlages sich dieser Themen annimmt. Trotzdem gibt es einige Erzählungen, die vor allem vom Wider-

standskampf der von den Faschisten unterdrückten Völker berichten. In einigen davon zeigen sich Fehler, die auch in den thematisch in unserer Republik und in Westdeutschland angesiedelten Erzählungen auftreten. Oft ist das Ganze nicht mehr als ein chronologischer Bericht, um den der Autor seine Tendenz gewickelt hat. Die Konflikte werden schwerfällig gestaltet. Solche Hefte beginnen wie dickleibige Entwicklungsromane, enden aber schon nach dreißig Seiten. Die Komposition dieser Erzählungen ist oft so simpel, daß man sich fragen muß, ob die Autoren jemals klassische Abenteuererzählungen gelesen haben. Ein Beispiel dafür ist Georg Kubiaks Erzählung „Unterwegs nach Warschau“; der Autor hat mit anderen Heften bewiesen, daß er erzählen kann. Hier ist aber bereits die Fabel so dünn, daß die Handlung kaum existiert. Geschwätz füllt das Heft. Broda, ein polnischer Kommunist, versucht mit Kozik, dem jugendlichen Handlungsträger dieser Geschichte, nach Warschau durchzubrechen. Die Flucht, die schließlich mit dem Tod Brodas endet, ist langweilig geschildert; es wird viel diskutiert, während die Spannungsmöglichkeiten, die eine solche Flucht bietet, ungenützt bleiben. Aber nicht nur die Unkenntnis einfacher Spannungsmittel zeigt sich hier, sondern der Autor nützt auch die erzählerischen Möglichkeiten nicht. Rückblende und Rahmenhandlung scheinen ihm, wie auch anderen Schriftstellern, unbekannt zu sein.

Ein Wort auch zur Sprache dieser Erzählungen: Wir erwarten von den Autoren dieser Hefreihe nicht immer, daß sie Meister des Stils sind. Aber ein Mindestmaß an Sprachzucht und Stilgefühl sollte nicht unterschritten werden. Am Schluß der schon zitierten Geschichte „Unterwegs nach Warschau“ heißt es: „Noch waren die Tränen nicht versiegt, doch Kozik reckte den Kopf stolz empor. So schritt er weiter. Die keimende Entschlossenheit im Herzen.“ Das ist kein Ausdruck für echtes Heldentum, sondern ganz einfach Unsinn. Gerade der jugendliche Leser hat für der-

artigen Schwulst ein sehr feines Gefühl. Daß es auch anders geht, beweist Wolfgang Polte in der Erzählung „Ponte di amore“. Eine einfache Rahmenhandlung, die einen ehemaligen Major der Naziwehrmacht als westdeutschen Konzernangestellten auf einer Italienreise eines seiner Opfer treffen läßt, bildet den Ausgangspunkt für die Geschichte vom Kampf italienischer Partisanen, die Polte nun erzählt. Der saubere und geschickte Bau der Fabel unterscheidet sich wohlthuend von der einfallslosen, schematischen Komposition anderer Hefterzählungen.

Erfreulich ist es, daß Themen, die Probleme des zweigeteilten Deutschlands, den Aufbau in unserer Republik und die Besatzerwillkür und Neofaschisierung in Westdeutschland zum Inhalt haben, recht häufig sind. Dabei gibt es einige der oft und mit Recht kritisierten Agentengeschichten. So einfach, wie es sich beispielsweise Gerhard Hardel in seiner Erzählung „Um 7.30 platzt die Bombe“ vorstellt, werden keine Agenten geworben. Auch Gerhard Hörnkes „Im Schatten des Toten“, eine Erzählung, die fünf Jahre später erschien, ist ähnlich aufgebaut. Immer ist es der Agent, der durch Erpressung oder Bestechung in ein Werk gelangt und schließlich durch einen wachsamem Arbeiter und die Volkspolizei entlarvt wird. Fred Könner hat Recht, wenn er schon vor Jahren konstatierte: „Die öffentlichen Mitteilungen über die Agententätigkeit des Feindes sind aufschlußreicher als die Widerspiegelung in der Literatur. Sie zeigen, daß ein Agent heute gezwungen ist, mit viel raffinierteren Mitteln zu arbeiten, als sich das unsere Autoren vorstellen können.“

Aber hier gibt es auch in den letzten Jahren erfreuliche Ansätze zur Überwindung des Schematismus. Dazu gehören E. R. Greulichs „Rätsel um den Grauen“ und „Verdacht gegen M“. Hier muß man auch die Erzählungen nennen, die nach Tatsachen gestaltet worden sind, so Waldners „Aktion S“, Greulichs „Die schwarze Dreizehn“ oder Krauses „Überfall auf den Zirkus“.

Es fehlen Geschichten, die auch andere abenteuerliche Momente unseres Lebens einfangen. Im Sport, im Kampf gegen Naturkatastrophen, beim Aufbau unserer großen Werke ließen sich viele abenteuerliche Situationen und Konflikte finden, die des Agenten entbehren können. Aber auch die Agentengeschichte braucht neue, originelle Fabeln.

Unschematischer und besser werden westdeutsche Probleme behandelt. Gerhard Bengsch, erfolgreicher Autor von Fernsehspielen mit westdeutscher Thematik, erzählt in „Wendung im Fall Kilversberg“ packend die Geschichte eines westdeutschen Justizskandals. Allgemein kann man ein erfreuliches Interesse der Autoren an aktuellen Stoffen konstatieren.

Eine Entdeckung sind die Geschichten des westdeutschen Kraftfahrers Franz Popp, eines schreibenden Arbeiters, der in der Reihe mit drei Heften vertreten ist. Pops Erzählungen bestechen nicht allein durch die genaue Kenntnis des Milieus, sondern auch durch die richtige Darstellung gesellschaftlicher Zusammenhänge. Ob er nun den Konkurrenzkampf der Fernfahrer oder eine erregende Geschichte aus dem Leben der Taxifahrer erzählt, immer findet er originelle Situationen, in denen sich seine Helden bewähren müssen.

Was die historischen Abenteuererzählungen betrifft, verdient das Autorenehepaar Günter und Johanna Braun ein Sonderlob. Auch sie gehören zu den jungen Schrift-

stellern, die über die gelben Hefte zu umfangreicheren Arbeiten gekommen sind. Ihre Erzählungen behandeln nicht nur wichtige historische Ereignisse, sie sind sprachlich sauber und farbig geschrieben. Auch andere Autoren bemühen sich, historische Geschehnisse zu verarbeiten, nur manchmal spürt der Leser die Mühe, die ihnen das Quellenstudium bereitet hat. Schön, daß es auch Hefte gibt, die aus der Geschichte des alten Babylon berichten; dagegen scheinen uns Stoffe aus der deutschen Geschichte noch zu selten. Vom Bauernkrieg bis zur Revolution 1848 sucht manches Thema noch seinen Autor.

185 Hefte – das sind fast neun Jahre, in denen die Reihe „Das neue Abenteuer“ erscheint. Leider hat der Verlag zugunsten anderer Projekte den Abstand zwischen Neuerscheinungen von vierzehn Tagen auf vier Wochen verlängert, so daß nur noch zwölf Hefte im Jahr erscheinen. Das ist zuwenig, wenn man weiß, daß diese Hefte gern gelesen und gekauft werden. Die Reihe hat einige Verdienste, die uns ihren Mängeln gegenüber nachsichtig stimmen. Sie hat zur Entdeckung manches jungen Autors beigetragen; sie hat neue Leserschichten an die Literatur herangeführt; sie hat den Bedarf und das Interesse an spannender Literatur zu einem Teil befriedigen helfen.

Was wir ihr und uns wünschen? Noch 185 Hefte von der Qualität ihrer besten Erzählungen.

Klaus Geißler

## Deutsche Geschichte im politischen Gedicht

*„Politische Gedichte der Deutschen aus acht Jahrhunderten“  
Insel-Verlag, Leipzig 1960*

Politische Dichtung will Partei ergreifen, will der Forderung des Tages genügen. Es nimmt deshalb nicht wunder, wenn gerade sie seit Jahrhunderten von jenen, deren Partei in dieser Dichtung

nicht ergriffen wurde, den größten Anfeindungen ausgesetzt ist. „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied! Ein leidig Lied!“ ruft Brander im Kreise seiner Kumpane in Auerbachs Keller aus. Doch



1805 bekennt Johann Gottfried Seume: „Wenn man mir vorwirft, daß dieses Buch zu politisch ist, so ist meine Antwort, daß ich glaube, jedes gute Buch müsse näher oder entfernter politisch sein. Ein Buch, das dieses nicht ist, ist sehr überflüssig oder gar schlecht. Wenn man das Gegenteil sagt, so hat man seine – nicht guten Ursachen dazu.“

Die bitteren Erfahrungen, die deutsche Menschen in der Weimarer Republik und in der Zeit des Faschismus mit ihrem Unpolitisch-Sein machen mußten, haben uns auch in der Literatur zu neuen Maßstäben geführt. Wenn deshalb der Insel-Verlag eine Sammlung politischer Gedichte der Deutschen aus acht Jahrhunderten vorlegt, so ist diese Ausgabe ein Teil des für unsere Kulturarbeit selbstverständlichen Bemühens, den Bürger zur Humanität und zur Achtung der anderen Völker zu erziehen, ihn zu einem überzeugten Verfechter der Sache des Friedens und des Sozialismus werden zu lassen. Für das Erscheinen des Buches bot der zehnte Geburtstag der Deutschen Demokratischen Republik einen würdigen Anlaß, denn in unserem Staate wurden zum ersten Male in der deutschen Geschichte die Lehren aus der Vergangenheit beherzigt. Nur in diesem Teile Deutschlands ist es gegenwärtig möglich, eine von nationaler Überheblichkeit freie, den Tatsachen entsprechende Darstellung der historischen Entwicklung unseres Vaterlandes und damit auch der deutschen Literaturgeschichte zu entwerfen.

Die Anordnung der Gedichte folgt dem historischen Ablauf. So sind die politischen Kämpfe dieser acht Jahrhunderte und ihre Resonanz im lyrischen Werk meist klar erkennbar. Walther, Hutten und einige der ältesten deutschen Volkslieder führen hin zu den Dichtern des Dreißigjährigen Krieges. Wir begrüßen dankbar die lyrischen Dokumente, die der Not der preußischen Untertanen beredten Ausdruck geben, und beobachten den Aufschwung politischer Dichtung in den Werken Klopstocks, Bürgers und Schubarts.

Einen solchen Grad von Bewußtheit des Parteiergreifens in der Kunst bemerken wir in der Anthologie eigentlich nur noch in der Zeit des Vormärz und im Kampfe gegen den Faschismus. Mit vollem Recht gehört den Lyrikern des 20. Jahrhunderts die Hälfte des Bandes. Von Becher, Brecht und Weinert sind viele ihrer besten Gedichte aufgenommen worden.

Eine verantwortungsvolle Entscheidung also, und eine notwendige Neuerscheinung für ganz Deutschland. Aber ein Vorhaben, das zugleich ein gewichtiges Problem aufwirft. Der Verlag hatte sich vorgenommen, eine große Leserschaft auf „das aus ökonomischen und weltanschaulichen Spannungen und Gegensätzen hervorgegangene Gedicht“ aufmerksam zu machen. Das Studium des Bandes zeigt, daß der Verlag und der Herausgeber Hans-Heinrich Reuter dieses Programm einzuhalten suchten, indem sie nur solche Gedichte aufnahmen, die unmittelbar von politischen Ereignissen oder gesellschaftlichen Zuständen sprechen. Das philosophisch-weltanschauliche Bekenntnis wird also bewußt ausgeschieden. Dieses Auswahlprinzip stößt aber gerade in der deutschen Geschichte, in der für Intellektuelle wie für die werktätigen Massen eine direkt politische progressive Aktivität jahrhundertlang mit schweren Repressalien verbunden war, auf beträchtliche Schwierigkeiten. Die bedeutendsten Schriftsteller unserer Nation wurden nur allzu häufig zur abstrahierenden Betrachtung von Welt und Leben, teilweise zur idealistischen Spekulation, abgedrängt. Ist ihre Absicht deshalb unpolitisch? Wollten sie nicht gerade, daß über den Umweg der ästhetischen Bildung sich auch in Deutschland der Staatsbürger politisch bilden könne? Und selbst wenn wir feststellen müssen, daß diese Absichten der Klassiker letztlich an der Wirklichkeit scheiterten, bleibt ihnen das Verdienst, ihre Stimme für politischen Fortschritt und Humanismus in großartigen, zorn erfüllten und enthusiastischen Dichtungen unüberhörbar erhoben zu haben.

So ergeben sich aus der Zielsetzung der Anthologie einige grundsätzliche Fragen. Sie müssen um so eher beachtet werden, als diese Sammlung des Jahres 1960 ja mit einem ganz anderen Anspruch auftritt als die ersten Versuche nach dem Kriege, die den demokratischen Geist deutscher Dichtung zu uns sprechen lassen wollten.

Es ist selbstverständlich, daß nicht die Sucht nach Originalität für die Auswahl der Texte bestimmend sein konnte, sondern das vom politischen Inhalt geformte lyrische Kunstwerk. Vieles Bewährte, das schon in anderen Sammlungen der letzten Jahre zu finden war, steht deshalb zu Recht auch in diesem Bande des Insel-Verlags. Daneben verdanken wir der Anthologie einige wirkliche „Neuentdeckungen“. Indem Hans-Heinrich Reuter auch dem Bänkelsang und der Parodie gebührend Raum gab, kommt endlich einmal der politische Lyriker Wedekind wieder zur Wirkung, und auch das herrliche „Lied vom Tschech“ oder das kunstlose, fast unbeholfene „Lied eines preußischen Deserteurs im Siebenjährigen Kriege“ stehen in der Sammlung richtig an ihrem Platze, weil sie dokumentieren, daß politische Dichtung zu allen Zeiten eine Angelegenheit breiter Volkskreise gewesen ist. Der Herausgeber hat außerdem aus der „Menschheitsdämmerung“ und aus anderen Texten des expressionistischen Jahrzehnts manches Wertvolle ausgegraben, etwa des jungen Bechers „Ewig im Aufruhr“, Gedichte von Franz Werfel und Paul Zech. Er hat auch nachdrücklich auf Walter Bauer hingewiesen, der mit seinem Gedichtbuch „Stimme aus dem Leunawerk“ (Malik-Verlag, 1930) zu den größten Hoffnungen der proletarischen Lyrik zählte. Walter Bauers Gedicht „Wenn wir erobern die Universitäten“ gehört mit seinem kraftvollen Ton und in der selbstbewußten Haltung der wissensdurstigen Arbeiter in die unmittelbare Nachbarschaft Majakowskis und Brechts. Da auch die Anthologie des Dietz Verlages „Rotes Metall“ mit der „Ballade vom jungen erschossenen Arbeiter“ ein

ungemein starkes Gedicht Walter Bauers abdruckt, sollte überlegt werden, ob die „Stimme aus dem Leunawerk“ in der Roten Dietz-Reihe oder in der Reihe „Kämpfende Kunst“ neu aufgelegt werden kann.

Dankbar vermerken wir die aus dem Leiden des Krieges erwachsenen Gedichte von Schriftstellern, die in der Bundesrepublik beheimatet sind – schwermütig die Verse der Marie Luise Kaschnitz, fordernd und mahnend die Stimme Wolfgang Weyrauch's. Gemeinsam mit Elisabeth Langgässer und Wilhelm Lehmann, mit den christlichen Lyrikern Reinhold Schneider und Werner Bergengruen und gemeinsam mit allen Lyrikern der Deutschen Demokratischen Republik erheben sie ihre mahnende Stimme:

„Vom Hut aus Filz, vom Korb aus Stroh  
kein Pflaster schluckt die rote Spur.  
Mein Kind, mach es nicht ebenso,  
geh, lies von Lidice und Oradour.“

(Wolfgang Weyrauch: „Lidice und Oradour“)

Der Hauptmangel der Anthologie besteht darin, daß der Herausgeber den Anlaß ihres Erscheinens – den zehnten Geburtstag unseres jungen Staates – nur höchst ungenügend zum Thema der Auswahl gemacht hat. Wie vieles hat sich in diesen Jahren seit 1949 verändert! Wie vieles ist selbstverständlicher Inhalt des neuen politischen Gedichts in unserer Republik geworden! All das fehlt ausgerechnet in einer Gedichtsammlung, die jenen zehn Jahren gewidmet ist. Die Anthologie endet im historischen Überblick genau dort, wo die Existenz der Deutschen Demokratischen Republik gerade erst beginnt.

In der Auswahl Hans-Heinrich Reuters ist Bechers „Auferstanden aus Ruinen“ nicht nur würdiger Abschluß der Sammlung, sondern erscheint gleichsam als das letzte Wort des Dichters. Das Gedichtbuch enthält nichts von der großartigen kosmischen Begeisterung des späten Becher – eigenartigerweise fehlt auch die Sowjetunion in Bechers Gedicht. Und weil in

diesem Bande das Neue im Leben un-  
seres Landes nicht vorhanden ist, vermisse-  
sen wir auch die Namen vieler, die schon  
heute zum bleibenden Bestand unserer so-  
zialistischen Lyrik gehören: Kuba und  
Fühmann, Deicke, Berger und Stranka,  
um nur einige zu nennen.

Ähnliche Beobachtungen lassen sich bei  
manchen älteren Schriftstellern machen,  
die das kulturelle Gesicht der Republik  
mit prägen halfen, aber gerade in dieser  
Funktion in der Anthologie nicht lebendig  
werden. Rudolf Leonhard ist ledig-  
lich mit einem Gedicht aus der „Mensch-  
heitsdämmerung“ vertreten – als hätte er  
niemals die antifaschistische Volksfront  
oder seine Kampfgefährten im Gedicht be-  
sungen. Auch die Bedeutung Erich Wei-  
nerts wird zu sehr eingeengt, wenn seine  
Verse über den Aufbau des neuen  
Deutschlands nicht erscheinen. Es hätte  
bei ihm zum Beispiel das „Bekenntnis  
eines Künstlers zur neuen Welt“ aus dem  
Jahre 1952 oder ein thematisch ähnliches  
Gedicht aufgenommen werden können.

Als Mangel erscheint uns auch eine  
ungerechtfertigte Verschiebung der Pro-  
portionen in der deutschen Literaturge-  
schichte. Unter dem Zwange des zu eng  
aufgefaßten Politischen müssen sich ge-  
rade einige unserer größten Nationaldich-  
ter gefallen lassen, zu Sternen zweiter  
Ordnung herabgemindert zu werden. Oft  
bleibt dem Herausgeber nur noch das  
Epigramm, um wenigstens den großen  
Namen für die Anthologie bewahren zu  
können. Zuweilen nimmt diese Praxis fast  
groteske Formen an: Goethe erscheint mit  
genau 32 Zeilen, vorwiegend den Vene-  
zianischen Epigrammen und den Zahmen  
Xenien entnommen. „Prometheus“ bleibt  
ausgeklammert, auch das „Lied der Holz-  
hauer“ aus Faust II wird nicht beachtet.  
Bei Schiller müssen wir uns mit einem  
Epigramm und einem Bruchstück aus dem  
Fragment „Deutsche Größe“ begnügen.  
„An die Freude“ fällt augenscheinlich  
ebenfalls aus dem Rahmen des Auszu-  
wählenden heraus. Diese Liste ließe sich  
fortsetzen. Für Friedrich Hebbel zeugt

wiederum nur ein einziges Epigramm, als  
ob es von ihm nicht zum Beispiel das gute  
satirische Gedicht „Ein Reiseabenteuer in  
Deutschland“ oder manche andere aus-  
führlichere Probe seines Schaffens gäbe.  
Das Gedichtbeispiel Mörikes läßt nicht  
erkennen, welch bedeutenden Rang dieser  
Lyriker in unserer Literatur einnimmt. Na-  
türlich verschieben sich auf diese Weise  
die Maßstäbe. Gewiß darf zum Beispiel  
Herwegh in einer Anthologie politischer  
Lyrik einen breiteren Raum einnehmen,  
als er gegenüber den Klassikern etwa im  
„Deutschen Gedichtbuch“ beanspruchen  
kann. Aber das darf nicht so weit führen,  
daß – mit der alleinigen Ausnahme Höl-  
derlins – die große progressive weltan-  
schauliche Leistung der deutschen Klassik  
nicht erkennbar wird. Wie die angeführ-  
ten Beispiele zeigen, ist selbst das Kri-  
terium des Politischen im engeren Sinne  
kein zwingender Grund, Goethe und Schil-  
ler derart zusammenschrumpfen zu lassen.

Wir vermissen auch einige Autoren von  
Rang, die in einer Anthologie politischer  
Gedichte nicht fehlen sollten: wir nennen  
Martin Opitz, dessen „Trostgedicht in Wi-  
derwärtigkeit des Krieges“ vorzuschlagen  
wäre, und wir nennen Heinrich von Kleist.  
Auch Friedrich Rückerts „Geharnischte  
Sonette“, ein Musterbeispiel politischer  
Dichtung, sind mit keiner Probe vertre-  
ten. Andere Schriftsteller fanden wegen  
der selbst auferlegten Beschränkung keine  
Berücksichtigung. Es fehlen Johann Chri-  
stian Günther und von den großen spät-  
bürgerlichen Lyrikern insbesondere Rilke  
und Hofmannsthal. Gewiß sind die bei-  
den Letztgenannten keine „politischen  
Dichter“, wie Hans-Heinrich Reuter die-  
sen Begriff versteht. Aber tasten Hof-  
mannsthals Strophen „Manche freilich“  
nicht nach den tiefsten Ursachen einer  
Gesellschaft, die auch für ihn höchst frag-  
würdig eingerichtet war?

Doch nun zu einigen Editionsfragen.  
Hermann Hesse hat einmal davon gespro-  
chen, daß eine Literaturgeschichte regel-  
mäßig von der anderen abschreibt, weil  
zur erneuten Kenntnisnahme eines jeden

einzelnen Werkes das Leben viel zu kurz sei. Dieses Wort gilt cum grano salis auch für den Herausgeber von Literaturwerken. Es wäre unbillig, von Hans-Heinrich Reuter ein „Originalwerk“ politischer Dichtung zu erwarten, als ob es vor ihm nicht bereits eine ganze Reihe solcher Sammlungen gegeben hätte. Eine solche Quelle war ihm zum Beispiel die verdienstvolle Auswahl von Erwin Reiche „Dies Buch gehört der Freiheit“ aus dem Jahre 1949. In manchen Fällen läßt es sich auch gar nicht umgehen, auf Zeitschriftenabdrucke zurückzugreifen, wie die Beispiele aus der Emigrationsliteratur 1933 bis 1945 beweisen.

Die Übernahme einzelner Stücke aus Anthologien und Zeitschriften birgt aber manche Gefahren. Da diese Sammlungen zum Teil unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Faschismus veröffentlicht wurden, um der politischen Meinungsbildung zu dienen, konnten sie oft noch keine gesicherten Texte bringen. Auf diese Weise schleppen sich Fehler und Entstellungen von Jahr zu Jahr weiter. Wo es irgend möglich ist, sollte der Herausgeber daher auf die beste Ausgabe zurückgreifen, die er einsehen kann. Das ist in unserem Falle gerade bei den Schriftstellern der Gegenwart nicht immer geschehen, so etwa bei Erich Kästner, Hans Henny Jahn und Erich Weinert. Viele Ungenauigkeiten, viele Abweichungen der Interpunktion hätten sich so vermeiden lassen! Eine Anthologie steht in diesem Betracht unter den gleichen strengen Gesetzen wie jede andere Werkausgabe. Es muß auch ihr oberstes Streben sein, das dichterische Wort unverfälscht und rein zu überliefern.

Die übrigen Texte werden meist sauber dargeboten. Der Herausgeber versucht jedoch, an einigen Stellen die eigenwillige Zeichensetzung der Dichter zu normieren, was besonders in Franz Werfels „Revolutionsaufzug“, aber auch an anderen Stellen auffällt. Er bemüht sich auch, altertümliche Sprachformen vorsichtig auszubessern, selbst wenn diese heute noch

klar verständlich sind. Ulrich von Hutten muß es sich gefallen lassen, daß sein gerade wegen seiner Unregelmäßigkeiten so reizvolles Frühneuhochdeutsch korrigiert wird. Wenn statt „Fünklin“, „Frummen“, „gan“ jetzt „Fünklein“, „gehn“ und „Frommen“ zu lesen sind, verliert die Lyrik des frühen 16. Jahrhunderts natürlich viel von ihrem Glanz und Schimmer.

Ganz besondere Schwierigkeiten scheinen aber noch immer bei der Textgestaltung Hölderlinscher Gedichte zu bestehen. Seit mehr als einem Jahrzehnt ist die hervorragende, editorisch einwandfreie Ausgabe Friedrich Beißners jedermann zugänglich. Nach dem Erscheinen dieses ausgezeichneten Werkes können alle bisherigen Sammlungen von Hölderlin-Gedichten keine verlässliche Textgrundlage mehr sein. Gerade in diesem Punkte weisen die Anthologien jedoch noch große Entstellungen auf. Die „Politischen Gedichte der Deutschen“ machen davon leider keine Ausnahme. Das Hölderlin-Gedicht „An die Deutschen“ weicht gegenüber Beißners Großer Stuttgarter Ausgabe in der ersten, achten und zwölften Strophe teilweise erheblich ab. Die dreizehnte und vierzehnte Strophe fehlen in unserer Sammlung völlig. Die Anmerkung gibt nur unzureichend Auskunft über die Unterschiede der beiden vorhandenen Fassungen.

Es bleibt noch ein Wort zur Textbehandlung zu sagen. Der Herausgeber hat mehrfach Gedichte gekürzt. Wenn nur auf diese Weise die Schönheit einiger Strophen bewahrt werden konnte, wie Paul Flemings „Neujahrsode“ beweist, so darf dagegen nicht viel eingewendet werden. Oft aber betrifft die Kürzung nur wenige Verse. Müssen bei Arndt und Körner chauvinistische Züge eliminiert werden, dann sollte die Ausgabe doch besser gleich auf das ganze Gedicht verzichten, anstatt einen Torso erhalten zu wollen. In anderen Fällen ist die Kürzung nicht einzusehen. Schillers Entwurf „Deutsche Größe“ und das Bürger-Gedicht „Für wen, du gutes deutsches Volk ...“ sind ohne-



hin Fragment geblieben. Warum sie noch mehr reduzieren? Wieder anders verfährt Hans-Heinrich Reuter bei einigen Schriftstellern unserer sozialistischen Gegenwart. Aus mehrteiligen größeren Gedichten greift er jeweils nur den einen Teil heraus. Von Stephan Hermlins „Aurora“ lernen wir auf diese Weise nur den letzten Abschnitt kennen, bei Bechers „Volkes eigen“ sind es die Eingangsverse. Unbegreiflich ist, warum Bertolt Brechts großes Vermächtnis „An die Nachgeborenen“ nicht vollständig abgedruckt wird. Die Sammlung macht deshalb bei genauerem Ansehen einen etwas gestückelten, unausgewogenen Eindruck, der noch dadurch verstärkt wird, daß mit zwei Caputs aus Heines „Wintermärchen“ dichterische Elemente auftauchen, die – soviel lyrische Substanz sie auch enthalten – nicht mehr zur lyrischen Gattung gerechnet werden können.

Die Anthologie will aber nicht nur Texte vermitteln, sondern auch in einem Anhang wichtige Daten zur Entstehung der Gedichte mitteilen und die literarische Quelle angeben, der sie entnommen sind. Leider folgt auch Hans-Heinrich Reuter der verbreiteten Unsitte, diese Nachweise erst von etwa 1890 an regelmäßig zu verzeichnen. Ein Gedichtbuch wie das vorliegende soll natürlich keine kritische Edition sein. Aber der Herausgeber ist gewiß bestrebt, dem Leser einen zuverlässigen Text in die Hand zu geben – gar nicht davon zu reden, daß beim Fehlen der entsprechenden Angaben eine Überprüfung des vorgelegten Materials fast unmöglich wird. Bei Grimmelshausen und G. A. Bürger gehen die verschiedenen Ausgaben so weit auseinander, daß innerhalb eines einzigen Gedichts die

Struktur ganzer Strophen erheblich voneinander abweicht. – Der Leser möchte auch gern Auskünfte über Schriftsteller erhalten, die wenig bekannt sind. Der Rezensent muß gestehen, daß er über Ada Christen und Michael Richey nichts weiß und aus der Anthologie gern Näheres über sie erfahren hätte, deren Gedichte ja abgedruckt sind. Manchmal sind die Anmerkungen auch nicht genau genug. Ein Gedicht Peter Huchels gibt Hans-Heinrich Reuter unter dem Titel „Deutschland“ wieder, obwohl „Deutschland“ bei Huchel einen Zyklus von vier Gedichten bezeichnet, dessen zweites für die Anthologie ausgewählt wurde. Für Huchels „Chronik“ orientieren die Hinweise falsch, denn dieser Text steht nicht in dem Gedichtband von 1948, sondern in der Chronik „Das Gesetz“.

Wir sollten diese Kleinarbeit, die sich Verlag und Herausgeber machen müssen, auf keinen Fall unterschätzen. Sie dient der Unterrichtung des Publikums. Je gründlicher und genauer der Leser dabei orientiert wird, desto wertvoller wird die Wirkung des ganzen Bandes sein.

Die Auswahl des Insel-Verlages erfüllt leider nicht alle Erwartungen. Sie unterschätzt den politischen Gehalt im lyrischen Werk der deutschen Klassik. Sie gibt dem Neuen, das sich seit der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik entwickelt hat, keinen Raum. Die Anthologie bietet nicht in jedem Falle einen einwandfreien Text. Wir begrüßen sie im Buchangebot unserer Städte und Dörfer, weil sie ein notwendiges Anliegen zu erfüllen sucht. Wir hätten jedoch gewünscht, daß der gediegenen Ausstattung des Bandes auch eine größere innere Gediegenheit entsprochen hätte.

Hans Baumgart

## Schriftsteller im Kampf gegen den Faschismus

Eine aktuelle Reminiszenz

Als auf dem V. Deutschen Schriftstellerkongreß der französische Gast Henri Deluy die Grüße einer wichtigen Gruppe junger französischer Dichter überbrachte, da mag mancher der Älteren an den „I. Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur“ in Paris vor sechsunddreißig Jahren gedacht haben. Der junge französische Dichter berichtete in einer Zeit, in der „die finsternen Ideen des Klerikalismus und Militarismus, des Neofaschismus und Revanchismus, der Völker- und Rassenhetze“ die humanistische Literatur besudeln, vom Kampf der französischen humanistischen Schriftsteller: „Wie kann man die Legalität besingen und dabei unberührt bleiben von täglich organisiertem Mord? Wie kann man als Dichter sich den Foltern verschließen? Wie kann man nicht hören die Schreie aus verbrannten Leibern? Und wie könnten wir diese Schrecken außer acht lassen in unserer Poesie und den Widerstand gegen diesen Schrecken und gegen dieses Unrecht? Denn die Dichtung hat keine anderen Grenzen als das Leben selber ...“

Um die Erhaltung des Lebens und um den Kampf gegen das Unrecht ging es auch den französischen Delegierten, die im Juni des Jahres 1935 mit Vertretern aus fünfunddreißig Ländern im Saal der „Mutualité“ zu Paris zusammentrafen. Damals waren es die besten und angesehensten Schriftsteller Frankreichs, Romain Rolland, Henri Barbusse, Louis Aragon und viele andere, die, unterstützt von deutschen emigrierten Autoren wie Johannes R. Becher, Lion Feuchtwanger, Heinrich Mann, Anna Seghers und von

zahlreichen fortschrittlichen Schriftstellern aus England, Italien, Spanien, Amerika und anderen Ländern, einen internationalen Schriftstellerkongreß zum Schutze der Kultur und des Friedens einberufen hatten. Dieser Kongreß reihte sich würdig ein in die großen Aktionen und Kämpfe gegen den deutschen Faschismus, der die Rolle des „Stoßtrupps der internationalen Konterrevolution“ spielte, wie Dimitroff es ausdrückte. In Paris vereinigten sich die besten Schriftsteller verschiedener Länder und verschiedener Lager. Neben dem in liberaler Tradition aufgewachsenen englischen Schriftsteller E. M. Forster stand der aus dem faschistischen Deutschland ausgebürgerte kommunistische Arbeiterschriftsteller Hans Marchwiza, neben Waldo Frank aus den USA war Alexej Tolstoi aus der Sowjetunion als Delegierter erschienen. Und wenn es auch in Fachfragen unterschiedliche Auffassungen gab, einzig waren sich alle in ihrem Haß gegen den Faschismus, in ihrem Willen, die Kultur zu verteidigen und für den Frieden zu kämpfen.

Nicht zufällig fand der Kongreß in Paris statt, war doch Frankreich das Land, das sich die Faschisten mit beschleunigten Schritten unterwerfen wollten. Vor allem aber war es das Land, in dem dank der Bemühungen der Kommunistischen Partei erfolgreich um die Aktions-einheit gekämpft wurde. Diese Aktions-einheit der Arbeiterklasse übte großen Einfluß auf die Intellektuellen aus. So gelang es, ein Komitee der antifaschistischen Wachsamkeit zu bilden, dem mehr als fünftausend Professoren, Künstler und Wissenschaftler angehörten. Frankreich

gab ein Beispiel für Notwendigkeit und Möglichkeit des gemeinsamen Kampfes der breitesten Volksmassen unter der Führung des Proletariats gegen Faschismus und Kriegsgefahr. Möglich war diese umfassende einheitliche Front der fortschrittlichen Schriftsteller der ganzen Welt durch den Sieg des Sozialismus in der Sowjetunion und durch den Einfluß, den die Erfolge ihres sozialistischen Aufbaus und die Entwicklung ihrer Kultur auch auf die meisten Schriftsteller der kapitalistischen Länder ausübten. Notwendig war das gemeinsame Vorgehen durch das bedrohliche Fußfassen des Faschismus in vielen kapitalistischen Ländern, insbesondere aber durch die Machtergreifung der Hitlerpartei in Deutschland.

In dieser Front fortschrittlicher Kulturschaffender waren die kommunistischen Schriftsteller von Anfang an die konsequentesten Kämpfer gegen den Faschismus. Sie gestalteten in ihrer Literatur das Neue, das sich seit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution in der Welt vollzogen hatte. Sie waren es auch, die nach den vielen Verfälschungen und Mißdeutungen der Bourgeoisie und ihrer Literaturwissenschaftler das klassische Erbe wieder in den Vordergrund rückten, es reinigten und vor jeder Entstellung schützten. Sie waren würdige Vertreter der Arbeiterklasse und der großen humanistischen Literatur zugleich.

Was aber bewog die fortschrittlichen bürgerlichen Schriftsteller und Intellektuellen, sich mehr und mehr dem gegen den Faschismus kämpfenden Proletariat anzuschließen? Sie erkannten, wie gleichzeitig mit der Krise der kapitalistischen Wirtschaft die Kulturgüter der bürgerlichen Gesellschaft von diesem Niedergang betroffen wurden. Die bürgerlich-humanistischen Schriftsteller erlebten, wie der Faschismus in Deutschland die humanistischen Werte vernichtete, wie er eine Pseudokunst hervorbrachte und förderte, die nicht mehr im Leben wurzelte, sondern im Dienste der barbarischen Ideen des Rassenwahns und des Nationalismus

standen. Die bürgerlichen Intellektuellen, die in den Traditionen des klassischen Humanismus erzogen worden waren, sahen mit eigenen Augen und spürten am eigenen Leibe, wie ihre Ideale von den Faschisten zerstört wurden. Nachdem der „Völkische Beobachter“ geschrieben hatte, daß der „neue Führer der kulturellen Kämpfer Hitlers (gemeint ist der faschistische Kultusminister Rust. H. B.) seine Truppe schießfest in die Hand bekommen hat“, nachdem die Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 die Kulturbarbarei besonders deutlich gemacht hatte, wandten sich auch die meisten der bürgerlich-humanistischen Schriftsteller vom faschistischen System ab, mit dem sie eine Zeitlang vielleicht sogar geliebäugelt hatten. Es gab unterschiedliche Auffassungen über das Wesen und den Charakter des Faschismus bei ihnen, oft waren sie über die Mittel und Wege zur Bekämpfung des Faschismus auch anderer Meinung als ihre kommunistischen Kollegen, über die Notwendigkeit aber, den antifaschistischen Kampf zu führen, gab es kaum noch Zweifel.

Einige bürgerlich-humanistische Schriftsteller glaubten, der Faschismus könne durch Vernunft allein besiegt werden. Andere wiederum sahen in ihm nur eine vorübergehende Erscheinung, „eine Rebellion des wildgewordenen Kleinbürgertums“. Die zugespitzte politische Situation nach der Machtergreifung der Nazis ließ aber keine Kompromisse zu. Es gab für kleinbürgerliche Intellektuelle nur zwei Möglichkeiten: entweder sie gaben ihre humanistischen Ideale auf oder sie stellten sich an die Seite der revolutionären Klasse, an die Seite des Proletariats. Die Geschichte verlangte eine Entscheidung von ihnen. Nicht alle erkannten diese Fragestellung. Einige resignierten, andere glaubten, durch passives Verhalten unbehelligt davonzukommen. Und es gab auch einige wenige, die zu den Faschisten überliefen. Die besten von ihnen aber fanden den Weg an die Seite der Arbeiterklasse und ihrer Literatur. Sie ver-

folgten den mutigen Kampf der kommunistischen Arbeiter und die Erfolge der antifaschistischen Massenbewegungen in Österreich und Frankreich und begannen, die führende Rolle der Arbeiterklasse im Kampf gegen Krieg und Faschismus zu begreifen. Kennzeichnend für diese Erkenntnis ist ein Brief Heinrich Manns, als ihm, dem von den Nazis Ausgebürgerten, die Tschechoslowakei Heimatrecht anbot. In diesem Brief heißt es: „Die entarteten Nachkommen der ehemaligen Bildungsschicht flüchten heute das ehrliche Denken und hassen einen Gestalter, der sie selbst zu gut dargestellt hat: daher auch meine Ausbürgerung und die jämmerliche Angst, Schriften wie die meinen in die Grenzen zu lassen. Die Literatur, ob sie will oder nicht, ist im Begriffe, ganz und gar sozialistisch zu werden. Warum? Weil außerhalb der sozialistischen Welt keine Literatur mehr bestehen kann. Die Literatur geht unweigerlich zu den Arbeitern, weil bei ihnen die Menschlichkeit geachtet, die Kultur verteidigt wird.“

Eine entscheidende Bedeutung hatte in diesem Ringen die sowjetische Literatur. Bereits vor 1933 war sie für viele linksbürgerliche Schriftsteller zum Orientierungspunkt geworden. Henri Barbusse, Romain Rolland und Bernard Shaw hatten sich mit eigenen Augen von der Überlegenheit des sozialistischen Landes überzeugt. Sie sahen die Entwicklung der Sowjetkultur und sahen ihren tiefen humanistischen Gehalt. Hinzu kommt, daß auf viele bürgerlich-humanistische Schriftsteller der Kongreß der Sowjetschriftsteller 1934 in Moskau positiv gewirkt hatte.

Eine weitere Grundlage für das Zustandekommen eines Bündnisses der bürgerlich-humanistischen Schriftsteller mit den proletarisch-revolutionären Schriftstellern war die Einheitsfront der Arbeiterklasse, zu der sich in vielen Ländern Europas kommunistische und sozialdemokratische, christliche und parteilose Arbeiter zusammenschlossen. Da sie die Notwendigkeit eines gemeinsamen Kamp-

fes gegen den deutschen und internationalen Faschismus erkannten, und da sie von innerer Verantwortung für eine bessere, menschenwürdigere Zukunft erfüllt waren, hatten die proletarisch-revolutionären Schriftsteller Deutschlands allen humanistischen deutschen Schriftstellern die Hand entgegengestreckt, auch „jenen ‚gleichgeschalteten‘ Schriftstellern, die in der entscheidenden Stunde zu *schwach* waren, und die da glaubten, auch innerhalb des ‚Dritten Reiches‘ eine künstlerische und menschliche Existenz unter der Maske des Hakenkreuzes verwirklichen zu können, die aber jetzt, besonders nach dem 30. Juni, zu *erwachen beginnen* und sehend werden“, wie Johannes R. Becher in seiner Diskussionsrede auf dem Kongreß der Sowjetschriftsteller 1934 sagte, denn es ging um die Rettung der deutschen Nation vor dem Untergang und um die Erhaltung des Weltfriedens.

Der Kampf der Arbeiterklasse unter Führung der Kommunistischen Partei hatte seinen Eindruck auf die fortschrittlichen bürgerlichen Schriftsteller nicht verfehlt. Mit welcher Verehrung sprach Heinrich Mann von Edgar André, jenem Hamburger Hafenarbeiter, der ihm durch „seinen letzten Kampf und angesichts des Todes so verehrungswürdig geworden“ war! André war für ihn „der Deutsche in neuer, herrlicher Gestalt“. Und wie leidenschaftlich hat Henri Barbusse mit den letzten Kräften seines Lebens für die Rettung Ernst Thälmanns gekämpft!

Dies war die politische und geistige Grundlage, auf der sich die fortschrittlichen Schriftsteller aus den verschiedensten Ländern in Paris trafen, um Rechenschaft abzulegen über ihre Arbeit und ihren Kampf gegen Faschismus und Krieg, und um gemeinsam die Kultur und den Frieden gegen den blutigen Faschismus zu verteidigen. Der Kreis der behandelten Fragen war weit gezogen. Man diskutierte über das Kulturerbe, über die Rolle des Schriftstellers in der Gesellschaft, über das Individuum, den Humanismus, über Nation und Kultur, über



Probleme des Schaffens, über die Würde des Denkens und über die Verteidigung der Kultur. Es sprachen Delegierte aus Belgien, China, Kuba, Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, Holland, Indien, Italien, Österreich, Spanien, der Sowjetunion, den USA und anderen Ländern. Neben sozialistischen Schriftstellern wie Martin Andersen Nexö, Louis Aragon, Johannes R. Becher, Alexej Tolstoi ergriffen auch bürgerlich-humanistische Schriftsteller wie Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger das Wort. Ja, es sprachen zum Teil Menschen, die sich vorher nie mit Politik im engeren Sinne beschäftigt hatten, die ihr immer aus dem Wege zu gehen bemüht gewesen waren. Nun äußerten sie Erkenntnisse, die sie das Leben gelehrt hatte.

Die Bedeutung des Pariser Kongresses liegt besonders darin, daß der Humanismus als Inhalt des Kampfes aller Antifaschisten erkannt wurde. Johannes R. Becher sagte, daß der Einladung nach Paris Schriftsteller gefolgt seien, die sich die Aufgabe gestellt haben, „die großen Ideale des Humanismus in ihrem Werk zu bewahren“, und Schriftsteller, „die mit ihrem Werk jener Kraft dienen, die heute einzig und allein die Verwirklichung jener Ideale verbürgt“. Es ging um die Klärung des Humanismus-Begriffes und seines Inhalts, war doch der sogenannte Humanismus der Bourgeoisie nur noch ein Aushängeschild, hinter dem sich Ausbeutung und Unterdrückung der Werktätigen verbargen. Diesem verlogenen und seines Inhalts entleerten bourgeoisen Scheinhumanismus galt es, den Humanismus des revolutionären Proletariats entgegenzustellen, dem es „um die denkende, die theoretische Verallgemeinerung dessen geht, was wir durch die Taten zur Befreiung unseres Landes und Volkes von der Macht der barbarischen Eroberer zu tun uns anschicken“ (Alfred Kurella: „Der Mensch als Schöpfer seiner selbst“).

Von diesem proletarischen Humanismus handelt auch ein anläßlich des Pariser Schriftstellerkongresses erschienener Leit-

artikel in der „Prawda“. Er wies darauf hin, daß der Humanismus des revolutionären Proletariats „auf der wirklichen Vernichtung der Klasse der Raubtiere und Parasiten, die den Menschen ein tierisches Leben bereiten“, fußt. Dies bedeutet Kampf des Menschen und der Menschheit um die Befreiung und Wiedergeburt des Menschen. Nur das Proletariat kann diese große, weltgeschichtliche Aufgabe übernehmen, weil es die fortschrittlichste Klasse ist und weil es am konsequentesten an der Lösung dieser Probleme interessiert ist. Dies befähigt auch die sozialistische Literatur, das Wesen der kapitalistischen Unterdrückung aufzudecken und mitzuhelfen, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zu beseitigen.

Aber die Literatur des Proletariats will nicht nur das Alte entlarven, sie will auch dem Neuen den Weg weisen. Darüber berichteten vor allem die sowjetischen Delegierten auf dem Kongreß, als sie von der Literatur ihres Landes sprachen. „Unser Leser ist unser bester Freund, unser bester, aber unerbittlichster Kritiker“, sagte W. Iwanow in seinem Diskussionsbeitrag zum Problem des Humanismus. Maxim Gorki, der wegen Krankheit nicht in Paris sein konnte, schrieb in einer Botschaft an den Kongreß (die Henry Barbusse verlas): „Heute zählt nur der Humanismus des Proletariats, das das edle Ziel verfolgt, die ganzen sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen der Welt umzugestalten. In dem Lande, wo das Proletariat die Macht erobert hat, erleben wir ein herrliches Schauspiel. Welch eine grandiose Energie strahlt von den Werktätigen aus, welche Talente entfalten sich, mit welcher Kraft schafft es neue Lebensformen und erfüllt sie mit neuem Inhalt ... Die aufrichtigen Reden vernünftiger Menschen werden von den Werktätigen, den Kulturarbeitern, den Intellektuellen, den Industriearbeitern und Bauern verstanden werden, von jenen, die das Recht ersehen und verdienen, die Kultur zu meistern und zu gestalten.“

Auch über die Aufgabe der neuen Literatur und über ihre Stellung im Ringen der beiden Hauptkräfte unserer Epoche wurde auf dem Kongreß diskutiert. Es wurde als die besondere Aufgabe der Literatur der Arbeiterklasse bezeichnet, die großen Massen der Gegner des Faschismus und des imperialistischen Krieges zu sammeln. Sie kann und muß es tun, weil sie in sich die besten Traditionen der Weltliteratur vereinigt, weil sie die Wahrheit der gesellschaftlichen Verhältnisse widerspiegelt und weil sie allen Menschen guten Willens den Ausweg aus einer Welt der Barbarei und des Krieges in ein Leben in Wohlstand und Frieden zeigt.

Einen großen Raum nahm auf dem Kongreß auch die Diskussion um die Fragen des literarischen Erbes ein. Die Literatur der Arbeiterklasse beweist täglich, so sagte man mit Recht, daß sie die fortschrittlichen Traditionen der Weltliteratur übernommen hat. Die proletarisch-revolutionären Schriftsteller sind bemüht, das fortschrittliche Erbe früherer Gesellschaftsordnungen aufzunehmen und für die Schaffung der sozialistischen Literatur auszuwerten. Für sie, die von den Massen gelesen, gehört und verstanden werden, die sie begeistern und zum Handeln bewegen sollen, galten und gelten auch heute die Worte, die W. I. Lenin auf dem Kongreß des Kommunistischen Jugendverbandes über die proletarische Kultur im allgemeinen sagte: „Die proletarische Kultur muß die gesetzmäßige Weiterentwicklung jener Summe von Kenntnissen sein, die sich die Menschheit unter dem Joch der kapitalistischen Gesellschaft, der Gutsbesitzergesellschaft, der Beamten-gesellschaft erarbeitet hat. All diese Wege und Pfade führten und führen zur proletarischen Kultur und werden weiter zu ihr führen ...“

Dieser Fragenkomplex gewann auf dem Pariser Schriftstellerkongreß insofern besondere Bedeutung, als einige der dort anwesenden bürgerlichen Schriftsteller noch immer der Meinung waren, daß die

sozialistische Literatur das kulturelle Erbe ablehne. Sie glaubten, daß für Kommunisten nur Tagesprobleme von Bedeutung seien, die Errungenschaften der Vergangenheit sie aber nicht interessierten. Neben anderen war es wiederum Johannes R. Becher, der in seiner Rede eine klare Antwort auf diese Frage gab: „Ehre und Nachfolge jenen großen Träumern der Menschheit, jenen von einer tiefen Sehnsucht beunruhigten Realisten, Verherrlichern der Bestimmung des Menschen, die, indem sie die Größe der menschlichen Leidenschaften schilderten, die Macht des Menschen, seine Würde, seine umstürzende Schöpferkraft priesen. Sie waren die großen *Unbefangenen*, die redlich, ohne Rücksicht auf die Herrschenden und Reichen, die Wahrheit über das Leben gesucht und mit diesem Wahrheitsgehalt ihre Werke durchsetzt haben ...“

Für die sozialistischen Schriftsteller kam es folglich darauf an zu beweisen, daß sie es ernst meinten mit der kritischen Aneignung des kulturellen Erbes. Die deutschen antifaschistischen Dichter und Schriftsteller vor allem mußten vor aller Welt bezeugen, daß die antifaschistische Literatur die eigentliche deutsche Literatur ist, das heißt, sie mußten eine Literatur schaffen, die an Breite und Tiefe alles das in sich birgt, was die humanistische deutsche Dichtung in der Vergangenheit geschaffen hat. Es galt, der Literatur des „Dritten Reiches“, die das „deutsch-germanische Wesen offenbaren“ wollte (Adolf Bartels), eine Literatur entgegenzusetzen, in der sich die Liebe des kämpfenden deutschen Antifaschisten als die wahre Liebe zu Deutschland manifestierte. Welches deutsche Vaterland die antifaschistischen deutschen Schriftsteller liebten, und was sie zur Verteidigung dieses Vaterlandes zu tun in der Lage und bereit waren, darüber sprach auf dem Kongreß ausführlich Anna Seghers.

Die antifaschistischen Schriftsteller waren dazu berufen, zu zeigen, *wer* die

Kulturzerstörer waren, *wer* Künstler und Schriftsteller entrechtete und *wer* im Hintergrund der faschistischen Machthaber stand, wer sich jetzt als „Retter der Kultur“ aufspielte und den Kommunismus als Kulturzerstörer diffamierte. Bertolt Brecht legte dar, daß es für den Schriftsteller nicht mehr genüge, die Greuel der Faschisten zu schildern. Man müsse den Gegner zu Fall bringen. Der Schriftsteller dürfe den Leser nicht sich selbst überlassen: „Kameraden, denken wir an die Wurzel der Übel! Eine große Lehre nun, die immer größere Menschenmassen auf unserem Planeten, welcher noch sehr jung ist, ergreift, sagt, daß die Wurzel aller Übel unsere Eigentumsverhältnisse sind. Diese Lehre, einfach wie alle großen Lehren, hat jene Menschenmassen ergriffen, welche am meisten unter den bestehenden Eigentumsverhältnissen und den barbarischen Methoden, mit denen sie verteidigt werden, leiden. Sie wird in einem Lande, das ein Sechstel der Erdoberfläche ausmacht, wo die Unterdrückten und Besitzlosen die Herrschaft ergriffen haben, in die Tat umgesetzt. Dort gibt es keine Destruktion von Nahrungsmitteln mehr und keine Destruktion von Kultur.“ Bert Brecht hatte sich selbst erst zu dieser Erkenntnis durchgerungen. Nun war es sein Anliegen, diese Erfahrungen auch anderen Schriftstellern mitzuteilen, die gleich ihm ihre Stimme gegen die Barbarei erhoben. Nur so könnten sie „erfolgreich die Wahrheit über schlimme Zustände schreiben“ und nur so könnten schließlich „die schlimmen Zustände bekämpft werden“.

Aufgabe der sozialistischen Schriftsteller ist es, so folgte auch der Kongreß, ihre Überzeugung und ihre Kenntnisse von der gesellschaftlichen Entwicklung breitesten Schichten zu vermitteln. Es hatte in der Vergangenheit schon eine Reihe positiver Beispiele in dieser Hinsicht gegeben: Die KPD hatte die proletarisch-revolutionären Schriftsteller Deutschlands schon vor 1933 gelehrt, sich enger mit den Massen zu verbinden und auch auf dem Gebiete der Literatur die

Einheitsfront als Kampfgemeinschaft sozialistischer Schriftsteller mit den breitesten Schichten antifaschistischer bürgerlicher Schriftsteller herzustellen. Trotz großer Anstrengungen war dies aber nicht überall gelungen, denn die Demagogie der Bourgeoisie einerseits und sektiererische Auffassungen bei einzelnen proletarisch-revolutionären Schriftstellern andererseits hatten diese Bewegung gehemmt. Auch war für viele bürgerlich-humanistische Schriftsteller der Übergang auf die Seite des Proletariats nicht leicht. Dieser Prozeß verlief nicht ohne Schwierigkeiten und innere Kämpfe; es hieß Abschied nehmen von einer Gesellschaft, die sie hervorgebracht hatte und in der sie schon Werke gestaltet und veröffentlicht hatten. Hilfe boten ihnen dabei proletarische Schriftsteller wie etwa Martin Andersen Nexö, Hans Marchwiza oder Johannes R. Becher, der selbst aus dem Bürgertum stammte. Den Worten Martin Andersen Nexös mag in diesem Zusammenhang symbolische Bedeutung zugesprochen werden. Er sagte: „Als ich hierher fuhr, traf ich bei der Abfahrt einen Hafenarbeiter. Er fragte mich: ‚Du fährst nach Paris und wirst Barbusse treffen?‘ – ‚Ja.‘ – ‚Das ist ein Mordskerl. Sag ihm, daß ich ihm die Hand drücke. Sag ihm, meine Hand ist schwarz und rußig, aber sie ist zuverlässig.‘“

Das Bündnis der proletarisch-revolutionären Schriftsteller mit den bürgerlich-humanistischen war eine echte Kampfgemeinschaft gegen Faschismus, Krieg und Reaktion, die Verwirklichung einer zielklaren und konsequenten Politik der KPD auf dem Gebiete der Kultur. Niemand verlangte von den bürgerlichen antifaschistischen Schriftstellern ein volles Bekenntnis zum Marxismus-Leninismus oder zur marxistisch-leninistischen Literaturtheorie. Andererseits war dieses Bündnis natürlich auch nicht mit einem Verzicht der proletarisch-revolutionären Schriftsteller auf die in den letzten Jahren erkämpfte Grundlinie der sozialistischen Literatur verbunden. Es galt nach

wie vor – auch auf dem Pariser Schriftstellerkongreß –, die Hegemonie der proletarisch-revolutionären Literatur zu erarbeiten.

„Ein anderer Höhepunkt des Kongresses war da, als die Saaltüren sich schlossen und der unbekannte illegale Schriftstellergenosse aus Deutschland die Tribüne betrat. ‚Ein Held sprach‘, schrieben am Tage darauf die Zeitungen. Der namenlose Heroismus der deutschen Arbeiterbewegung hatte das Wort. Es war ein nüchterner Bericht, ein Arbeitsbericht, den der Genosse gab. Aber diese Nüchternheit stand nicht im Widerspruch zu den großen Worten, zu den tiefen Analysen und weiten Perspektiven – im Gegenteil; diese Nüchternheit war nur die andere Seite einer und derselben Sache. Hart und exakt kamen diese Worte in den abgedichteten Saal, direkt und ohne Verzierungen, Worte wie Grundmauern, Klassenmörtel, proletarischer Beton, Tragpfeiler für Glanz und Flügel.“ So schrieb Johannes R. Becher 1935 über das Auftreten des Schriftstellers „Klaus“, der aus dem faschistischen Deutschland gekommen war: Jan Petersen – Kommunist, Arbeiterschriftsteller aus Charlottenburg und Leiter der illegalen Schriftstellergruppen in Berlin, die im Widerstandskampf gegen den Faschismus standen. Er sprach im Namen seiner illegalen Genossen und Kollegen, die mit ihrem literarischen Talent und durch ihren persönlichen Einsatz in der antifaschistischen Widerstandsbewegung Hervorragendes leisteten. Auch sie haben einen wesentlichen Anteil an der Bereicherung der deutschen Nationalliteratur. „Ein ganz neuer Typ des Schriftstellers ist das“, schrieben 1934 die im Ausland gegen den Faschismus kämpfenden Schriftsteller, „so diametral anders als ihn der Steckbrief des Kleinbürgers schildert. Er ist hart und diszipliniert geworden, heute redigiert er in einem Keller eine illegale Zeitung – ein Toter auf Urlaub –, morgen dichtet er Knüttelverse, übermorgen zieht er sie selbst ab und klebt sie an die Mauer der

Straßen, und zwischendurch sieht er das Material, das die Grundlage eines Romans oder einer größeren Reportage bilden soll. Keine Theaterpremiere umrauscht ihn mit Applaus, keine Preise werden ihm erteilt, keine Honorare warten seiner, keine Presse verkündet seinen Namen ...“ Über sie und von ihrer Arbeit berichtete Jan Petersen dem Kongreß. „Deutschland ist nicht Hitler!“ sagte er. „Das Deutschland von morgen, das Deutschland der Freiheit ist im Aufbruch, es hat so tiefe Wurzeln geschlagen, daß auch der blutigste Terror sie nicht mehr herausreißen kann. Für dieses Deutschland schreiben wir! Für dieses Deutschland führen wir unseren Kampf!“

Große Bedeutung erhielt der Pariser Kongreß auch dadurch, daß er die antifaschistischen Schriftsteller der ganzen Welt in Kontakt zu den besten Vertretern der Sowjetliteratur brachte. Alexej Tolstoi, Nikolai Tichonow, Ilja Ehrenburg, Alexander Kornejtschuk und viele andere sowjetische Autoren waren gekommen, um den antifaschistischen Schriftstellern der ganzen Welt zu berichten, wie nach dem Sieg der Oktoberrevolution in Rußland eine neue Epoche der Kultur begonnen hatte. (Es war dies übrigens nicht das erstemal, daß auf einem Schriftstellerkongreß sowjetische Schriftsteller mit ihren Kollegen aus den kapitalistischen Ländern zusammenkamen. Bereits auf dem I. Unionskongreß der Sowjetschriftsteller 1934 in Moskau waren viele ausländische Gäste anwesend, aus Deutschland u. a. Johannes R. Becher, Willi Bredel und Friedrich Wolf.)

Gleich dem Proletariat der ganzen Welt, so waren sich auch die proletarisch-revolutionären Schriftsteller über ihre Stellung zur Sowjetunion immer im klaren. Sie sahen in der Sowjetunion ihr Vaterland und ihr Vorbild und in der Sowjetliteratur ein nachahmenswertes Beispiel. Ein Teil der bürgerlichen Intellektuellen hingegen klammerte sich noch an die Illusionen, die ihnen der Kapitalismus aufgebaut hatte. In Paris aber



zeigte sich ein neues Moment. Obgleich in der Tagesordnung nicht vorgesehen, tauchte auf dem Kongreß die Frage nach dem Verhältnis zur Sowjetunion auf. Es gab fast keinen Redner, der nicht von der Sowjetunion, von ihrer Literatur und ihren kulturellen Errungenschaften gesprochen hätte. Dies führte manchen fortschrittlichen Vertreter der Intelligenz auch zu einer realeren Einschätzung der revolutionären Arbeiterbewegung und zu einer realeren Einstellung zum Sozialismus. Auf dem Kongreß vollzog sich endgültig – wie einer der Redner sich ausdrückte – die De-jure-Anerkennung der Sowjetunion auf dem Gebiete der Kultur. Dem Schriftsteller konnte der begrenzte Horizont, den er von seinem Schreibtisch aus hatte, nicht mehr genügen. Wollte er große Kunstwerke schaffen, mußte er mit dem Leben, mußten ihm die Veränderungen in der Welt vertraut sein, und diese Veränderungen waren grundlegender Art. Hatte einst mancher Schriftsteller geglaubt, er könnte seine Augen vor dem Neuen verschließen, hatte er einmal die Oktoberrevolution als „unmenschlich“ und „grausam“ charakterisiert, mußte auch er nun erkennen, daß ein solches Pauschalurteil falsch war. So erlitt der von den Imperialisten und besonders von den deutschen Faschisten gepredigte Antikommunismus eine empfindliche Schlappe.

Aber noch mehr war inzwischen geschehen. Die Imperialisten bereiteten einen neuen Krieg vor und bedienten sich dabei der revanchelüsternen Faschisten. Das erkannten die bürgerlichen Intellektuellen. Sie sahen, wie die Bourgeoisie ihres Landes das große kulturelle Erbe mißbrauchte und vernichtete, sie sahen die Not vieler ihrer Leser unter dem Schreckensregime der Faschisten in Deutschland. Im Faschismus gab es keine Heimstätte mehr für echte Kultur. Die Bourgeoisie hatte auch auf diesem Gebiete sich selbst entlarvt, sie hatte selbst dazu beigetragen, daß fortschrittliche Schriftsteller sich von ihr lösten

und sich der Arbeiterklasse zuwandten. „In dem gewaltigen Umfang, in dem auf dem Pariser Kongreß dieser Übertritt auf die Position des kämpfenden Proletariats, zum proletarischen Humanismus, von den besten Dichtern und Schriftstellern der Welt vollzogen wurde, liegt die große historische Bedeutung dieses ersten Internationalen Kongresses zum Schutze der Kultur, mit dem der Befreiungskampf der Arbeiterklasse einen außerordentlichen Sieg errungen hat, und in dem der Faschismus eine Schlacht verlor“, schrieb die „Deutsche Zentral-Zeitung“ in Moskau nach dem Kongreß.

In Paris wurde über manches Trennende gesprochen. Wichtiger aber war das, was die dort anwesenden Schriftsteller einte. Leonhard Frank sagte, daß jeder, der Zeitgenosse des Krieges und des Faschismus sei, die Pflicht habe, gegen Krieg und Faschismus zu kämpfen. Die deutschen Schriftsteller, sowohl die sozialistischen als auch die bürgerlich-humanistischen, die auf dem Pariser Kongreß zur Verteidigung der Kultur ihre Stimme erhoben, kämpften gemeinsam mit vielen Genossen und Freunden, die sie in Paris würdig vertraten. Sie kämpften an der Seite der Antifaschisten der ganzen Welt. Sie waren Vertreter und Schöpfer einer Literatur, deren beste Werke einen würdigen Platz in der Weltliteratur einnehmen. Sie waren Verteidiger der Kultur und bewahrten damit das progressive kulturelle Erbe vor der Vernichtung durch die Faschisten. Die sozialistischen Schriftsteller wußten: der kulturelle Feind ist zugleich der politische Feind. Daher war für sie auch Verteidigung der Kultur zugleich Kampf gegen den politischen Feind.

Der Kongreß endete mit der einstimmigen Annahme einer Resolution, die die Gründung einer „Internationalen Schriftstellervereinigung zum Schutze der Kultur“ beschloß. Die Hauptaufgabe dieser Internationalen Vereinigung, die sich zunächst aus achtunddreißig „Nationalen Komitees“ zusammensetzte, war der ge-

meinsame Kampf gegen Faschismus, Krieg „und gegen jegliche andere Gefahren, von denen die Zivilisation bedroht ist“.

Daß die absolute Mehrheit der damals in Paris anwesenden Schriftsteller dieser hohen Forderung gerecht wurde,

das beweist uns heute die Geschichte. Ihr Kampf, ihr Mut, ihre Liebe zur humanistischen Weltkultur und ihre literarischen Werke sind uns heute im Kampf gegen die Bonner Ultras und Neofaschisten Mahnung und Verpflichtung.

*Claus Hammel*

## Klassiker und Zeitgenosse Rehfish

Anläßlich des Erscheinens eines Bands ausgewählter Bühnenstücke von Hans J. Rehfish unter dem Sammeltitle „Nickel und die sechsunddreißig Gerechten“ (bei Rütten & Loening in Berlin) versucht der Verfasser die Aufmerksamkeit auf Namen und Werk eines etwas aus der Mode gekommenen, nichtsdestoweniger bedeutenden Dramatikers zu lenken – eben auf Rehfish und seine nach Umfang, Gehalt und Wirkkraft achtunggebietende künstlerische Hinterlassenschaft. Der Leser erwarte keine Kritik der genannten Ausgabe, wiewohl in dieser Hinsicht einiges zu sagen wäre: So fehlen Entstehungsdaten, Fassungs- und Uraufführungsvermerke und der Hinweis auf die – zweifellos urheberrechtlichen – Gründe für den Nichtabdruck der „Affaire Dreyfus“, dieses in Relation zu „Juckenack“ und „Nickel“ gewiß nicht weniger wichtigen Schauspiels. Und überhaupt die Wichtigkeit! Nirgendwo wird mitgeteilt, warum dies aufgenommen wurde und jenes nicht. Folgt vielleicht ein zweiter Band? – Keine Rezension erwarte der Leser, sondern eine Laudatio – eine Art Laudatio zumindest, die zum Gegenstand denn auch weniger das Werk hat als die Persönlichkeit seines Schöpfers, ausgenommen zwei Stücke, die in diesem Zusammenhang besonders typisch sind, eben „Wer weint um Juckenack?“ und „Nickel und die sechsunddreißig Gerechten“.

Er ist kein Unbekannter mehr, der Mann, der am 10. April 1933 Berlin ver-

läßt; seit langem steht sein Name über vielen großen Theaterabenden des Reichs, und schon morgen wird die Gestapo ihn in ihre Fahndungsliste aufnehmen. Von dem Augenblick an wird die Zeit für unseren Mann arbeiten, so daß er, 1949 erstmals wieder deutschen Boden betretend, ein Klassiker geworden ist – ein Klassiker der zwanziger Jahre. Bis zu seinem Tode am 9. Juni 1960 wird der Schriftsteller Hans J. Rehfish dagegen kämpfen, ein Klassiker zu sein, ein Mann von gestern, eine historische Figur.

Klassiker der zwanziger Jahre zu sein, bedeutet in beiden Teilen Nachkriegsdeutschlands Teilhaberschaft an einem Mythos, den es ohne das faschistische Zwischenspiel nicht gegeben hätte. Dem Mythos der zwanziger Jahre ging der „Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts“ voraus. Er liquidierte, was Kultur hieß und Tradition. Den jungen Erben dieses Trümmerhaufens blieben Gerüchte und Legenden, die sie teilweise zu monströsen Fehlurteilen hinsichtlich der wahren Leistungen jenes fruchtbaren Dezenniums verbreiteten. Aber nach Rehfishs Geschmack ist das nicht. Mythos ist ihm verdächtig; er liebt die Klarheit. Er will mitreden dürfen; denn er liebt die Auseinandersetzung, die er, seine streitbare, mitunter wohl zu Streitsucht neigende Natur, immer geliebt hat. Doch nein, nicht immer. Der Schüler Rehfish, in der Einfalt seines kindlichen Empfindens, liebt weder Klarheit noch Auseinandersetzung. Wäre er sonst der Schüler preußischer Oberlehrer? Der

Schüler Rehfish dichtet einen Hymnus auf einen Nibelungenhelden – oder gar auf den Kaiser? –, und die engen Lichtschächte der Andreasstraße in Berlin O hallen wider von den albernen Versen des kommenden Dramatikers, Bühnendirektors und Regisseurs. Er trägt sie selbst vor, keiner macht es ihm gut genug, und ehrfürchtig lauschen seine kleinen Verehrer, die Proletarietkinder aus dem Viertel am Schlesischen Bahnhof. Ihr wortgewaltiger Freund ist der Sohn vom Herrn Doktor, der Sohn des Armenarztes, eine Respektperson also. Sie kennen ihn von den Krankenvisiten, bei denen er den Vater zuweilen begleitet. Der germanentreue Barde wittert noch nicht den Hohn seiner Kunstwerke, den sie für die Menschen im Elend haben müssen. Als ihm bewußt wird, wessen Lied er singt, schämt er sich und vernichtet die Manuskripte (behält aber die Verse zu seinem Ärger im Kopf und wird sie bis zuletzt hersagen können).

Möglicherweise die Entdeckung sozialer Not zu so früher Stunde schützt den potentiellen *homme du théâtre* vor dem Rausch des Expressionismus. Wand an Wand mit Hunger, Sorge und Zorn aufgewachsen, bleibt ihm der Schock erspart, der andere seiner Klassengenossen, manch bürgerlichen Literaten rührt, als 1918 die Revolution eine Welt öffnet, von der sie nichts oder nur wenig ahnten: die Welt der Ausgebeuteten und Rechtlosen. Nicht wie jene reißt er sich das Herz aus der Brust, gepackt vom Mitleidspathos, mit dem sie einstimmen in den allgemeinen undifferenzierten und deshalb im Effekt unverbindlichen O-Mensch-Schrei. Er ist Eingeweihter, nüchtern, er wartet ab. Einmal wird er alles zu Papier bringen, was er gesehen und wie er es verstanden hat. Aber er wird vierzig Jahre brauchen, um schließlich in „Bumerang“ den annähernd richtigen Ausdruck dafür zu finden.

Rund fünfzehn von diesen vierzig Jahren braucht er, seinen Ruhm zu hegen. Es fängt damit an, daß Dr. jur. et rer. pol. Hans José Rehfish die Robe eines Staatsanwalts gegen das bequemere Zivil eines

Syndikus auswechselt, und es endet vorläufig im D-Zug Berlin–Wien, an seinem zweiundvierzigsten Geburtstag; er – gewesener Syndikus, gewesener Staatsanwalt, jetzt vor allem Jude und durchaus identisch mit dem Verfasser der berühmten „Affaire Dreyfus“, der am nächsten Morgen von der Sicherheitspolizei des neuen Regimes abgeholt werden soll. Dazwischen liegt der Ruhm.

Dazwischen liegt das Theater.

Rehfish verfällt ihm mit Haut und Haaren, es saugt ihn förmlich auf, sie durchdringen einander, er denkt, spricht, spielt Theater. Er gründet welche, leitet sie (etwa 1923 das „Zentral-Theater“, zusammen mit Erwin Piscator), vor allem aber schreibt er Theater. Die Kritik nennt ihn einen Ur-Dramatiker. Eine Premiere jagt die andere; Rehfish ist produktiv. Seine Rollen sind Paraderollen für die Stars. Heinrich George kriecht den Juckenack, als Nickel zeigen sich Rudolf Forster in Berlin, Hermann Thimig in Wien (Regie Max Reinhardt), Paul Hörbiger in Prag, Ewald Balser in Düsseldorf, Otto Wallburg in Frankfurt am Main. Das Publikum hat seine Sensation, Rehfish den Erfolg. Das Ausland wird aufmerksam, fordert die Stücke an, die in zahllosen Aufführungen ihre Wirkkraft beweisen: in England, Frankreich, Holland und Italien, in Polen, Südamerika und Skandinavien. Den Höhepunkt bildet 1929 der szenische Dreyfus-Prozeß (zu welchem Wilhelm Herzog die dokumentarischen Unterlagen beisteuerte). George feiert als Zola Triumphe. Prophetisch düster steigt die Warnung vor dem Antisemitismus herauf, und die Nazis, spärlich aber frech, prägen sich ein paar Gesichter ein. Eines besonders. Für später.

„Die Affaire Dreyfus“ ist Rehfishs erste direkte Attacke gegen die drohende faschistische Gefahr. Aber bereits drei Jahre zuvor, 1926, äußert Alfred Kerr mit unverhohlener Freude: „Wie gut, daß man sich beim Nickel den Hitler vorstellen kann!“ Tatsächlich fehlt es hier nicht an vager Analogie, obschon Nickel, als

Typ zwar heikel, in diesem Einzelfall dennoch gutartig, harmlos und zu Recht populär ist. Versucht er auch, sich um sie herumzudrücken, erkennt er ja letztlich die Gültigkeit, den Primat einer sittlichen Weltordnung an, während jener sie verachtet und schändet.

Doch stecken nicht in der zwei Jahre älteren Tragikomödie „Wer weint um Juckenack?“ gleich zwei faule Kunden, nämlich Edmund M. Lennart und Juckenack selbst? Was geschieht: Juckenack, Staatsanwaltsgehilfe übrigens, hat die fixe Idee, daß es seiner Seele schaden könnte, führe er in die Grube, und keiner weinte um ihn. Von Haus aus ohne Anhang, kauft er sich für teures Geld die – platonischen – Sympathien eines Mädchens aus dem Volk; zudem schafft er das Belastungsmaterial gegen einen notorischen Scheckfälscher beiseite, um sich dessen ewigen Dank zu sichern. Der Scheckfälscher, Lennart, erobert das Mädchen, und das Mädchen zahlt seine Gläubiger aus. Spekulation saniert ihn finanziell, und er möchte nun den gemeinsamen Gönner entschädigen. Das durchkreuzt den Plan Juckenacks, der darum die Rücknahme des Geldes verweigert und sich damit brüstet, Lennarts Vorgesetzten von dessen früheren Untaten in Kenntnis gesetzt zu haben. Statt Erschütterung packt Lennart die helle Wut über soviel groteske Dummheit, die ihn ja wieder ins Gefängnis treiben kann. Weinen – nein, weinen wird er nicht, weder er noch sein Mädchen. Dieser Lennart ist ein kleiner Gauner mit Talent zum großen. Juckenack aber überragt ihn um Haupteslänge. Er ist ein Vorbote der deutschen Katastrophe. Die Machtergreifer von 1933 werden Fleisch von seinem Fleische sein, pervers wie er, zynisch wie er und gleich ihm konsequente Dilettanten. Was tut Juckenack: Er klammert sich an einen Wahn, wogegen nichts einzuwenden wäre, ließe er das seine Privatangelegenheit sein. Er korrumpiert ein Mädchen niederer Abkunft, entfremdet es seiner Klasse. Nicht genug damit, manipuliert er ein kriminelles Subjekt um seine

Strafe herum. Als Honorar dafür erhofft er sich Anhänglichkeit (Gefolgschaft, Treue, Tränen). Seine Hoffnungen scheitern, weil die anderen *ihren* Vorteil wittern und durch den Zusammenschluß ihrer Interessen die Situation beherrschen. Sie werden ködern, gängeln, schikanieren, dücken, schröpfen und regieren. In *ihnen* wird die Saat aufgehen, die Juckenack säte. Das erinnert von fern an Thomas Manns Novelle „Mario und der Zauberer“. Dort wie hier manifestiert sich die Tyrannis eines Außenseiters, die schließlich gegen ihn zurückschlägt – zurückschlagen muß, weil der Außenseiter in Wirklichkeit ein Produkt seiner Gesellschaft und ihren Gesetzen unterworfen ist.

Aber kommen wir noch einmal auf den Nickel zurück. Auch er ist ja von einer fixen Idee besessen, nämlich: einer der sechsunddreißig – von Gott bevorzugten – Gerechten zu sein. Ausgerechnet er, ein „kernharter Sündenknäuel“ und Taugenichts! Es hat guten Grund, daß er sich „berufen“ fühlt. Ums Haar von der Polizei erwischt, wie er eben mit seinem Spezi, dem Pockenmatthes, die Landbank knacken will, gelingt ihm, mit einer nachgeschickten Kugel im Leib, die Flucht. Der Spezi wird arretiert. Der Nickel jedoch, auf dem Krankenlager von seinem Arzt erfahrend, der alte Lamprecht, seinem Lebenswandel nach womöglich einer der sechsunddreißig Gerechten, habe das Zeitliche gesegnet, stürzt sich sühnend auf die solcherart entstandene Vakanz. Denn sind die sechsunddreißig nicht vollzählig, droht der Menschheit neuerlich die Sintflut, und so soll an seinem Wesen (wie bei Hitler) wiederum die Welt genesen. Befangen in diesem Köhlerglauben, terrorisiert er nun die mehr oder minder verblüffte Nachbarschaft mit seiner „Begnadung“. Wir merken, da überbrüllt einer die Stimme seines schlechten Gewissens, hofft einer seine Haut zu retten. Derweil hockt Pockenmatthes hinter schwedischen Gardinen . . . Um es kurz zu machen: Der alte Lamprecht, stellt sich heraus, war ein Filou und, wie Nickel folgert, mithin



keiner der Gerechten, so daß keiner fehlt, und demnach die Menschheit verschont bleibt. Nickel darf wieder Nickel sein – zu seiner herzlichen Erleichterung übrigens, hätte man doch den Pockenmatthes solange festgehalten, bis sein flüchtiger Mittäter gefunden wäre. Akkurat das aber hätte den Tod der Frau vom Pockenmatthes bedeuten können, die mit Bangen schwerer Niederkunft entgegen sieht, und den möchte der Nickel nicht auch noch verschulden. Er erstattet Selbstanzeige: „Zum Matthes jetzt! Ins Gefängnis! ... Kaspar Nickel ist frei!“ Die Hitler-Analogie von 1926 beginnt und endet auf dem Höhepunkt des Stücks – dort, wo der Sündenknüppel und Taugenichts Nickel sich zum Messias proklamiert und, selbst amoralisch bis in Mark, Moral predigt. Dabei – und hier stimmt Kerrs Bild nicht mehr, mag es damals und für Kerr immerhin gestimmt haben – paßt ihm die Rolle gar nicht, er wählt sie als das kleinere Übel und leidet sehr. Deshalb ist der objektive Widerspruch Gefängnis – Freiheit subjektiv *die Lösung eines Widerspruchs* (was er Hitler auf der Festung Landsberg sicher nicht war).

Delinquent Nickel und Staatsanwaltsgehilfe Juckenack sind Brüder, Zwillinge gar: dieser sentimental, jener naiv. Sie sind die beiden Seelen in der Brust ihres Autors, Idealkonkurrenten, Repräsentanten der beiden Sphären, zwischen denen der Schriftsteller Rehfish – mit wechselndem Glück, doch stets vertraulicher Beziehung zur sentimental – sich zeit lebens bewegte. Will heißen: Richtig Bescheid wußte er nur in seiner Klasse, bei den Bürgern aller Graduierungen; ihrer Gestaltung wurde er Herr. Indessen: Den gewesenen Anwohner der Andreasstraße trieb es immer wieder dorthin zurück, ins Proletenviertel, zu Hunger, Sorge und Zorn, daneben er aufgewachsen war, und die nun ihrerseits wuchsen und wuchsen. Es drängt ihn, seinen alten Kameraden das Wort zu reden. Allein die Zunge gehorcht ihm nicht, der Feder gebricht's, den rechten Ton zu treffen. Und keine echte

proletarische Figur gelingt. Spät, zu spät entdeckt er für sich die Ursache: sein sentimentales Verhältnis zum Stoff – oder besser, zum dramatischen Anlaß. Statt daß die Probleme ihn packen, reizt ihn das Milieu, das er sich holt, um *erfundene* Probleme damit zu galvanisieren. Wohin das führen mußte, zeigt am besten die Nickel-Komödie mit ihrer volkstümelnd-kunstgewerblich wirkenden Sprache, die, trotz aller Milieu-Kenntnis, allen „kleinen Leuten“, allen „kleinen Männern von der Straße“, allen „Proletariern“ bei Rehfish anhaftet und die – eine gewichtige Hypothek – auch „Bumerang“ noch belasten sollte, das erste und letzte Stück aus der Phase des neuen Anfangs.

1933 verschwinden „Juckenack“ und „Nickel“ von den deutschen Bühnen, und mit ihnen alles, was Rehfish bis dahin dem Theater geschenkt hat. Frei ist jetzt das Feld für die Favoriten der Reichsschrifttumskammer. Nur ihre Hervorbringungen taugen nicht viel – genau genommen gar nichts, und dem können sich auf die Dauer selbst die NS-Kulturwarte nicht verschließen. Sie sinnem hin, sie sinnem her, wie dem wohl abzuwehren wär'. Und während sie noch sinnem, klopft es an die Tür, und herein spaziert – nun also, wenn das kein Germane ist! Und er hat ein Bündel Papier im Sack, das er hervorkramt und schwer auf den Tisch knallt. Die Herren prüfen es. Und klingeln bei den Intendanten herum: Ein Volksstück, Leute, *das* Volksstück! Es hat zwar mit dem Regime und seinen Zielen nichts gemein, aber man muß es aufführen, denn ein echter Deutscher hat es geschrieben. Da soll noch einer sagen, die Zeit sei unfruchtbar! Fragen wird man: So, und Georg Turner, he? Und „Wasser für Canitoga“? Rehfish, in seinem Wiener Exil, hat seinen Spaß, und Egon Eis auch. Denn es ist *ibr* Stück, dem das ausgehungerte Publikum applaudiert und das die UFA sogleich verfilmt, mit Hans Albers. Es ist Rehfishs letzte Premiere in diesem Deutschland des Jahres 1936.

Wien behaut den Flüchtigen nicht

lange. Auch hat es den Anschein, als fühle der De-facto-Emigrant sich durchaus noch nicht als Emigrant de jure. Wien ist für ihn nur ein Vorort von Berlin, das immer in Reichweite bleibt. Er leistet sich den Scherz mit dem Canitoga-Manuskript – einen tragischen Scherz, weil es seine Absicht nicht war, den um gute Kunst verlegenen Feinden jenseits der Grenze einen Dienst zu erweisen. Als Hitlers Truppen 1938 gegen Österreich marschieren, verläßt Rehfish den Kontinent und siedelt nach London über. Jetzt erst ist er vor sich selbst auch Emigrant de jure, ein Auswanderer, ein Deutscher in England, dessen Behörden ihn bei Kriegsausbruch prompt internieren. Er wird Metallarbeiter, Präzisionsschleifer. Wieder auf freiem Fuß, entdeckt der Dramatiker Rehfish – soeben vollendete er „Die eiserne Straße“ – den Prosaisten. Unter dem Titel „In tyrannos“ gibt er 1944 „Vier Jahrhunderte deutschen Freiheitskampfes in Einzeldarstellungen“ heraus, und nach New York begleitet ihn 1945 der auf Grund umfangreicher Vorstudien in britischen Archiven und Bibliotheken konzipierte Roman „Die Hexen von Paris“. Rehfish übernimmt in Piscators Dramatic Workshop die Regieklasse und wirkt als Dozent an der New School for Social Research. Dann hält er es nicht mehr aus – wie sein Freund Wilhelm Unger schreibt: „Er weiß, daß er nach Deutschland gehört, er hat es in den Emigrationsjahren in London und New York immer gewußt.“ 1949 ist er in Hamburg.

Von seinem ersten Tag in London an hat Hans J. Rehfish auf Deutschland zugelebt, und Deutschland ist höflich und feiert den Heimkehrer mit einer Reihe höflicher Neuinszenierungen seiner Werke. Es überanstrengt sich nicht dabei. Sein altes Publikum ruht auf den Schlachtfeldern Europas, das neue zollt einer neuen, importierten Dramaturgie seinen Beifall, um Juckenack weint es nicht. Rehfish hütet sich zu resignieren. Die Emigration schärfte seinen Blick für Sym-

ptome. Es entgeht ihm nicht, daß dieses Deutschland, in das er hinein geriet, so vertrauensnerkend gar nicht ist, wie es ihm das vortäuschen möchte. Hat man denn nichts gelernt hier? Und was ist das mit dem anderen Deutschland, von dem soviel und über das so schlecht geredet wird? Und warum will man ihn nicht teilhaben lassen am Wiederaufbau der Kultur? Lästige Mahner zum Schweigen zu verurteilen, war das nicht Sache der Nazis gewesen, und nun sollte es sich wiederholen? Feiner wiederholte es sich, unauffälliger, mit einem Wort: höflicher. Als Klassiker hatte er zu repräsentieren, von damals zu erzählen. Kaum jemand konnte es besser. Gewannen nicht jene zwanziger Jahre seltsame Plastik in seinen Berichten? Und stimmte nicht jede Episode, die sein Gedächtnis bewahrte? Ganze Besetzungslisten eigener und fremder Theaterereignisse, technische und künstlerische Details überlieferte er. Kontrollierte man seine Angaben, bestätigten sie sich nur.

Und doch lockte ihn die Gegenwart. Es ist Rehfish nicht hoch genug anzurechnen, daß er dieser Verlockung erlag, die er als Verpflichtung empfand: Von der Bühne herab, in öffentlichen Diskussionen, über Presse und Rundfunk brandmarkt er die Selbstgenügsamen, ihre Lauheit und sträfliche Toleranz gegenüber Restauration und Reaktion. Er wird zum Tagespolitiker, zum politischen Künstler. Als man ihm daraufhin Verrat an seinem historischen Auftrag vorwirft, antwortet er, daß er diesen Auftrag als Appell an seine Einsicht in die Notwendigkeit begreife, „die folgenschweren Fehler der bürgerlichen Literaten während der Großen Zwanziger, ihre Scheu vor aktiver Parteinahme für den Fortschritt, der nun einmal ein Fortschritt der Sozialisten ist, heute durch das offene Bekenntnis zum besseren, denkenden Teil der Menschheit wettzumachen“. Das und nur das könne der Sinn eines historischen Auftrags an ihn sein. So und nur so könne er die Lehren aus jener Epoche auf die Gegenwart anwenden. Es ist eine klare Absage an

das Steril-Unschöpferische eines Konservenkults, wie ihn die Bourgeoisie mit den zwanziger Jahren betreibt, zu deren Grals-hüter sie nicht allein Rehfish so gern er-koren hätte. Der aber verzichtet; und hatte er schon im „Doktor Semmelweis“ das Ignorantentum der Ewiggestrigen kriti-siert, richtet sich sein „Oberst Chabert“, aggressiver als das Balzacsche Original, gegen die Mohrenwäsche unter den Mili-taristen, gegen ihr hohles Heldenideal. Mit ihm debütiert er in jenem anderen Deutschland, in der Deutschen Demokra-tischen Republik.

Das ist 1957. Das erste seiner drei letz-ten Lebensjahre bricht an. Sie werden ausgefüllt sein mit Eindrücken über Ein-drücken und Arbeit über Arbeit. „Ich habe meine Heimat gefunden“, sagt er oft, und hält man es anfangs noch für Koketterie, für eine Geste, genügt doch ein flüchtiges Durchblättern des in diesem Jahrdritt von ihm Geschriebenen, um sich von der Ehr-lichkeit seiner Worte zu überzeugen. Theater, Funk und Fernsehen öffnen sich ihm, und er öffnet sich den Bürgern eines Staats, der ihm ein aufmerksamer, loyaler Gastgeber ist. Seine „Hexen“ erscheinen, und „Lysistratas Hochzeit“, und ein Dramenband wird zusammengestellt. Rehfish ist glücklich: Hier zählt man auf ihn. Man schätzt ihn – schätzt ihn um seiner Bereitschaft willen, sein Wissen, sein Ta-lent, seine Initiative und seinen enormen Fleiß an der richtigen Front zu mobilisie-ren. Man hört seinen Rat, wenn man ihn auch nicht immer befolgt; denn nicht sel-ten ist es der weit übers Ziel hinausschie-ßende Rat eines phantasievollen Enthusia-sten („Die DDR kann das!“).

Was den Rat anlangt, so empfängt er ihn in demselben Maß, wie er ihn erteilt. Er empfängt ihn mit der Aufge-schlossenheit eines Menschen, der an sei-ner Zukunft baut, und tatsächlich verdankt Rehfish dieser Begegnung mit dem poli-tischen Gegenüber seines Wahlomizils – von Hamburg siedelt er anderthalb Jahre vor seinem Tod nach München über

– eine zweite Jugend. Er war ja nie müßig gewesen, aber der nun zu Tag tre-tende Schaffensdrang verblüfft bei einem Mann, der immerhin scharf auf die Siebzig zuhält. Für den Dramenband frischt er die alten Texte auf, setzt auch neue Ak-zente, so in seinem Babeuf-Drama „Die Stunde des Hauptmanns Grisel“. Die Er-kenntnis, daß jeder Künstler, jeder In-telektuelle zu politischem Handeln auf-gerufen ist, wenn er vor seinem Volk be-stehen will, geht in die sehr freie Tosca-Adaption „Verrat in Rom“ ein. Zwischen-durch bemüht sich der Unermüdlische um die endgültige Fassung eines Stückes gegen den Mißbrauch der Atomenergie. „Jenseits der Angst“ heißt es, aber es wird Fragment bleiben, weil er den Stoff noch nicht im Griff hat. Oder hat er ihn im Griff und schreckt vor der Konsequenz zurück, aussprechen zu müssen, was die Spielbarkeit des Werks zwischen Ham-burg und München beeinträchtigt? Er quält sich mit Kompromissen, er, der die Klarheit liebt, grübelt allen Ernstes dar-über nach, ob er dem Verbrechen das Alibi faustischen Drangs zubilligen soll, um es unter den Augen derer, die es ver-üben und die die Macht haben, ungehin-dert anprangern zu können. Es führt zu nichts, er läßt das mehrfach umgemodelte Manuskript liegen und wendet sich einem Stoff zu, der ihn längst beschäftigte, aber den zu gestalten er erst jetzt, auf der Höhe seiner künstlerischen und politischen Reife, den rechten Mut fühlt. Der Stoff entstammt der heroischen Epoche der deutschen Arbeiterbewegung: es ist der Hochverratsprozeß gegen August Bebel und Wilhelm Liebknecht in Leipzig 1872. Reh-fish benutzte ihn, an ihm die Geister sich scheiden zu lassen und die Summe seines Lebens zu ziehen. „Bumerang“ wird sein weltanschauliches Testament, sein künst-lerisches Vermächtnis. Er stirbt zwei Wo-chen vor der Leipziger Uraufführung. Er stirbt nach einem Leben voller Wider-spruch, Erfolg und Kampf. Er stirbt als Klassiker und Zeitgenosse.

## Romeo und Julia in der Sackgasse

„Ein bitterer und schonungsloser Kritiker“, dem der Schreiber des Klappen-textes im gleichen Atemzug bescheinigt, ein „versöhnendes“ Buch geschrieben zu haben, das ist ein widerspruchsvolles Phänomen. Das Phänomen heißt Michael Horbach und sein Roman, der zum Widerspruch reizt, „Liebe in Babylon“ (erschienen im Desch-Verlag, München). Von Menschen und Mächten im heutigen Ruhrgebiet wird in diesem Buch erzählt. Was hat ein junger westdeutscher Autor, dem seine Opposition schwarz auf weiß bestätigt wird, im Jahre 1961 über Menschen im Ruhrgebiet zu sagen?

Eine gängige Fabel ist der halbe Erfolg. Dieses handfeste Rezept für schlechte Romanfabrikanten sieht von Horbach angewandt so aus: Der Sproß einer Industriellenfamilie äußert die unumstößliche Absicht, ein Mädchen aus zwar wirtschaftswundergeschwängerten, aber dennoch proletarischen Verhältnissen zu ehelichen und droht damit die Fusionspläne des Zechenkonzerns durcheinanderzubringen. Eine Mesalliance also! Diese Geschichte ist abgeklappert. Aber was tut's. Der westdeutsche Durchschnittsleser, durch „Quick“ oder „Stern“ präpariert, ist auch heute noch dafür dankbar, wenn nur die Story mit etwas bitterböser Zeitkritik, einigen pseudo-fortschrittsfreundlichen Sentenzen, viel Seelenschmalz und noch mehr Sex zurechtgemacht ist. Daß man nicht ohne Gefahr für seinen Namen mit anrühlich gewordenen Pfunden wuchern darf, weiß natürlich auch unser Autor. Am sichersten schien ihm da ein Pump bei den ganz Großen. Also muß der Held zusammen mit seinem Mädchen und der ihm gewogenen patriarchalisch und bürgerlich-demokratisch denkenden Seniorin des Hauses eine Romeo-und-Julia-Aufführung besuchen, demonstrativ seine Verlobung bekanntgeben und so gewissermaßen seine Unerschrockenheit bekunden und der Ge-

sellschaft den Fehdehandschuh ins Gesicht werfen. Allerdings hat das auf diese Weise strapazierte Motiv mit dem klassischen Vorbild nur noch den Anklang der Namen gemein – bei Horbach heißen sie Montanis (statt Montague) und schlicht und einfach Kapinski (statt Capulet) –, aber man findet sich als Leser jedenfalls in guter Gesellschaft.

Bevor der Sproß der Ruhrindustriellenfamilie und die Tochter des Proleten Kapinski aber zusammenkommen können, bevor die Allmacht Liebe als ethische und soziale Grundlage einer neuen Gesellschaft postuliert und bevor der Leser aufnahmefähig gemacht werden kann für solcherart These von „Sozialpartnerschaft“, muß manches passieren. Da muß der motorisierte Raufbold und Nebenbuhler des Rolf Montanis, ein Schuft reinsten Wassers, der die Erwartungen des Lesers in sein abstoßendes Äußeres auch prompt erfüllt, dieser Schuft also muß am Ende einen kleinen Mordversuch am Helden begehen; dann muß ein ebenfalls widerliches Subjekt, ein im Schatten der Macht stehender Kriecher und Zuträger, den verdienten Lohn erhalten. Weiter muß sich die faszinierende Irene Montanis aus Seelenschmerz und Langeweile in physischen und psychischen Striptease stürzen, und schließlich müssen einige Exzesse des kopierten „süßen Lebens“ über die Bühne gegangen sein. Aber dieses Bild vom „Süßen Leben der Deutschen“ ist das Konterfei einer Oberflächenwirklichkeit, und die Tragik, die der Autor in dem makabren Spiel pathologischer Existenzen zu sehen vermeint, spricht von ebensolcher gesellschaftlicher Kurzsichtigkeit wie die verschämt ausgesprochene Aufforderung, die Herren der Monopole möchten doch bitte schön die Fahne der menschlichen Anständigkeit hochhalten.

Natürlich enthält dieses Buch Michael Horbachs auch einige kritische Ansätze,



und wir wollen gutwillig annehmen, daß hier ein junger Autor seiner Empörung Luft gemacht hat. Die Frage aber, über die Horbach seinen Helden reflektieren läßt, daß „das Land einem neuen Menschen in einer neuen Gesellschaft gehören müßte oder untergehen würde in der Katastrophe“, diese Frage bleibt angesichts (oder wegen) seiner Apologie der Monopolgesellschaft bloße Rhetorik.

Über dieses Buch würde kaum zu reden sein, wäre es nicht bezeichnend für die Situation einer großen Gruppe westdeutscher Autoren, die sich in der Opposition wähnen und gerade das *nicht* sind, wofür sie sich halten: nonkonformistisch, schonungslos-kritisch, modern.

Michael Horbach hatte sich vor einigen Jahren mit dem Roman „Die verratenen Söhne“ als Sprecher der betrogenen und enttäuschten Generation zu Wort gemeldet, dem Versuch einer Abrechnung mit dem Faschismus, der auch literarisch gute Ansätze zeigte. Die in rascher Folge

im vergangenen Jahr (alle im Kurt Desch Verlag, München) erschienenen Romane, „Gestern war der jüngste Tag“ und „Bevor die Nacht begann“, waren nur noch bloße Widerspiegelung äußerer Erscheinungen. Stilistisch zeichnete sich mehr und mehr eine Neigung zur Kolportage ab. In den Redaktionsstuben der westdeutschen Illustrierten „Quick“ hielt man darum auch diesen Dutzendroman zum Vorabdruck für geeignet.

So besorgen Autoren, die sich für Außenseiter halten, die Geschäfte ihrer Mäzene. Warum man in der Bundesrepublik ein solches Buch versöhnend findet, liegt nicht, wie der Verlag glauben machen will, an der Läuterungskraft der allgemeinmenschlichen Liebe oder an dem Edelmüt, dessen Industriellensöhne gelegentlich fähig sein sollen, sondern das liegt wohl eher an der rührseligen und pharisäischen Lektion in Sachen Sozialpartnerschaft, die dem Leser hier vorgesetzt werden soll.

*Schota Rewischwili*

## Deutsche Literatur im Ausland

– UdSSR/Georgien –

Seit Gründung der Staatsuniversität in Tbilissi im Jahre 1918 ist das systematische Studium der deutschen Literatur ein fester Bestandteil unserer Lehrpläne. Fast alle Epochen der Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart wählten die georgischen Germanisten zum Gegenstand ihrer Untersuchungen. Über die „Nibelungen“ findet man zum Beispiel mehrere Arbeiten, unter anderem zwei von G. Chawtasi („Die Nibelungen“ und „Der Grundgedanke und der Aufbau der Nibelungen“), sowie eine Untersuchung vom Verfasser dieser Notizen.

Aus der Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts ist es vor allem der „Parsifal“ Wolfram von Eschenbachs, dem unsere

Wissenschaftler besonderes Interesse widmeten. Nodar Kakabadse bewies, daß mit dem Kaukasus in diesem Poem das Gebirgsmassiv zwischen dem Schwarzen Meer und dem Kaspischen See gemeint ist und nicht der indische Kaukasus, wie früher oft vermutet wurde.

Verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit fand bei uns die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts. Zu einem gewissen Grade wird diese Lücke durch Arsen Bibitschadse gefüllt, der eine Dissertation über Andreas Gryphius und dessen „Catharina von Georgien“ schrieb, die teilweise veröffentlicht worden ist. Er behandelt darin vor allem Probleme der Weltanschauung und künstlerischen Auffassung des Dichters.

Die deutsche Literatur des 18. Jahr-

hundreds, vor allem das Schaffen Lessings, Winkelmanns, Goethes und Schillers nimmt in der georgischen Germanistik einen großen Raum ein. Aus dem umfangreichen Themenkreis wären zu nennen: „Goethe und die Revolution“ von G. Chawtasi; „Die dramaturgischen Prinzipien in Lessings Ästhetik“ von Sch. Rewischwili (1949); „Sozial-utopische Tendenzen in Goethes Werk“ von W. Kotschoradse (1952). Dazu kommt eine Anzahl von Arbeiten über den „Faust“, über Schillers Dramen, über das Laokoon-Problem und natürlich über den Niederschlag und die Auswirkung deutscher Werke in der georgischen Öffentlichkeit.

Aus den zahlreichen Arbeiten über die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts seien nur zwei genannt: „Der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit bei Hölderlin“ von O. Dshinorija (1950) und „Heinrich Heines Kunstauffassung“ von G. Chawtasi. Andere Wissenschaftler beschäftigten sich mit Heines Weltanschauung und mit den idealistischen Zügen innerhalb seines materialistischen Weltbildes.

Der Literatur der beiden ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts gilt neben der deutschen Literatur der Gegenwart das Hauptinteresse der georgischen Germanistik. Man findet Untersuchungen von N. Kakabadse über den Schaffungsweg Heinrich Manns (1953), von S. Tscharchalaschwili über das Werk Johannes R. Bechers (1954), von O. Dshinorija über Willi Bredel, von A. Bibitschadse über Anna Seghers; außerdem gibt es eine große Anzahl Arbeiten über das Werk Gerhart Hauptmanns, Lion Feuchtwangers, Arnold Zweigs, Bertolt Brechts und über die Literatur der DDR und ihre Rolle beim Aufbau eines sozialistischen Staatswesens und über das Verhältnis der sowjetischen Literatur zur deutschen und umgekehrt sowie über das Verhältnis der deutschen Schriftsteller zur Sowjetunion. Daß der Kampf der deutschen Schriftsteller gegen den Hitlerfaschismus und gegen die westdeutsche

Restauration für die sowjetischen Wissenschaftler von besonderem Interesse ist, wird jedem verständlich sein und sei daher nur am Rande erwähnt.

Auch die Wechselbeziehung zwischen Marx und Engels und den fortschrittlichen Schriftstellern ihrer Zeit ist der Gegenstand vieler Arbeiten. Zu nennen wären: „Marx und die Kunst“ von Sch. Nuzubidse (1933); „Marx und Freiligrath“ (1933) und „Marx und Engels über das historische Drama“ von G. Chawtasi (1956); und „Engels und Weerth“ (1955), „Marx und Herwegh“ (1957) und „Schiller bei Marx und Engels“ (1959) von Sch. Rewischwili.

Natürlich hat nicht nur das Universitätsstudium der deutschen Literatur, sondern auch die literarische Übersetzung ihrer bedeutendsten Werke in die georgische Sprache eine gute Tradition. Die ersten Übersetzungen aus dem Deutschen erschienen gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Seitdem wurden nahezu alle großen Werke der deutschen Literatur (und auch der Literatur anderer westeuropäischer Länder) übertragen. Wir lesen das Nibelungenlied und das Volksbuch von den Schildbürgern ebenso in georgischer Sprache wie etwa die Hauptwerke Lessings, Goethes, Schillers, Heines und Herweghs oder die der Sturm-und-Drang-Dichter. Die größte Popularität von allen deutschen Dichtern allerdings genießt nach wie vor Schiller. Seine Dramen sind fast ebenso häufig übersetzt worden wie seine Gedichte und stehen seit einem Jahrhundert auf den Spielplänen unserer Bühnen. Auch die Stücke Gerhart Hauptmanns haben in Georgien einen guten Widerhall.

Von den Schriftstellern aus der DDR findet man u. a. die Werke von Anna Seghers, Willi Bredel, Johannes R. Becher, Bertolt Brecht und Erich Weinert. Eine Anthologie unter dem Titel „Die Dichter der Deutschen Demokratischen Republik“ vereinigt die charakteristischsten und besten Gedichte aus dem demokratischen Deutschland.

## Informationen

Ludwig Renn wandte sich mit einem Schreiben an den westdeutschen Schriftsteller Fritz von Unruh, der vor mehreren Wochen als Gegner des deutschen Militarismus aus dem Adenauer-Staat emigrierte. Fritz von Unruh habe als einer der ersten den Mut aufgebracht, die Wahrheit über die Rückkehr Westdeutschlands zu Militarismus und Faschismus auszusprechen, heißt es in dem Brief. „Sie haben alles in Ihren Kräften Stehende getan, um als Deutscher vor den Deutschen und der Welt sagen zu können: Ich habe gewarnt!“

Wenn Sie fern von Deutschland die Möglichkeit haben, sich durch das Lügengestrüpp der Propaganda unserer gemeinsamen Feinde hindurchzukämpfen und dann die Entwicklung in der Deutschen Demokratischen Republik verfolgen, so werden Sie sehen, daß das demokratische Deutschland nur durch die DDR verkörpert wird.“

Einen Brief Martha Feuchtwangers, der Witwe Lion Feuchtwangers, veröffentlichte kürzlich die Moskauer „Literaturnaja Gazeta“. Sie erwähnt darin die erste Reise Feuchtwangers in die Sowjetunion, wo er mit seinen Freunden Johannes R. Becher, Friedrich Wolf, F. C. Weiskopf und Willi Bredel Mitte der dreißiger Jahre über die Herausgabe einer deutschen Literaturzeitschrift beraten hatte, und schreibt: „Von den erfolgreichen Ver-

handlungen in Moskau zurückgekehrt, erzählte er mit großer Anteilnahme von dem ungeheuren Eindruck, den die Sowjetunion auf ihn gemacht hatte. Jedoch den stärksten Eindruck hatten die neuen russischen Menschen bei ihm hinterlassen. Und diese neuen Menschen waren seine Leser: ihre Fähigkeit, sich an Kunstwerken zu begeistern, war das Beste, was ein Schriftsteller sich wünschen kann.“

Insgesamt 400 000 Besucher aus dem In- und Ausland sahen in diesem Jahr auf den Rügenfestspielen die dramatische Ballade „Klaus Störtebeker“ von Kuba.

Die zweite Konferenz der Schriftsteller Asiens und Afrikas ist für Anfang Dezember nach Kairo einberufen worden.

Am I. Kubanischen Schriftsteller- und Künstlerkongreß, der im August in Havanna stattfand, nahm als Vertreter des Deutschen Schriftstellerverbandes Ludwig Renn teil.

Die Farm La Vigia südlich von Havanna, auf der Hemingway viele Jahre seines Lebens verbracht hat, soll in ein Museum umgewandelt werden. Die kubanische Regierung hat die Witwe Ernest Hemingways eingeladen, um mit ihr über die Errichtung der Gedenkstätte zu beraten.



## NEUERSCHEINUNGEN

### Belletristik

*Louis Aragon*: Die Karwoche. Verlag Volk und Welt, Berlin, 696 S. 12,20 DM

*Johannes Arnold*: In erster Stunde. Mitteldeutscher Verlag, Halle, etwa 350 S.  
DM 6,-

*Klaus Beuchler*: Ein Mann geht durch die Nacht. Verlag Tribüne, Berlin, 150 S.  
etwa DM 6,20

*Leonhard Frank*: Sieben Kurzgeschichten. Aufbau-Verlag, Berlin, etwa 68 S.  
DM 15,-

*Heinrich Heine*: Werke und Briefe in zehn Bänden. Band 1. Aufbau-Verlag, Berlin, 587 S. Halbleder DM 26,70

*Karl-Heinz Jakobs*: Das grüne Land. (Treffpunkt-heute.) Mitteldeutscher Verlag, Halle, etwa 80 S. DM 1,-

*Jürgen Lenz*: Der Atlantik schweigt nicht. (Kleine Roman-Reihe.) Mitteldeutscher Verlag, Halle, etwa 250 S. DM 3,50

*Georg Christoph Lichtenberg*: homo sapiens. Aphorismen. Eulenspiegel Verlag, Berlin, 120 S. DM 4,80

*Georg Maurer*: Dreistrophenkalendar. Lyrik. Mitteldeutscher Verlag, Halle, 112 S.  
DM 10,-

*Margarete Neumann*: Der Spiegel. Mitteldeutscher Verlag, Halle, etwa 240 S.  
DM 4,80

*Erik Neutsch*: Bitterfelder Geschichten. Mitteldeutscher Verlag, Halle, etwa 360 S.  
DM 7,50

*Jan Rhein*: Hinter den hohen Mauern roter Mohn. (Die Reihe, 64.) Aufbau-Verlag, Berlin, 44 S. DM 1,95

*Ruth Werner*: Olga Benario. Verlag Neues Leben, Berlin, 452 S. DM 7,20

### Theorie

Frieden – Krieg – Militarismus im kritischen und sozialistischen Realismus. Sechs Aufsätze. Verlag Rütten & Loening, Berlin, etwa 240 S. etwa DM 5,80

## ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

*Fester Kurs auf weite Sicht*, von Otto Braun, „Sonntag“ Nr. 32/61

*Die wahre Alternative für die deutschen Geistesschaffenden*, von Alexander Abusch, „Sonntag“ Nr. 33/61

*Der Gegenwartsroman und sein Held*, von M. Auesow, „Kunst und Literatur“, H. 8/61

*Der Umschwung in Thomas Manns Weltanschauung*, von W. Dneprow, „Kunst und Literatur“ H. 8/61

*Der Subjektivismus in der Ästhetik und das Problem des Schönen*, von J. Astachow, „Kunst und Literatur“ H. 8/61



## Zu unseren Beiträgen

Elfriede Brüning arbeitet zur Zeit an einer Porträt-Reihe, die im Kongreß-Verlag herauskommen wird.

Der Beitrag von Hans Koch ist dem Werk „Marxismus und Ästhetik“ entnommen, das demnächst im Dietz Verlag erscheinen wird.

Die Verse Jewgenij Jewtuschenkos – aus der hier veröffentlichten Reihe Nachdichtungen neuerer Sowjetpoesie – entstammen einem deutschen Auswahlband seiner Gedichte, die Franz Leschnitzer im Auftrag des Verlages Volk und Welt übersetzt hat.

Gerda Schultz, geboren 1939, war bis vor kurzem Gast der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren in Rostock. Sie arbeitet jetzt an der Akademie der Wissenschaften, Berlin.

---

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.

Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5259. A 940

# ZEHN JAHRE



Der Union Verlag Berlin, der Buchverlag der Christlich-Demokratischen Union, vollendet im Herbst 1961 das zehnte Jahr seines Bestehens. In diesem verhältnismäßig kurzen, aber ereignisreichen Zeitraum hat der Verlag einen großen Kreis treuer Freunde gewonnen; Eigenart und Qualität seines Schaffens werden innerhalb wie außerhalb der Grenzen unserer Republik anerkannt. In der Behandlung aktueller politischer Probleme, in der literarischen Gestaltung zeitgenössischer Themen, in der Pflege des literarischen Erbes christlicher Prägung, in der Würdigung der sakralen Kunst und des Schaffens christlicher Künstler hat der Union Verlag Leistungen erreicht, die mit Ehren genannt werden können. Das weitere Programm des Union Verlages soll Zeugnis dafür geben, daß der Verlag bestrebt ist, seine Arbeit auf allen Gebieten ständig zu verbessern und dem Frieden und Fortschritt zu dienen.

# UNION VERLAG